

**Sagen
und Bilder
aus der Geschichte
der Neumark.**

Von

Paul Siens.

Selbstverlag des Verfassers.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.
1921.



GORZÓW WLKP.

Lippehne, Datum des Poststempels.

Zu Rom, Athen und bei den Lappen,
Da spä'h'n wir jeden Winkel aus,
Dieweil wir wie die Wilden tappen
Umher im eignen Vaterhaus.

Karl Simrock.

In den „Sagen und Bilder aus der Geschichte
sche ahnt, fließt der Sagenborn in unserer Neumark
altsreichen und an erziehlicher Bedeutung kaum
n auch einige der in dieser Sammlung mitgetheilten Sagen
h falsch gewesen, sie nicht einzureihen. Die Mehrzahl
t daher dem Leser ohne Zweifel unbekannt und
n wunderbare Ereignisse und unerklärliche Zustände, an
m Inhalte zumeist an. Andere sind ganz freie Phantasie-

40,-



GORZÓW WLKP.



Sagen und Bilder

aus der Geschichte
der Neumark.

Von

Paul Siens.



Selbstverlag des Verfassers.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

1921.



Sagen und Bilder

aus der Geschichte

der Heimatkunde

von

Paul Böhm

Nachdruck verboten.



GORZÓW WLKP.

Inhaltsverzeichnis.

I. Sagen aus der Neumark.

	Seite
1. Die ungetaufte Glocke	1
X 2. Das versunkene Kloster	3
X 3. Lobelhof	3
4. Die Kienstubben am Bellinshener Kirchturm	4
5. Der Teufelssee	5
6. Die Klausnerkapelle	7
7. Vom Egelstein zu Mohrin	8
X 8. Heidenopfer	9
9. Der Siebenbrüderberg	13
10. Die Bärenstäker	14
11. Der Gottesberg	15
12. Der Krebs im See zu Mohrin	17
13. Wie der Müller von Ischernow den Teufel betrog	17
14. Die feindlichen Brüder	19
15. Von der Gründung des Dorfes Lubiath	20
16. Wie das Dorf Krebsjauche seinen Namen erhielt	22
17. Der Teufel und der Kriegsknecht	22
18. Der dreibeinige Hase in Nieder-Finow	23
X 19. Der Werwolf	24
20. Wie der Markgraf Hans durch die Lüfte fuhr	25
21. Wie der Markgraf einen Sumpf entwässerte	25
22. Wie der Markgraf im Sommer über den See fuhr	26
23. Der Markgraf als Zauberer	26
24. Markgraf Hans und der Schäfer	27
25. Wie die Festung Cüstrin ihren Namen erhielt	28
26. Des Markgrafen Bett	28
27. Von zugemauerten Stadttoren	29
X 28. Joachim der Aeltere erlernt die Kunst des Zauberns	29
X 29. Brich dem Hungrigen dein Brot	30
30. Der Glockenguß zu Arnswalde	31
31. Der Teufelsdamm im Klopsee bei Lippehne	34
32. Wie die Bürger der Stadt Lippehne von alten Lasten befreit wurden	37
33. Vom Riesenstein am Wendelsee	38
34. Der Klickstein	45
35. Kreuz, wende dich von dem Borne	46
36. Wie Chursdorf seinen Namen erhielt	49
X 37. Von der Gründung Schönebergs	50
X 38. Die Gründung Soldins	50
X 39. Die tapfern Recker	51
X 40. Der bescheidene Müller	51
41. Wie der alte Friß und Seydlitz ihre Schläge bekamen	52
42. Der Reiter und das Klus	52



	Seite
43. Der Kronleuchter	55
44. Der eiserne Fisch	56
45. Landsberger Wahrzeichen	56
46. Freudenbera	58
47. Die sieben Brüder	59
48. Wie Bismarck in den Himmel kam	60
49. Der Reiter ohne Kopf	61
50. Der Feuerreiter	61
51. Die Heinzelmännchen	62
52. Die Here	63
53. Der Hexenritt	64
54. Das Koboldchen von Werblitz	65
55. Die Mahr	66
56. Totenerscheinungen	68
57. Der Paddenpuhl	68
58. Der große Krebs im Moriner See	69

II. Bilder aus der Geschichte der Neumark.

1. Die ersten geschichtlichen Nachrichten über die Neumark	72 - 75
2. Die Askanier erwerben die Neumark	75 - 78
3. Wie die Neumark ein deutsches Land wurde	78 - 84
4. In Bann und Interdikt. (Aus der Zeit des Einfalles der Litauer und Polen)	84 - 90
5. Die Nonne	90 - 92
6. Die Zeit der Luxemburger. 1373 - 1402	92 - 96
7. Die Herrschaft des deutschen Ritterordens und der Einfall der Hussiten	97 - 104
8. Das Trinkrecht der Stadt Lippehne	104 - 111
9. Alte Handelsstraßen	111 - 118
10. Die Neumark unter den ersten Hohenzollern	118 - 124
11. Eine Landsberger Wundergeschichte (1525)	124 - 131
12. Johann von Cüstrin	131 - 141
13. Die Einführung der Reformation in der Neumark	142 - 159
14. Zauberei und Hexenverbrennung	159 - 162
15. Das Gefecht bei Granow und die Plünderung Soldins 1627	162 - 168
16. Konrad von Burgsdorf	168 - 177
17. Feuersbrünste und Feuerlöschordnungen in früheren Jahrhunderten	178 - 181
18. Aus der Innungslade einer neumärkischen Kleinstadt	181 - 190
19. Friedrich Wilhelms I. Schulrevision in Giesenbrügge	191 - 195
20. Friedrich der Große als Kronprinz in Cüstrin (Ein Briefwechsel zwischen Vater und Sohn)	195 - 203
21. Urkundliche Nachrichten über die Schlacht bei Zorndorf	203 - 212
22. Landsberg zur Franzosenzeit	212 - 220
23. Aus dem Revolutionsjahr 1848	220 - 222
24. Neumärkische Zaubersprüche	222 - 224





1. Die ungetaufte Glocke.

Viele Sagen in der Neumark knüpfen sich an große Steine, alte Kirchen, verschwundene Ortschaften, Teiche, Seen und Glocken. Man braucht nur eine Tagereise zu machen und kann gewiß sein, einen Glockensee, Glockenteich, Glockenweiher oder auch Glockenfenn anzutreffen. Ueberall wird erzählt, daß man in der Abendstunde die Glocken in dem See, Teich oder Weiher hat deutlich und klar läuten hören. Wenn Kinder und Erwachsene in großen, schattigen Wäldern nach Sonnenuntergang den Schall ferner Glocken vernehmen und nicht zu sagen vermögen, aus welcher Richtung die Schallwellen erklingen, so sind sie nur allzugern bereit, den traulichen Erzählungen der Alten von den Winterabenden her zu glauben und sich selbst zu überreden, daß die Glockenklänge aus baumumkränzten und im tiefen Waldesdickicht liegenden Teichen oder Seen zu ihnen schallen. Manchmal will man sogar schon die Kirchturmspitze, die vollständige Kirche, ja das ganze Dorf gesehen haben. Die Bewohner mit all ihrer Habe sollen untergegangen sein wegen unsühbarer Schuld und großer Freveltaten.

Wie ist nun aber die Glocke in den See gekommen? Unsere Sage berichtet uns darüber folgendes: Ringsum von dunklen Kiefern- und Tannenwäldern bekränzt, liegt das kleine, schmucke Dörflein Zettitz. Dort steht eine uralte, einfache Kirche mit einem Holzturm. Ersteigen wir den Turm, so sehen wir zwei Glocken, von denen eine den Namen „Anna“ und die andere den Namen „Susanna“ führt. Außerdem bemerken wir jedoch noch einen dritten Glockenstuhl, der zum Tragen einer Glocke vollständig eingerichtet ist, aber die Glocke fehlt. Nur kurze Zeit, so berichtet die Sage, habe die Glocke ihren Platz eingenommen und die Bewohner durch ihren milden und



silberklaren Klang erfreut. Warum ist sie heute verschwunden? Als der Glockengießer den Auftrag erhalten hatte, für die Kirche die drei Glocken zu gießen, hatte er es vergessen, der letzten Glocke einen Namen zu geben und sie zu taufen. Weil sie nun einen solch wunderbaren Klang hatte, wollte er sie nicht noch einmal umgießen. Nach dem Glauben des Volkes kann aber eine ungetaufte namenlose Glocke ihre Aufgabe nicht erfüllen. Weil der Meister sie jedoch nicht zurücknehmen wollte, brachte man sie doch auf den Turm. Die beiden anderen Glocken verachteten und verschmähten oft ihre namenlose Schwester und mochten sie nicht leiden. Da konnte es die ungetaufte Glocke nicht länger in der Gesellschaft der beiden anderen aushalten, und als an einem schönen Abende die Sonne mit ihren letzten, feurigen Strahlen durch die Lufen des Kirchturmes auf die drei Geschwister sah, da befreite sie sich aus ihren Banden und flog davon. Ihren zänkischen Schwestern aber rief sie beim Scheiden zu:

„Anna, Susanna, ich fliege aus,

Und komme mein Lebtag nicht mehr nach Haus!“

Sie gelangte endlich müde und matt bis an einen Waldsee und fiel hinein.

Schon oft, so berichtet die Sage weiter, hat man versucht, die Glocke aus dem See zu winden, aber immer vergeblich. Einmal hatten Holzarbeiter die Glocke bis an den Rand des Sees gezogen, da sie es aber nicht vermochten, sie ganz herauszuziehen, so holte man aus dem nahen Dorfe zwei Pferde herbei und spannte sie davor. Als aber der Knecht, der ein roher und gottloser Mann war, zu fluchen anfing, da sank sie wieder zurück und zog den Knecht mit seinen Pferden auch mit hinein in das kühle Grab.

Es wird auch nicht mehr lange währen, so wird der See vollständig zugewachsen sein. Er teilt hierin das Schicksal mit jedem anderen Glockensee, Glockenteich und Glockenfenn. Die Bewohner aber vergessen mehr und mehr die Sagen von verschwundenen Dörfern, Städten, Kirchen und Glocken.



2. Das versunkene Kloster.

Dort, wo die Kunststraße von Berlinchen, der Perle der Neumark, nach Bernstein, der kleinsten Stadt des Soldiner Kreises, führt, liegt der Hopfensee. Er ist nur klein, soll aber doch unergründlich tief sein. Früher, so wird berichtet, stand dort ein Berg, auf welchem ein Nonnenkloster erbaut war. Als in späteren Zeiten die Nonnen ihr Gelübde der Keuschheit und Armut vergaßen und ein ausgelassenes Leben führten, kam das Strafgericht Gottes über sie, und das Kloster ging an einem Johannistage während eines furchtbaren Sturmgewitters, das bis zum Abend dauerte, unter. Als am nächsten Morgen die Sonne wieder lachte, war das Kloster verschwunden, und an seiner Stelle lag ein tiefer, blauer See. An jedem Johannistage steigt aus der Tiefe des Sees eine Jungfrau empor und wartet, ob nicht jemand kommt, sie und ihre Schwestern zu erlösen. — Nur ein Sonntagskind würde es vermögen. Bis jetzt aber harren sie vergeblich darauf.

* * *

Eine andere Erzählung berichtet, daß es kein Kloster, sondern ein festes, mit Mauern, Gräben und Wall umgebenes Schloß gewesen, welches in dem Hopfensee untergegangen sei. Hier habe früher ein Herr von Boß gehaust, der als Wegelagerer weit und breit bekannt und gefürchtet war. Da aber sein Uebermut zu groß ward, kam ein schweres Ungewitter und vernichtete das Schloß samt seinen Bewohnern. An jener Stelle entstand der Hopfensee. An jedem Johannistage steigt eine Nixe aus seinen Fluten und setzt sich auf einen Stein, der am Ufer liegt und den Namen Nixenstein führt. Viele Leute wollen an diesem Tage schon ihr Wehklagen gehört haben. Die Nixe soll eine Kammerfrau in dem Schlosse des Raubritters gewesen und vielen Anteil an der schweren Schuld des Herrn von Boß gehabt haben.

3. Tobelhof.

Nah bei Berlinchen liegt Tobelhof. Wie der Ort seinen Namen erhielt, berichtet folgende Sage. Friedrich der Große



der wie der Markgraf Hans selbst in seinem Lande nach Recht und Ordnung zu sehen pflegte, kam auf einer Reise von Landsberg nach Berlinchen auch in diese Gegend. Früher war der Wald, der zwischen beiden Städten liegt, noch größer und dichter. Man war auf dem ganzen Wege keiner Menschenseele begegnet. Als man nun nicht weit von Berlinchen an eine Lichtung kam, hörte man eine Kinderstimme laut und kräftig schreien. Da man sich nun nach dem kleinen Schreier näher umschaute, sah man unter einem wilden Birubaum einen Tobel oder Tragkorb stehen, worin ein kleiner Knabe lag. Sonst aber war kein Mensch weit und breit zu finden, wie man auch danach forschen mochte. Der König befahl, den kleinen Burschen mitzunehmen. Alle weiteren Nachforschungen nach den Eltern des Kindes waren vergeblich. Der alte Friß gab nun den Knaben zu einem Bauern in Kost und Pflege. Als er groß war, schenkte er ihm das Land, wo man ihn im Tobel gefunden hatte, und baute ihm sogar eine große Wirtschaft auf, die den Namen „Tobelhof“ erhielt.

4. Die Kienstubben am Bellingener Kirchthurm.

Vor vielen hundert Jahren gab es in der Neumark noch wahre Urwälder. Wer sich nicht in ihnen zurechtfinden konnte, kam gar leicht in die Gefahr, sich vollständig zu verirren. Auch in der Gegend von Bellingchen an der Oder, unterhalb Behden, war ehemals weiter nichts als ein großer Wald. Eines Tages ritt eine Gräfin mit ihrem Gefolge auf die Jagd. Ihr Reitpferd war ein guter Kenner, und bei der Verfolgung einer Hirschkuh verlor die Gräfin ihr Gefolge im Waldesdickicht. Es brach der Abend herein, aber sie konnte ihr Jagdgesolge nicht finden. Zwei Tage irrte sie hin und her und sättigte sich mit den Beeren des Waldes. Als der Morgen des dritten Tages anbrach und sie einige Stunden den Ausweg gesucht hatte, da sah sie plötzlich einen frisch abgehauenen Kienstubben liegen. Da wurde ihre Hoffnung neu belebt, und sie dachte, hier müssen doch irgendwo Menschen wohnen. Sie stieg herab von dem Pferde und



band es an einem Baume fest. Sie selbst setzte sich auf den Kienstubben nieder und wartete, ob nicht jemand kommen würde, der ihr helfen könnte; denn sie war matt und konnte kaum weiter. Als sie sich näher umblickte, sah sie noch mehrere Baumstämme liegen, die frisch gefällt waren; da wurde ihre Hoffnung noch größer. Nach einer Stunde kamen auch wirklich Leute, das waren Waldarbeiter aus dem nahegelegenen Dorfe Bellinchen, die zeigten ihr den rechten Weg, und sie kam glücklich heim. Aus Dankbarkeit hat sie darauf die Kirche in Bellinchen gebaut und dem Orte ihr ganzes Vermögen vermacht. Zum Andenken und ewigen Gedächtnis an sie hat man am Kirchturm statt eines hohlen Metallknopfes den abgerundeten Kienstubben, auf welchem die Bellinchener die Gräfin sitzend fanden, angebracht, und der sitzt noch dort oben bis auf den heutigen Tag.

5. Die Sage vom Teufelssee.

Diese Sage will uns von einem verschwundenen Dorfe, das Linde geheißen haben soll, erzählen. Nicht weit ab von dem waldumgebenen Landstädtchen Woldenberg liegt ein kleiner Teich, der den Namen „Teufelssee“ führt. Früher soll er, wie es auch die ihn umgebende Wiesenniederung vermuten läßt, bedeutend größer gewesen sein. Dieser kleine See soll sehr tief und fischreich sein.

Unsere Sage berichtet nun, daß hier vor tausend Jahren ein reiches Dorf mit einer Kirche gestanden habe. Der Boden ringsum ist noch heute sehr fruchtbar und beut den fleißigen Ackerleuten reichen Erntesegen dar. Die Bewohner damaliger Zeit hatten oft unter großem Mangel an Trinkwasser zu leiden. In einem trockenen Jahre wurde die Not so groß, daß die Leute das Wasser für Menschen und Vieh von fern herbeitragen mußten. Die Brunnen trockneten vollständig aus, und als man an anderen Stellen neue grub, blieb die Arbeit ohne Erfolg.

Da kam eines Tages ein alter Mönch in grauer Kutte daher gepilgert. Er hat um Geld und Lebensmittel, aber



niemand wollte ihm etwas geben. Da schalt er die hartenherzigen Bauern und sagte, daß er die Macht und auch die Absicht besäße, ihnen zu helfen. Nun versprachen sie ihm große Geldsummen, wenn er ihnen helfen und ihnen klares und trinkbares Wasser verschaffen würde.

Unter der Leitung des alten Mönches wurde jetzt von den Dorfbewohnern ein großer Brunnen gegraben. Man war noch garnicht tief in die Erde gedrungen, als plötzlich frisches und klares Quellwasser hervorsprudelte. Das Wasser floß in so reichlichem Maße, daß es vollkommen ausreichend für das ganze Dorf war. Auf Anordnung des Mönches wurde die kostbare Quelle durch ein Mauerwerk eingefast. An einer Seite wurde eine große Oeffnung angebracht, die aber für gewöhnlich geschlossen bleiben sollte.

Als nun die Bewohner zusammenkamen, um den Mönch zu bezahlen, kam es der Beiträge wegen zwischen ihnen zu großen Streitigkeiten. Einige Geizhälse weigerten sich überhaupt, den auf sie fallenden Betrag zu entrichten, andere wieder wollten weniger dazu beisteuern, denn sie meinten, sie hätten einen kleineren Haushalt und sie brauchten daher auch weniger Wasser. Nur einige Verständige wollten ihr Versprechen halten und ihr Teil zahlen. Als der Mönch das sah und hörte, ward er unwillig und verließ entriistet und zornig den Ort.

Ein Jahr darauf feierten die Bewohner des Dorfes ein großes Fest. Drei Tage hindurch wurde gezecht und geschmaust, gejubelt und getanzt. Als man sich am dritten Abend endlich müde und ermattet zur Ruhe legte und in der Nacht keine Menschenseele im Dorf wach war, erschien der Mönch, welcher den undankbaren Dorfbewohnern das Wasser gespendet hatte. Er öffnete den Brunnen und schlug das Loch mit einem Hammer noch größer. Da rauschte und strömte das Wasser wie aus einem Bergstrom hervor. Bald war das ganze Dorf und seine Umgebung überschwemmt. Die schlaftrunkenen Bewohner versuchten zwar, sich zu retten, aber

sie gingen unter mit ihrer ganzen Habe. Ihre Häuser stürzten ein, und die Kirche versank.

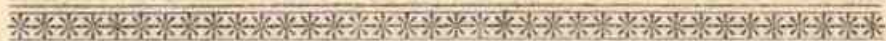
In jedem Jahre am 24. Juni kann man noch heutigen Tages den Klang der Glocke vernehmen, und bei schönem Wetter wollen manche sogar in den spiegelklaren Fluten des Sees die Kirche, wohl auch das ganze untergegangene Dorf gesehen haben. An jedem Johannistage erscheint auch auf der Oberfläche des Wassers eine Seejungfer und stößt einen Warnungsruf aus. Wer sie sieht und ihre Stimme hört, muß nach dem Glauben des Volkes noch in demselben Jahre sterben.

6. Die Klausnerkapelle.

Südöstlich von Königsberg i. d. Neumark liegt das Dorf Nordhausen. Nicht weit davon soll vor vielen Jahrhunderten an dem Ostufer des reizend gelegenen Belgener Sees eine kleine Waldkapelle gestanden haben. Das Fundament und Reste davon sollen als Zeugen der Vergangenheit noch bis in die jüngste Zeit vorhanden gewesen sein. Ein Ritter aus dem Orden der Templer, welche als die ersten die Neumark erobert und die Heiden unterjocht hatten, soll sie erbaut haben. Da er in einem heißen und blutigen Gefechte von den heidnischen Wenden bis auf den Tod verwundet worden war, konnte er an den ferneren Kämpfen seiner Ordensbrüder gegen die Heiden nicht mehr teilnehmen. Weil er jedoch besonders heilkundig war und alle Pflanzen, welche den Kranken und Verwundeten Heilung und Erquickung zu bringen vermögen, genau kannte, ist er dadurch für Christen und Heiden in der ganzen Umgegend zu einem Segen geworden. Die Nachwelt hat auch sein Andenken bewahrt bis auf den heutigen Tag.

Der Templer soll vor allen Dingen die Einsamkeit geliebt und keine andere Gesellschaft bei sich geduldet haben als ein weißes Reh mit roten Augen und eine weiße Taube mit roten Füßen. Das waren seine getreuen Gehilfen, wenn er in Wäldern und Feldern der Umgegend seine heilbringenden Pflanzen einzusammeln pflegte.





Noch jetzt, viele hundert Jahre nach seinem Tode, waltet er segensbringend in dieser Gegend. Wer an Starrkrampf, offenen Wunden, heftigen Krämpfen oder anderen unheilbaren Krankheiten zu leiden hat, muß am Johannistage allein zur Waldkapelle pilgern und zur Mittagszeit, wenn in den umliegenden Dörfern die Glocken läuten, ein „Vaterunser“ und ein „Herr, erbarme dich“ sprechen. Steigt er sodann zum naheliegenden See, so kann er in dessen klaren Fluten den Klausner in seinem weißen Ordensmantel mit dem roten Kreuze auf der Brust erblicken. Der zeigt mit seiner rechten Hand — je nach der Art der Krankheit — auf die Gestalt einer weißen Taube oder eines weißen Rehens. Wo er nun diese auf dem Felde oder im Walde in der Abendstunde stehen sieht, da findet er die ersehnten Heilpflanzen, die sonst an keiner anderen Stelle in der ganzen Umgegend so heilkräftig anzutreffen sind.

7. Vom Ekelstein zu Mohrin.

Von den großen Steinen, die man hie und da in der Neumark findet, werden allerlei sonderbare Geschichten erzählt. Am Mohriner See liegt der sogenannte Ekelstein. Der hat ein so großes Loch, daß man bequem den Ellenbogen eines erwachsenen Menschen hineinpassen kann. Von diesem Steine wird folgendes berichtet:

In der Stadt Mohrin war vorzeiten ein Delhändler, der war weit und breit als ein Geizhals und Knapphans bekannt und scheute sich nicht, zu geringes Maß zu geben. Besonders schädigte er die Armen, welche bei ihm borgen mußten und es daher nicht wagten, ihn beim Stadtrichter zu verklagen. Einmal kommt auch eine so arme Frau zu dem geizigen Händler, um sich ein Ekel (auch Defel genannt, d. i. ein kleines Hohlmaß) Del zu holen. Der unverschämte Händler scheut sich nicht, das arme Weib zu betrügen. Da sie nun aus dem dunklen Kramladen ins Freie kommt und gewahrt, daß sie betrogen sei, fängt sie an zu jammern und zu schimpfen. Da tritt ganz von ungefähr ein Mann zu ihr und fragt sie,



warum sie so zornig sei. Die Frau erzählte ihm, daß der Händler sie wieder durch falsches Maß geschädigt, und klagt, wie es so traurig sei, daß sie ihn nicht einmal verklagen könne, weil sie ihm verschuldet sei. Da kehrt der Fremde um, tritt in den Laden des Krämers, faßt den Geizhals bei den Haaren, stößt ihn vor sich her bis an den See, wo der große Stein lag, und stößt seinen Ellenbogen mit solcher Wucht in den Stein, daß eine Vertiefung entstand, die genau ein Egel faßte. Der Krämer schreit laut auf vor Schmerz, aber der Fremde sprach: „Nun wirst du wohl wissen, wie groß ein richtiger Egel sein muß, probiere es nicht wieder, die Armen zu betrügen“. Von der Zeit an hat es der Krämer nie wieder getan.

8. Heidenopfer.

Du winkst. Nun wohl, ich gehe,
Doch wo ich stehe,
Soll stets in besten Mannesjahren
Ein Christ hinab zur Tiefe fahren.

Schwer und träge, ruhig und ohne jegliche Bewegung liegen die Wellen des Tankower Sees da. Die heißen, sengenden Strahlen der Sommersonne haben das Wasser angenehm erwärmt. Wohl sehnen sich die Bewohner der Umgegend nach einem erfrischenden Bade nach des Tages Last und Mühen, und das reine, klare Wasser mit seinen sandigen Ufern scheint besonders dazu einzuladen. Dennoch gibt es viele alte und erfahrene Leute, die vor allem Fremde davor nachdrücklichst warnen. Haben sie es doch schon häufig, gar zu häufig erlebt, daß der See „von Zeit zu Zeit — die Reihe der Jahre ist nicht bestimmt“ — sein Opfer haben will. Einer alten Sage nach sollen besonders Männer: stark, gesund kriegstüchtig und in den besten Jahren dazu ausersehen sein. Das ist die Strafe dafür, daß einst vor nunmehr fast 1000 Jahren christliche Eroberer auf Anraten eines christlichen Priesters die Gesetze und Gebote christlicher Nächstenliebe und

christlichen Erbarmens vergaßen und selbst Kinder und Frauen in dem eroberten Heidenlande, wie einst die Israeliten die einheimische Bevölkerung im Lande Kanaan, abschlachten und vernichten wollten.

Die Templer hatten unter Führung ihres tapferen, gerechten und milden Führers, des Herrenmeisters Friedrich von Alvensleben, am Mohriner See unter dem wunderbaren Beistande Gottes ein großes Wendenheer in einer schweren und blutigen Schlacht völlig besiegt. Für immer schien die Macht der Heiden gebrochen und das neue fruchtbare Land den Deutschen wiedergewonnen zu sein. In der großen Massiner und Golliner Heide sammelten sich jedoch die Slaven, durch Zuzug verstärkt, noch einmal zum letzten entscheidenden Kampfe. Am östlichen Rande der großen Heide, dort wo der fischreiche Tankower See lag, feierten die Slaven seit altersher ihren Göttern zu Ehren das fröhliche Fest der Sommer Sonnenwende. Diesen Ort hatten sie heute ausersehen zu blutigem Tanze mit den Christen. Hier sollte sich entscheiden, ob ihre alten Götter zukünftig in dem Lande rechts der Oder herrschen würden oder der Christengott.

Die Heiden waren voller Zuversicht; denn das Heer der Christen war nur klein und dazu von dem langen Marsch durch den großen unbekanntem Wald in dieser heißen Jahreszeit fast zum Tode ermattet und erschöpft. Aber das Kriegsglück wandte sich abermals den Templern zu. Die Heidenschar wurde völlig geschlagen und der Rest, welcher trotz der Aussichtslosigkeit auf Erfolg erbittert weiter kämpfte, erbarmungslos in die Fluten des Tankower Sees getrieben.

Die Frauen und Kinder im Heidenlager hatten einen andern Ausgang des Kampfes erwartet, daher hatten sie zu lange mit der Flucht gezaudert und waren von einer kleinen Abteilung des Christenheeres plötzlich eingeschlossen worden. Sie verlangten, zu dem Führer der Christen gebracht zu werden. Friedrich von Alvensleben, der stets ein Freund der Verlassenen und Elenden gewesen, erklärte sich sogleich bereit, eine Abordnung von ihnen zu empfangen.



Die Wenden sandten 12 schöne, kluge und verständige Jungfrauen zu dem Herrenmeister. Die baten in bewegten Worten um Leben und Freiheit. Als nun Friedrich von Alvensleben mit seinen Ordensrittern eine Beratung abhielt, erklärten sich auch fast alle seine Mitkämpfer bereit, gegen die Frauen, Kinder und Greise der besiegten Feinde christliche Gnade walten zu lassen. Das lag aber nicht in dem Sinne des finsternen Legaten, der im Auftrage des Papstes die Templer auf ihren Kriegszügen begleiten mußte. Er wollte alle Heiden in der Neumark ausgerottet wissen. Was half es, daß der milde Alvensleben und der größte Teil der Ritter des Templerordens fest blieben. Der Legat wußte durch seine Reden die Kampfgenossen der Ordensritter auf seine Seite zu bringen. Ja er drohte den Templern sogar mit dem päpstlichen Bannstrahle.

So erteilte man den grausamen Befehl, das Heidenlager zu zerstören und alles Lebendige, Menschen und Vieh, mit dem Schwerte umzubringen. Die Schätze aber, welche man antreffen würde, sollte man der Kirche als Opfer darbringen. Als sich nun die Krieger dem Lager näherten, kamen ihnen wieder jene 12 Jungfrauen unter Anführung eines alten Heidenpriesters entgegen. Sie wollten erfahren, was beschlossen sei, und hofften, ihren Angehörigen gute Botschaft bringen zu können. Als sie jedoch erfuhren, was man im christlichen Lager beschlossen, waren sie starr vor Entsetzen. Sie rangen ihre Hände und flehten zu ihren Göttern um Schutz und Hilfe. Plötzlich rauschten und brausten die Wellen des nahen Sees. Ein Sturmwind wälzte große Wassermoggen heran. Die 12 Jungfrauen eilten noch schnellen Laufes dem Lager der Ihrigen zu. Aber auch hier waren schon die mächtig schäumenden Wogen hereingebrochen. In kurzer Zeit verschlang zum Entsetzen und Erstaunen der Christen der wilde See das ganze Lager, daß nichts davon übrig blieb.

Auf den aufgeregten und wild rasenden Fluten des Sees sahen jedoch die Krieger der Deutschen eine weiße Gestalt, wie sie meinten, eine der 12 Jungfrauen, die Tochter des

Priesters, noch lange Zeit hin und her tanzen. Bald lachte sie höhnisch und winkte die Christen herbei, bald hob sie drohend die Arme empor und stieß zornige Worte hervor. Als der Legat herbeigerufen wurde, um die sonderbare Erscheinung zu bannen, da wandelte sich bei der Jungfrau ganz Ansehen und Gestalt. Wie ein Wesen aus anderer Welt erhob sie sich riesengroß und rief dem hartherzigen Priester zu:

„Du winkst. Nun wohl, ich gehe.
Doch wo ich stehe,
Soll stets in besten Mannesjahren
Ein Christ hinab zur Tiefe fahren.“

Darauf verschwand die Gestalt. Im Christenheere herrschte jedoch keine frohe Siegesstimmung. Finster und bleich schritt der päpstliche Legat einher. Zornig und vorwurfsvoll blickten ihn Abensleben und seine Krieger an. Es wurde beschlossen, sogleich am nächsten Tage die Gegend zu verlassen und in die Heimat zu ziehen.

Am nächsten Morgen, noch ehe die Sonne aufging, erwachte der päpstliche Legat aus einem unruhigen Schlaf. Er war matt und müde, wie nur am Abend zuvor. Als er das Lager verließ und in die Nähe des Sees kam, war es ihm, als winke gar freundlich und verlockend eine weiße Gestalt und lade zum Bade. Unablässig mußte er dorthin starren, unwiderstehlich zog es ihn zum frischen Wasser. Er konnte auch nicht lange dem eigenen Wunsche, seinen ermüdeten Körper durch ein erfrischendes Bad neu zu beleben, widerstehen. So entledigte er sich seiner Kleidung und stieg in die kühle Flut. Kaum hatte er jedoch den Versuch gemacht, eine kleine Strecke in den See zu schwimmen, so verließen ihn seine Kräfte und lautlos sank er in die Tiefe. Als die Christen nun einige Stunden später aufbrachen, suchte man den Legaten vergeblich im Lager. Nach kurzer Zeit fand man seine Leiche am Ufer des Sees.

Später haben Ansiedler hier eine Stadt gegründet. Während jedoch andere Städte in der Neumark volkreicher wurden und zu herrlichen Gemeinwesen heranblühten, ^{leiste}



Tankow das Schicksal der Städte Berneuchen und Neuenburg. Die Bürger konnten hier nicht zu Reichtum und Wohlstand gelangen. Darum verließen sie den Ort, der noch vor dem Dreißigjährigen Kriege zu einem kleinen Dorfe herabsank.

9. Der Siebenbrüderberg.

Wer auf dem alten Wege, der ehemals von Jellin nach Mohrin führte, dahin wanderte, kam auch an dem Siebenbrüderberge vorbei. Einmal hüteten sieben Söhne eines reichen Bauern ihre Herden in dieser Gegend. Da sie nun eines Tages nicht wußten, wie sie die Zeit dahinbringen sollten, verübten sie allerlei Mutwillen. Zuletzt trieben sie sogar mit ihrem Frühstück Hohn und Mißbrauch. Der jüngste Bruder, der nicht daran teilnehmen wollte, wurde von den andern verlacht, ja, als er drohte, es den Eltern zu sagen, hart geschlagen. Er entfloh daher in das nahe Gebüsch und schaute von hier aus dem gottlosen Treiben der Brüder zu. Da nahm der älteste Bruder, der doch den anderen ein Vorbild hätte sein sollen, einen großen Käse, rollte ihn den Berg hinunter und warf sogleich ein Brotstück hinterdrein. Als sie nun sahen, wie das Brot den Käse überholte, lachten sie über die Massen, und der eine von ihnen rief unter dem Beifall der anderen Brüder: „Düvel rönnt, und use leve Herrgott kriegt emm!“ Kaum aber hatte er diese gotteslästerlichen Worte ausgesprochen, so wurde er stumm und starr und verwandelte sich in eine Steinsäule. Auch den anderen Brüdern erging es gleicherweise. Als nun der jüngste Bruder sich darüber wunderte, daß das laute und übermüthige Treiben und Schreien der Brüder so ganz und gar verstummt war, kam er vorsichtig aus seinem Versteck hervorgekrochen und eilte den Berg hinauf. Hier aber sah er nur 6 große gewaltige Steine. Die legten viele hundert Jahre Zeugnis von der Wahrheit des Bibelwortes ab: „Gott läßt sich nicht spotten!“ — Wohl sind jetzt die Steine verschwunden, aber die Sage erzählt man noch heute im Lande.



10. Die Bärenstäter.*)

In den umliegenden Dörfern nennt man die Bewohner der Stadt Reetz wohl auch Bärenstäter. Wie ist man dazu gekommen?

Ein Mann lud Erbsenstroh auf, das in große, länglich-runde Bündel gebunden war. Da fiel ein Bund vom Wagen, und weil ein starker, heftiger Wind war, trieb er das Strohband auf der Straße immer vor sich her, nach Reetz zu. Als das aber etliche Reetzer sahen, wurden sie in große Angst versetzt, weil sie glaubten, es sei ein Bär, der auf der Landstraße einhergetummelt käme. Sie brachten durch ihr Geschrei die ganze Stadt in Aufruhr. Da kamen denn jung und alt zusammengelaufen, mit Gabeln, Sensen und Stangen bewaffnet. An ihre Spitze stellten sich einige beherzte Männer, an denen es nach dem Zeugnisse der umliegenden Bewohner in Reetz nie gefehlt hat, um das ihnen entgegentroddelnde Ungetüm zu erstechen. Als sie aber näher kamen, erkannten sie ihren Irrtum und gingen beschämt nach Hause. Die Nachbarorte aber nennen die Reetzer noch heutigen Tages die „Bärenstäter“ (Bärenstecher).

Einige erzählen die Geschichte auch von den Mohrinern, und es kann sein, daß diese außer dem Krebs auch den Bären auf ihrem Gewissen haben.

Auch in Görz, so berichtet man, ist etwas ganz Ähnliches passiert. Knechte, die in der Stadt viel getrunken hatten, fuhren spät abends nach Hause. Da der Weg von vielem Regen fast grundlos war, kamen die Pferde nur schwer vorwärts. Darüber waren die betrunkenen Knechte unwillig und schlugen erbarmungslos auf die armen Tiere ein. Plötzlich blieben die Pferde des letzten Wagens ganz stehen, so daß auch kein Schreien und Schlagen helfen wollte. Als der eine Knecht herunterstieg, um zu sehen, was schuld daran sei, sah er dicht vor dem Wagen ein großes Ungetüm liegen. Erschrocken rief er: „Ein Bär, ein Bär!“ Der hatte schon

*) Die gleiche Sage wird auch in der Altmark erzählt. Wahrscheinlich ist sie von dort aus in die Neumark gewandert.

lange in der Umgegend sein Umwesen getrieben. Entsetzt hieben die vorderen Knechte auf ihre Pferde ein und flohen. Als man beim nächsten Morgengrauen hinausging, standen die Pferde noch vor dem — Bund Stroh, welches von dem vorderen Wagen heruntergefallen war und das man in der finsternen Nacht für einen Bären gehalten hatte.

11. Der Gottesberg.

Der schöne Rheinstrom ist uns Deutschen auch vor allen Dingen durch die vielen Sagen, die hier in alten Zeiten entstanden, lieb und wert geworden. Weit und breit bekannt ist die Geschichte von Karl dem Großen, der alle Jahre in der Neujahrnacht an den Ufern des Stromes entlang zieht und die Nebenhügel segnet.

Auch in dem Lande rechts der Oder wird eine ähnliche Sage erzählt. An dem rechten Ufer dieses Stromes liegt der alte Marktflecken Zöllin, den der geschichtlichen Ueberlieferung nach der tapfere Markgraf Albrecht der Bär gegründet hat. In der Nähe liegt ein sanft ansteigender Berg, dessen größter Abhang von den warmen Strahlen der Morgen- und Mittagssonne beschienen wird. Schon in alten Zeiten führte er den Namen Gottesberg.

Von ihm wird uns folgende Sage berichtet: Alle Jahre in der Neujahrnacht zwischen 12 und 1 Uhr öffnet sich von selbst eine kleine Seitenthür der Kirche in Zöllin, und 13 weißgekleidete Männer kommen langsamen und feierlichen Schrittes aus dem Gotteshause. Es sind der Prior und die ersten Mönche des Cisterzienserklosters, die einst vor nun fast 1000 Jahren in dieses neue Land zogen, welches die Markgrafen den Heiden entrissen hatten. Draußen auf dem Kirchhofe ist es indessen auch lebendig geworden. Hier steht erwartungsvoll eine dichtgedrängte Menge, zu Tausenden zählend, in weißen Kleidern. Ein Teil trägt weiße Kapuzen, es sind ehemalige Cisterziensermönche; ein Teil ist barhäuptig, es sind die Wenden, welche durch die frommen Gottesmänner zu Christo bekehrt wurden. Der Prior und seine Begleiter



schreiten, leise Psalmen singend, langsam und ernst durch die Menge. Dann steht der Prior auf der höchsten Stelle des Berges still, erhebt feierlich das große Kreuz in seiner rechten Hand zum Himmel empor, einige Worte des Gebetes murmelnd; dann überreicht er das Kreuz dem ältesten Mönche, hebt beide Arme segnend empor und weicht in altgewohnter Art den Gottesberg, das Ackerland, die Wälder, Wiesen und Fluren weit und breit um Zellin zu neuer Fruchtbarkeit. Darauf stimmt er, begleitet von der Menge, das „Herr, erbarme dich!“ an. Erst klingt es leise und kaum hörbar, dann aber schwillt der Gesang an, wird immer stärker und ist weit im Lande zu hören. Nachdem der Prior und die Mönche das Volk in feierlicher Prozession um den Gottesberg geführt haben, steigen sie wieder auf den Kirchhof. Bald verschwinden alle Gestalten. Der Prior und die Mönche gehen zur nämlichen Thür wieder hinein in das Gotteshaus. Während sich die zwölf Mönche vor dem Altar niederwerfen, hält der Prior wie in „alten Zeiten“ eine Messe. Dann öffnet sich der Fußboden, und die letzten Toten verschwinden.

Der Gottesberg war zur Heidenzeit mit Bäumen und Sträuchern bedeckt. Als aber die Cisterzienser weite Strecken um Zellin entrodet und urbar gemacht hatten, zogen sie Ansiedler aus dem Westen des deutschen Vaterlandes herbei und bevölkerten das Land mit Christen. Da sie nun weniger Arbeit hatten, gingen sie auch daran, den Gottesberg zu entrodern. Der fruchtbare Boden, beschienen von den warmen Strahlen der Morgen- und Mittagsonne, deuchte ihnen zu schade für den Ackerbau. Daher sagten sie: „Hier wollen wir uns einen Weinberg anlegen! Sollten wir nach Mühe und Arbeit uns nicht auch an Gottes Gaben freuen können?“ So waren sie nahe daran, ihr Gelübde und ihre Ordensregeln zu vergessen, die ihnen doch harte und unverdrossene Arbeit zur Pflicht machten. Aber was geschah? Wohl wuchsen die Reben kräftig und üppig empor, die Trauben dagegen wurden nicht reif. Darin sah der Prior einen ersten Fingerzeig Gottes. Er versammelte die ganze Bruderschaft und sagte zu



ihnen: „Gott hat uns durch die Mißernte des Weines in drei Jahren zeigen wollen, daß ihm unser Beginnen nicht wohlgefiel. Darum wollen wir den Berg und das angrenzende Land in 12 gleiche Teile zerlegen. Ihr aber geht hinaus in die „Neue Mark“ und befehrt die Heiden zum Evangelium von Christo.“ Die Arbeit war nicht vergeblich. Die ersten 12 Heiden wurden auf die Namen der 12 Apostel getauft, und jeder erhielt einen Teil des Berges und Ackers sowie ein kleines Häuschen als Eigentum. Das Kloster ist verschwunden, aber das Andenken an die Mönche und ihre segensbringende Arbeit in dem Lande rechts der Oder ist im Volke noch vorhanden bis auf den heutigen Tag.

12. Der Krebs im See zu Mohrin.

Die Stadt Mohrin ist besonders durch den großen Krebs bekannt geworden, der der Sage nach auf dem Grunde des Mohriner Sees angefettet liegt. Der Krebs, so berichtet man, rüttelt zuweilen gewaltig an seinen schmiedeeisernen Ketten und will sich befreien. Dann heult, braust und tost der See, und es entsteht ein Sturm und Unwetter, als wollte die Stadt und die Welt untergehen. Sollte es dem Krebs einmal gelingen, sich zu befreien, erzählt man weiter, würde es in der Welt mit allem rückwärts gehen, und alle Errungenschaften der Neuzeit, an denen ja auch schon Mohrin seinen Anteil besitzt, gingen wieder verloren. Hoffen wir, daß der rückwärts schreitende Krebs sich nicht von seinen Ketten befreit!

13. Wie der Müller von Tschernow den Teufel betrog.

Gar zu oft, erzählen die alten Leute, hat man den Teufel betrogen und ihn hintergangen, aber klüger ist er doch nicht geworden. Wie der Teufel wieder einmal überlistet wurde, erzählt uns auch die folgende Geschichte.

Als die Templer das Land Sternberg eroberten, legten sie zur Befestigung des neuerworbenen Gebietes die Stadt Sonnenburg an. Während die Heiden in der Umgegend



das Land verlassen mußten, ließ man den Müller hier wohnen. Da man jedoch in den Städten von jeher die Grenze zwischen Deutschen und Wenden schärfer zog als auf den Dörfern und den Wenden keine Bürgerrechte gewährte, wurde des Müllers Anwesen von dem Stadtgebiet ausgeschieden und dem nahen Dorfe Tschernow zugewiesen.

Der Müller, welcher durch den großen Zuzug der Deutschen immer mehr Kundschaft erhielt, wurde von Jahr zu Jahr wohlhabender. Das erregte den Neid der Ritter und Bürger der Stadt. Man redete ihm nach, daß er durch falsches Maß und Gewicht die Christen betrüge und mit dem Teufel einen Pakt abgeschlossen habe. Daß der Teufel den Müller eines Tages holen würde, das stand bei allen Einwanderern der Umgegend fest.

Eines Tages kam wirklich der Teufel an der Sonnenburg vorbeigehinkt. Man fragte ihn, wem es gelte? Er sagte, dem heidnischen Müller, der sollte ihm trotz seiner Hinterlist und Schlaubeit nicht entgehen.

Der Müller stand gerade vor seiner Thür, als der Teufel kam. Vertrauensvoll klopfte ihm der hinkende Bote auf die Schulter und sagte böshaft: „Auf, Alterchen, nach den Piesebergen*), dort ist die Pforte der Hölle. Da finden Leute deiner Art wohl immer ihre Arbeit!“ Der Müller tat gar nicht verwundert, erklärte sich vielmehr sogleich bereit, dem Teufel zu folgen.

„Damit aber die frommen Christenleute da drüben auf der Burg nicht über uns lachen, so bitte ich dich,“ sprach der Müller zu dem Teufel, „daß du zu mir auf den Wagen steigst, so wollen wir nach den Piesebergen fahren.“ Der Teufel, dem das Laufen doch schwer fiel, erklärte sich gerne dazu bereit.

Damit es schneller von statten ginge, bat der Müller den Teufel, ihm beim Anschirren des Pferdes behilflich zu sein. Als nun der Satan dem alten Schimmel den Schwanzriemen auflegte, sprach der Müller dem Pferde etwas in die

*) Bei Küstrin, sehr sandige Gegend.



Dhren. Der Schimmel wußte sogleich, was sein Herr von ihm wollte. Kräftig schlug er mit dem rechten Hinterbein aus und traf den Teufel so hart vor die Stirn, daß er der Länge nach zu Boden stürzte. Ehe der Teufel wieder zur Besinnung kam, hatte der Müller schon den Wagen allein bestiegen und war in eilendem Galopp davon gejagt.

Wohin er eigentlich gefahren, das weiß noch kein Mensch bis auf den heutigen Tag. Wahrscheinlich ist er in eine andere Gegend gezogen, wo er vor dem Teufel sicher war. Der Satan aber hat keinen Müller mehr begehrt. Bis auf den heutigen Tag sind die Müller in der Neumark sicher vor dem Teufel, der ihnen nichts anhaben kann.

14. Die feindlichen Brüder.

Von einer ganzen Zahl neumärkischer Seen erzählt man, daß hier in dunkler Nacht zwei Männer fischen oder auch bei dem flackernden Lichte der Kiensackeln krebßen. Still, ohne ein Wort miteinander zu sprechen, verrichten sie ihre Arbeit. In etwas genauerer Ausführung wird diese Geschichte von dem Paarsteiner See, der jenseit der Oder in der Uckermark liegt, erzählt. Diese Sage lautet: Zwei Brüder, die in der Nacht im Paarsteiner See krebßen, gerieten in Streit. Von Worten kam es zu Taten, und der ältere Bruder stieß den jüngeren in das Wasser. Aus Furcht vor der Strafe aber erzählte er, sein Bruder wäre verunglückt, und er hätte ihn nicht retten können. Hernach aber fand er keine Ruhe und keinen Frieden mehr. Unstät und flüchtig irrte er lange im Lande umher. Ueberall, im Wachen und Träumen, bei der Arbeit und selbst in der Kirche glaubte er den vorwurfsvollen Blicken seines Bruders zu begegnen. Das konnte er nicht lange ertragen. An der gleichen Stelle, wo er den Brudermord begangen, ertränkte er sich später selbst. Beide aber finden noch immer keine Ruhe. In der Nacht gehen sie nun friedlich und ohne ein Wort zu wechseln ihrem Berufe nach.



15. Von der Gründung des Dorfes Lubiath.

Südtlich von der gewerbreichen Stadt Driesen liegt das Dorf Lubiath. Wo sich in der gegenwärtigen Zeit wohlbestellte Fluven ausbreiten, war früher ein undurchdringlicher Urwald. Vor tausend Jahren lebten hier Polen, die noch Heiden waren. Wohl wirkten unter ihnen Missionare aus Deutschland, aber ohne rechten Erfolg.

Ein polnischer Graf, dessen Name die Sage nicht zu künden weiß, hatte in dieser Gegend sein Schloß. Einst ritt er in den Wald, der sich am linken Ufer der Neze ausbreitete und in dem zahlloses Wild, aber auch Bären und Wölfe hausten, um hier mit seinem Gefolge zu jagen. Da sprang plötzlich ein gewaltiger Hirsch mit einem herrlichen Geweih aus dem Gebüsch hervor. Unverzüglich jagte man ihm nach. Im Eifer der Verfolgung hatte der Graf mit seinem schnellen Rosse bald seine Leute hinter sich gelassen. Immer weiter war er in das undurchdringliche und weglose Bruch geraten, so daß er nicht mehr zurückfand. Der Hirsch aber mit seinem kostbaren Geweih war verschwunden.

Der Graf ritt links und rechts, aber nirgends war ein Weg oder Steg zu finden. So oft und laut er auch sein Jagdhorn ertönen ließ, da war keine Stimme noch Antwort. Unterdessen war es finster geworden. Da band er sein Pferd an einen Baum und legte sich schlafen. Als der Morgen hereinbrach, ging er sogleich wieder daran, einen Ausweg zu suchen. Doch alles vergeblich! So irrte er drei Tage und zwei Nächte umher. Dazu kam, daß er nichts zu essen hatte. Am Mittage des dritten Tages konnte er vor Hunger und Mattigkeit nicht mehr weiter kommen. Er flehte inbrünstig zu seinen Göttern, aber die konnten nicht helfen. In seiner größten Not wandte er sich zu dem Christengott, den die fremden Glaubensboten ihm so oft als den mächtigen und starken Helfer in der Not geschildert hatten. Er tat das Gelübde, dem Christengott einen Tempel zu bauen, wenn er ihm in dieser großen Gefahr beistehen und ihn vom Hungertode erretten würde.



Voller Hoffnung fing er darauf an, den Weg von neuem zu suchen. Nach kurzer Zeit sieht er plötzlich einen mächtig großen Pilz, der durch einen angenehmen Duft ihn gleichsam zum Essen einzuladen scheint. Vorsichtig bricht er sich erst ein kleines Stück ab und ißt es auf. So schön und vorzüglich hat ihm noch keine Speise gemundet. Als er sieht, daß der Pilz nicht giftig ist und ihm nichts schadet, bricht er sich ein größeres Stück ab, um seinen Hunger ganz zu stillen. Mittlerweile ist die Sonne untergegangen, aber diesmal legt er sich sorglos nieder. Der Christengott, der sein Gebet erhört und ihn vor dem Hungertode errettet hat, wird ihn auch sicher wieder heimführen. Als er sich am nächsten Morgen durch das Fleisch des Pilzes gesättigt, ersteigt er einen hohen Baum. Von dessen Spitze aus hält er Umschau und stößt in sein Horn, so daß es laut nach allen Richtungen hin schallt. Da ist es ihm auch bald, als höre er gleichfalls den Schall eines Hornes. Und wirklich! Erst schwach und unklar, dann immer lauter und deutlicher vernimmt er den Ton von Jagdhörnern. Wieder und wieder bläst auch er in sein Horn, die Getreuen herbeizurufen. Kaum war er vom Baum herabgestiegen, da standen schon seine Diener vor ihm. Nun erzählt er ihnen, daß er dem Gotte der Christen sein Leben verdanke, und zeigt ihnen den großen Pilz, der ihn vom Hungertode errettet. Alle seine Diener aßen davon, ohne daß er merklich abgenommen hätte.

Die Untertanen des Grafen pilgerten in den Wald, um das Wunder zu schauen und die Macht des Christengottes zu preisen. Viele Hunderte aßen von dem Pilz, und er wurde doch nicht alle. Als der Winter hereinbrach, teilten sich die Leute den Rest. Im nächsten Frühjahr kam er nicht wieder.

Der Graf hielt sein Gelübde. An der Stelle, wo er den großen Pilz gefunden, gründete er ein Dorf. Er rief einen christlichen Prediger herbei und baute auch eine Kirche. Er selbst ließ sich mit seinen Untertanen taufen, und die ganze Gegend nahm die neue Lehre an.



16. Wie das Dorf Krebsjauche zu seinem Namen gekommen ist.

Ganz mit Unrecht rühmt man dem Better Keineke nach, daß er das schlaueste Tier sei. Unsere Jäger wissen jetzt, daß er oft in recht plump gelegte Fallen geht, und in vielen alten Geschichten wird uns berichtet, wie er von anderen Tieren überlistet wurde. Einmal machte er mit dem Krebs eine Wette, sie wollten nämlich sehen, wer am schnellsten laufen könne. Das Ziel wurde festgesetzt und andere Tiere als Richter bestimmt.

Der Krebs stellte sich dicht hinter den Fuchs, und als dieser 1, 2 und 3 zählte, hatte er sich mit seiner Schere in den Schwanz des Fuchses fest und ließ sich von ihm tragen. Wie nun der Fuchs das Ziel erreicht hatte, wandte er sich um und rief: „Krebs, wo bist Du?“ Der aber hatte sich schon losgelassen und sagte: „Ich bin all hier!“ Da kamen alle Tiere heran und riefen: „Krebs, juchhe! Krebs, juchhe!“ Als man später hier ein Dorf baute, bekam es zur Erinnerung an jenen Vorfall den Namen „Krebsjuchhe“, daraus ist später der Name „Krebsjauche“ geworden.

17. Der Teufel und der Kriegsknecht.

Ein Kriegsknecht zog durch die Neue Mark und kam in eine Stadt. Als er hier krank wurde, gab er der Herbergswirtin einen Beutel voll blanker Dukaten mit der Bitte, ihn zu verwahren. Als der Krieger gesund war, wollte er weiter reisen und bat die Frau um das Geld. Die aber tat ganz verwundert und sprach: „Du scherzest wohl, ich weiß nichts von dem Gelde!“ Nun ward der Knecht zornig und fing an zu schelten auf die diebische Frau. Da kam deren Mann herbei, der auch um die Sache wußte, und wollte seine Frau in Schutz nehmen. Es kam von Worten zu Taten. Der Wirt warf den Soldaten zur Tür hinaus, aber der Kriegsknecht zog seinen Degen, wollte wieder in das Haus und forderte mit Ungestüm sein Geld. Da liefen alle Nachbarn zusammen, nahmen für den Wirt Partei, über-



wältigten den fremden Kriegsknecht, der sich mit seinem Degen wütend verteidigte, und führten ihn vor den Rat der Stadt. Der Wirt und seine Frau legten falsches Zeugnis ab, und der arme Fremdling sollte hingerichtet werden.

Als er nun im Gefängnisse saß, kam plötzlich der Teufel zu ihm. Er versprach dem Kriegsknechte, er wolle ihn aus der Gefangenschaft lösen, wenn er durch einen Vertrag sich verpflichten wollte, nach seinem Tode ihm seine Seele zu verpfänden. Der Gefangene aber sagte, daß er lieber zehnmal des Todes sterben wolle, als ihm seine Seele zu übergeben. Der Teufel aber verwunderte sich über die Standhaftigkeit und Frömmigkeit des Kriegers und versprach, ihn auch ohnedies frei zu machen. Er sprach zu ihm: „Wenn du vor Gericht stehst, so sage, du seiest zuvor noch nie mit Rechtsfachen umgegangen und könntest dich nicht so recht verteidigen. Bitte nur um einen Advokaten. Alsdann will ich plötzlich zu dir treten mit blauem Mantel, schwarzem Hut und weißer Feder.“ Da glaubte der Kriegsknecht, sich nicht zu versündigen, wenn er dies Angebot annähme.

Wie nun anderen Tages der Kriegsknecht vor Gericht steht, bittet er um einen Rechtshelfer, und man erklärt sich damit einverstanden. Siehe, da kommt ein Mann herein mit blauem Mantel, schwarzem Hut und weißer Feder daran. Der berichtet den ganzen Handel, weiß genau, wie sich alles zugetragen, und sagt, wo das Geld verborgen liegt. Der Herbergswirt aber schwört mit frecher Stirn: „Wenn wir das Geld gestohlen haben und verborgen halten, so möge mich doch gleich der Teufel holen!“ Kaum aber hat er dies geschworen, so erfaßt ihn der mit blauem Mantel, schwarzem Hut und weißer Feder daran — denn das war der Teufel — und führt ihn in das Reich der Lüfte, und niemand hat ihn wieder gesehen.

18. Der dreibeinige Hase in Nieder-Zinow.

Mit Nieder-Zinow ist es eine eigene Sache. Früher war es eine Stadt und hieß Miniseh, auch findet man noch



manchmal altes Mauerwerk. Es hatte früher drei Märkte, die sind später eingegangen. Dort war eine Frau, die hatte einen dreibeinigen Hasen im Keller. Den haben andere Leute oft gesehen. Die Frau besaß auch immer Geld. Als sie starb, haben viele gesehen, wie ihr Geist als Feuergarbe aus dem Schornstein fuhr.

19. Der Werwolf.

Auf dem Koppelhagen, einer unregelmäßig durcheinandergeworfenen Hügelkette am Wendelsee, ungefähr in der Mitte zwischen der Stadt Lippehne und dem Dörfchen Grüneberg, weideten einst drei Hirten ihre Pferde. Da sie auch in der Nacht im Freien blieben, zündeten sie ein Feuer an, um sich daran zu wärmen und die Wölfe zu verscheuchen, die ihnen schon mehrere Fohlen zerrissen hatten. Der jüngste Knecht war erst seit einigen Wochen aus einer fremden Gegend gezogen, und niemand konnte etwas Genaueres von ihm erfahren. Die beiden anderen Hirten trauten ihm nicht, und als daher die Reihe an ihm war, in der Nacht zu wachen, stellten sie sich nur schlafend. Als der zugezogene Knecht glaubte, daß die beiden fest schliefen, holte er einen breiten Gürtel hervor und schnallte ihn um seinen Leib. Da verwandelte er sich sogleich in einen Werwolf, stürzte sich auf ein Fohlen und verschlang es sogleich. Die beiden anderen Knechte aber rührten sich nicht von der Stelle. Als nach einiger Zeit der Werwolf zurückkam, sah er wieder aus wie ein gewöhnlicher Mensch. Er setzte sich ans Feuer und tat, als ob er wache. Nach einer Weile aber fingen die beiden anderen Knechte wieder an zu sprechen. Da klapperte der Werwolf mit den Zähnen und sagte: „Wie ist mir doch heute so schuddrig zu Mute!“ „Oh“, sagte der eine Knecht, „wie sollte dir nicht schuddrig zu Mute sein, da du doch ein ganzes Fohlen im Leibe hast.“ Als der Werwolf vernahm, daß er entdeckt sei, sprang er auf, warf sich wieder den Gürtel über den Leib, verwandelte sich sogleich wieder in einen Wolf und verschwand im dichten Gebüsch.



20. Wie der Markgraf Hans durch die Lüfte fuhr.

Johann von Küstrin soll nach dem Glauben des Volkes ein gewaltiger Herr und mächtiger Zauberer gewesen sein. Wie der weise und gerechte Harun al Raschid liebte er es, in allerlei Verkleidungen: bald als Bauer, bald als Soldat, bald als Handwerksbursche oder auch als Jäger bald hier, bald da in seinem Lande aufzutauchen und nach Recht und Ordnung zu sehen oder die Meinung seiner Untertanen über sich zu erforschen. Da war niemand vor ihm sicher, und es ist nicht zu verwundern, daß man ihm mehr vertraute als Bratessen. So erzählte man auch von ihm, daß er in warmen Sommernächten durch die Lüfte oder auch über die tiefsten Gewässer dahin gejagt wäre.

Der Markgraf Hans hatte ein schönes Jagdschloß, die Jägersburg genannt. Es stand auf einer Insel im Regenthiner See, der damals noch ringsum von dichten Wäldern umgeben war. Ehemals sollen die Bedells, ein altes neumärkisches Geschlecht, darin gewohnt haben. Von hier aus ist der Markgraf oft durch die Lüfte über die Wälder gefahren. Sein Kutscher hatte eine überlange Peitsche und hieb auf die vier schwarzen Rappen ein, daß man weithin das Knallen hörte. Dabei geschah es einmal, daß der Kutscher zu weit ausholte und die Peitsche an einem spitzen Pfahle hängen blieb. Der Kutscher wollte aussteigen und sie holen, aber der Markgraf ließ es nicht zu. Als am andern Tage der Markgraf zur ebenen Erde nach der Jägersburg zurückfuhr, und sie durch das Dorf Regenthin kamen, sah der Kutscher seine Peitsche auf der obersten Spitze des Kirchturmes hängen.

21. Wie der Markgraf einen Sumpf entwässerte.

Der Markgraf Hans hatte in der Neumark einen großen Acker, auf dem entspring eine Quelle, die keinen Abfluß finden konnte. Da wurde das Land bald sumpfig, und der fruchtbare Acker konnte nicht mehr bestellt werden. Das ward dem Markgrafen lästig. Darum spannte er zwei starke schwarze





Stiere vor einen großen Pflug. Damit zog er eine große Wasserfahre bis in die Gegend von Niederkränig und Ripperwiese, wo er samt Pflug und Stieren plötzlich über den dortigen Eisbusch fortfuhr und verschwand. Die so entstandene Wasserfahre ist das kleine Flüsschen Köricke, welches noch heute im steten Zickzack läuft, weil die Stiere des Markgrafen unruhig kreuz und quer liefen, um festen und trockenen Boden zu suchen.

22. Wie der Markgraf im Sommer über den See fuhr.

An einem warmen Sommerabend fuhr der Markgraf über einen großen See. Das sah ein Bauer, der auch des Weges daher gefahren kam. Der dachte bei sich selbst: „Wo der mit seiner großen und schweren Kutsche durchfahren kann, wirst du ja wohl auch mit deinem leichten Leiterwagen nachfahren können.“ Daher trieb er die Pferde heftig an und jagte immer hinter dem Markgrafen her. Als sie fast das andere Ufer erreicht hatten, war der Bauer begierig zu wissen, wie weit er über den See gefahren sei, und sah sich einmal um. Da fing plötzlich der Wagen an einzusinken. Nun hieb der Bauer in seiner Not wild auf die Pferde ein und erreichte noch glücklich das andere Ufer. Jetzt sah sich auch der Markgraf um und sagte zu dem erschrockenen Bauer: „Für diesmal habe ich dich noch mitgenommen, aber probiere es nicht noch einmal, sonst könnte es vielleicht nicht wieder so gut ablaufen!“

23. Der Markgraf als Zauberer.

Ein anderer Bauer, so erzählte man, sei auch einmal dem Markgrafen nachgefahren, als dieser wieder in der Nacht mit seinem Wagen über den See fuhr. Hans fragte den Bauer, wie er es hätte wagen können, ihm nachzufahren. „I“, sagte der Bauersmann, „das mache ich schon länger als Sie, gnädiger Fürst.“ Da befahl der Markgraf, er solle den



nächsten Tag zu ihm in sein Schloß kommen, da wolle er denn sehen, ob er auch solche Kunst verstehe. Wie nun der Bauer auf das Schloß kommt, läßt der Markgraf Fische auffahren, und beide essen davon. Da nimmt der Markgraf einen großen Karpfen, schält das Fleisch behutsam ab und ißt es auf. Die Gräten aber setzt er ins Wasser; und was geschah? Der Fisch ward wieder lebendig und schwamm lustig im Wasser umher. Der Bauer aber verwunderte sich nicht einmal, sondern sagte lachend: „Das ist ja gar nichts, gnädiger Herr, ich verstehe es wohl noch besser.“ Da nahm der Bauer einen Fisch, zerbiß ihn und spie die einzelnen Stücke in einen Wassereimer. Und siehe, auch dieser Fisch wurde lebendig und schwamm munter im Eimer umher. Da merkte der Markgraf, daß der Bauer auch mehr als Brotesßen könne und ließ ihn gehen.

24. Markgraf Hans und der Schäfer.

Nicht weit von Küstrin hatte der Markgraf eine große Schäferei. Der Schafmeister des Fürsten galt als ein wachsammer Hirte, und man erzählte, daß es noch keinem Dieb oder Räuber gelungen sei, durch List oder Gewalt dem Schäfer ein Tier zu entwenden; noch jedesmal habe der Hirte das Raubgesindel verscheucht und dabei seines Lebens nicht gedacht. Da dachte der Fürst, du wirst es doch einmal selbst probieren. Er verkleidete sich, sodaß er wie ein Straßenräuber aussah, setzte sich auf sein schnellstes Pferd und ritt in der Nacht bis in die Nähe der Schäferei. Heimlich schlich er sich in den Schafstall, und es gelang ihm auch, eines der besten Mutterschafe zu erwischen. Der Schäfer aber merkte es doch. Der Markgraf mußte seine Beute im Stiche lassen und war froh, daß er sich noch auf sein schnelles Roß schwingen und davoneilen konnte. Der ergrimnte Hirte aber warf ihm ein Handbeil nach, womit er den Markgrafen bei einem Haar breit getroffen, hätte er nicht schnell eine Wendung gemacht. Der Markgraf aber, der gar manches Reiterkunststückchen verstand, warf sein Pferd herum, raffte das Beil auf und



jagte unter den Verwünschungen und Flüchen des erzürnten Schäfers von dannen.

Am andern Tage kam er wieder zu dem Schäfer, zeigte ihm das Beil und fragte ihn, ob er es wohl kenne? Der erschrockene Mann erkannte jetzt den Fürsten und bat ihn tausendmal um Verzeihung. „Sei ohne Sorge“, sagte der Markgraf Hans, „ich wünschte nur, ich hätte lauter solche Knechte und Diener, dann würde es um mein Land gut bestellt sein. Damit aber die Welt sieht, wie man einen zuverlässigen und treuen Diener lohnt, ernenne ich dich zum Oberaufseher über alle Schäfereien in meinem Lande.“

25. Wie die Festung Küsttrin ihren Namen erhält.

Dort, wo die Warthe in die Oder fließt, hat der Markgraf Hans die starke Festung Küsttrin erbauen lassen. Aber als sie fertig war, konnte er keinen Namen für sie finden. Da setzte er sich eines Morgens vor das eine Stadttor und sagte: „Danach soll die Festung den Namen haben, was sich mir zuerst zeigen wird.“ Kaum hatte er eine halbe Stunde dort gegessen, so sah er einen Bavernburschen und ein Bauernmädchen daher kommen, die ihre Butter und Eier in der Stadt verkaufen und dort Einkäufe machen wollten. Der Bursche küßte öfters das Mädchen, und der Markgraf wartete, bis sie herangekommen waren, und fragte dann das Mädchen, wie sie heiße; darauf sagte sie, ihr Name sei „Trine“. Da sprach der Markgraf Hans: „Nun, so soll die Stadt „Küst-Trin“ genannt werden.“

26. Des Markgrafen Bett.

Noch heute erzählen sich die Leute aus der Umgegend Küsttrins, daß in den Kasematten der Festung das Bett des Markgrafen stehe und alle Tage neu gemacht werde. An jedem Morgen geht eine junge Magd in den Raum und bereitet das Bett für den Markgrafen. Da findet sie auch immer eine kleine Grube in der Mitte des Bettes, als hätte eine Katze darin gelegen.



21. Die Sagen von den zugemauerten Stadttoren.

Von dem früheren Mühlentore in Landsberg a. W., sowie von den Stadttoren zu Königsberg, Soldin, Lippelne, Friedeberg und anderen berichtet die Sage: „Viele neumärkische Städte vergaßen ihres angestammten Herrschergeschlechts und hingen dem falschen Waldemar an. „Nachdem sie sich aber später wieder mit den Markgrafen Ludwig dem Älteren und Ludwig dem Römer ausgesöhnt, ist ihnen solches auferlegt worden, daß, weil sie in Abwege von ihrem einmal erkannten Landesherrn geraten, sie hernach durch solche abwegige Tore auch aus- und eingehen müssen.“

Eine andere Sage berichtet jedoch, die Markgrafen hätten nicht durch die Tore ziehen wollen, durch welche der falsche Waldemar gezogen sei; darum ließen sie diese zumauern und die Wege neben die Tore verlegen.

Die Sage fügt noch hinzu: Ueber die Toröffnung sei auch ein Ring eingemauert worden, um den falschen Waldemar, wenn man seiner habhaft werden könnte, daran aufzuhängen.

Audere berichten auch, daß einst Kaiser Karl IV. durch diese Tore seinen feierlichen Einzug gehalten hätte. Die Bürger aber hätten nun die gleichsam dadurch geheiligten Stadttore zumauern lassen, damit kein anderer Mensch mehr den gleichen Weg gehen könnte.

22. Wie der Kurfürst Joachim der Ältere die Kunst des Zauberns erlernte.

Als der Kurfürst Joachim der Ältere, der ein heftiger Feind der Reformation war, regierte, lebte in Landsberg a. W. ein „schwarzer Mönch“ (Dominikaner) der allerlei Zauberkünste verstand. Den hatte der Kurfürst hierher geschickt, damit er gegen die Lutherischen predige.

Da er aber in der Stadt seine schwarze Kunst zu arg trieb und die Bürger gar sehr beunruhigte, trachtete man danach, ihn los zu werden. Der Stadtkerker, der sich gleichfalls auf solche Dinge verstand, faßte den Dominikaner bei



seinem Ausreiten — „denn man heißt es ausreiten, wenn einer durch schwarze Kunst wohin schwebt“ — und brachte ihn vor den Rat.

Nun war es aber so, daß ein Rat kein Gericht über die Mönche und Geistlichen hatte, darum schickten sie ihn dem Kurfürsten. Der aber hätte schon längst gern die schwarze Kunst erlernen mögen, darum versprach er ihm Leben und Freiheit, wenn er ihn die Zauberei lehren wollte. Das war der Mönch wohl zufrieden. Wenn nun die Räte und Stände einen Landtag gehalten (oder andere Verhandlungen führten, so ist der Kurfürst oft dabei gewesen, hat alles gesehen und gehört, was sie beredet und beschlossen haben, und hat ihn doch niemand gesehen.

Auch von dem Markgrafen Hans erzählt man, daß er von seinem Vater die Kunst erlernt hätte, sich unsichtbar zu machen.

29. Brich dem Hungrigen dein Brot.

Im Jahre 1555 brach eine große Mäuseplage über die Neumark herein. Wo man auch stand und ging, traf man die Mäuse haufenweise an. Sie wurden von den Leuten als Vorboten einer teuren Zeit angesehen. Und wirklich brach im folgenden Jahre eine große Teuerung herein. Der Scheffel Roggen kostete 32 Silbergroschen oder 60 Mark.

Während der Teuerung ereignete sich in einem Dorfe der nordwestlichen Neumark ein wunderbarer Vorfall. Obgleich die meisten Bauern und Edelleute eine sehr schlechte Ernte eingebracht hatten, konnten die Scheunen einer reichen Edelfrau die Fülle des Erntesegens nicht bergen. Zu ihr kommt eine arme Witwe, die sieben kleine Kinder zu versorgen hatte, um einen Scheffel Roggen zu kaufen. Sie hatte schon alle nur irgend entbehrliche Habe verkauft, um das Geld zusammen zu schaffen.

Als sie es aber der reichen Edelfrau aufzählt, fehlt doch ein Groschen. Die arme Frau bittet jene, ihr den fehlenden Groschen zu stunden. Aber die hartherzige Edelfrau weigert



dies unter Schelten und Schmähen. Da geht die Witwe zu ihrem Nachbar, der ihr gegen Pfand einen Groschen leiht. Als sie ihn der Edelfrau bringt, entgleitet er ihren zitternden Händen. Hastig bückt sich jene, um ihn aufzuraffen. Da verwandelt sich der Groschen in eine Schlange. Die fährt zischend auf die Edelfrau und beißt sie in die Hand. Also gleich trat eine starke Geschwulst ein, und in wenigen Stunden mußte die hartherzige Frau ihren Geist aufgeben.

30. Die Sagen von dem Glodenguß zu Arnswalde.

Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges schlug einst der Blitz in den Turm der Kirche zu Arnswalde. Es war trotz aller Arbeit und Anstrengung nicht möglich, den Turm zu retten. Bald stand auch der Glockenstuhl in Flammen, und die Glut des Feuers war so groß, daß die Glocken allesamt schmolzen.

Ob auch die Not und die Armut in dieser Zeit groß waren, wollten doch die Bewohner der Stadt ihr Letztes dafür geben, um wieder einen Turm und ein Geläute zu besitzen. Auch gingen etliche aus der Stadt in die umliegenden Städte und Dörfer, um für diese Zwecke Geld zu erbitten. — — —

In Arnswalde lebte dazumal eine arme Witwe, die hatte keinen Heller, und doch hätte sie so gerne ihr Teil dazu beigetragen. Ihr einziger Sohn war notgedrungen als Söldner in den Krieg gezogen. Er war keiner von den leichtsinnigen Kriegsknechten, die ihr oft mühlos erworbenes Geld in verschwenderischer Weise verbrachten, sondern er hielt das Seine getreulich zusammen.

Der hatte bald am Anfange seiner Kriegszüge mit mehreren Kameraden eine reiche Beute gemacht. Ein ganzer Bentel voll Dukaten war ihm als Anteil zugefallen. Um nun nicht die Habgier der anderen Söldner, die das Ihre bald verpraßt hatten, zu erwecken, schmolz er das Gold ein und umgab den Klumpen mit Blei, so daß er ansah wie eine Kanonenkugel.



Lange Zeit schleppte er diese schwere Kugel mit sich von Ort zu Ort. Gerne wäre er nach Hause gezogen, aber seine Dienstzeit war noch nicht um. Auch wagte er es nicht, die beschwerliche gefährliche Reise aus der fernen Fremde bis in die Mark allein zu unternehmen.

Da traf er eines Tages einen Landsmann, auch einen Arnswalder, der es schon bis zum Wachtmeister gebracht hatte. Mit seinem Regiment sollte dieser nach Pommern marschieren. Den bat er, seiner Mutter als Andenken und Erinnerungszeichen eine Kanonenkugel von ihm zu überreichen, die in einer Feldschlacht dicht neben ihm eingeschlagen wäre, ohne ihn zu verletzen.

Der Wachtmeister übergab die Kugel der alten Mutter seines Kameraden mit den besten Grüßen und dem bestimmten Auftrage ihres Sohnes, die Kugel als ein Zeichen des wunderbaren Beistandes Gottes in höchster Lebensgefahr getreulich aufzubewahren, und sie nie aus ihren Händen zu geben, bis er im nächsten Jahre heimkehren würde.

Doch Jahre vergingen, und der Sohn kehrte nicht heim. Da auch die Mutter nie mehr das Geringste von ihm hörte, glaubte sie, er wäre in der Fremde umgekommen. Alle ihre Bemühungen, etwas über ihren Sohn oder das Regiment, bei welchem er gedient hatte, zu erfahren, blieben ohne Erfolg. So betrauerte sie ihn in ihrem Herzen als einen Verstorbenen. — — —

Die Arbeit und Mühe der Bewohner der Stadt um die Mittel für einen neuen Turm und für die Glocken war indessen mit Erfolg gelohnt worden. Zwei kleine Glocken hatte der Glockengießer, der sich seit Jahren in Arnswalde aufhielt, bereits gegossen. Ihr Klang war so rein und klar, daß sich jeder Bürger darüber von Herzen freute.

Die dritte Glocke sollte der Meister besonders groß gießen. Da zeigte es sich aber, daß das Glockengut bei weitem dazu nicht ausreichte. Man beschloß die Geistlichen, noch einmal von Haus zu Haus zu gehen und um Geld oder geeignetes Metall für die „Große Glocke“ die



als ein Wahrzeichen der opferfreudigen Christenheit gelten sollte, zu bitten.

So kamen sie auch in das Haus der armen Witwe. Deren Klage war groß, daß sie nicht auch eine kleine Gabe beisteuern konnte. Sie wollte die Kugel wohl dazu hergeben, aber sie konnte sich doch davon nicht trennen. Da sagte ihr auch der Geistliche, sie solle es sich erst recht überlegen, ehe sie dieses Andenken ihres Sohnes zu diesem gottwohlgefälligen Werke beisteuere.

Am zweiten Tage, als die Glocke gegossen werden sollte, kam die Witwe zu dem Gießer und brachte die Kugel. Der verwunderte sich nicht wenig über das große Gewicht der Kugel und vermutete sogleich unter der grauen Hülle ein edles Metall. Darum wollte er sie heimlich beiseite schaffen, aber die arme Frau bestand darauf, daß er sie in ihrer Gegenwart in den Schmelzofen werfen mußte.

Des Gießers heimliche Meinung aber war die, wenn das Gold wegen seiner Schwere nach unten sinken würde, wolle er es dort vor dem eigentlichen Gusse in der Nacht ablaufen lassen und für sich behalten. Darum gab er seinem Gehilfen den strengen Befehl, nicht an dem Hahne zu rühren, bis er des Abends wiederkommen würde. Sollte er dennoch seinem Gebote zuwider handeln, so würde er die Folgen zu tragen haben.

Da der Meister so lange verzog, ward dem Buben bei seiner Wacht angst und bange, denn die wogende, wallende und wirbelnde Masse in dem Kessel suchte sich selbst zu befreien. Kaum daß er es selbst recht weiß, was geschehen, hat er den Hahn aufgedreht, und ungehindert fließt der glühende Strom, ohne daß er ihn noch hemmen kann, in seine Form.

Nun kommt auch der Glockengießer. Von ferne schon hat er verspürt, was geschehen. Als er merkt, daß er sein Vorhaben nicht mehr ausführen kann, ergreift ihn namenloser Zorn. In blinder Wut stößt er dem armen Jungen sein



scharfes Messer in die Brust. Er hat so gut getroffen, daß der Bube tot zu seinen Füßen liegt.

Der Meister wollte entfliehen, aber seine schreckliche Tat war doch bemerkt worden. Man legte ihn in Ketten und warf ihn in das Gefängnis. Als man die Form von der Glocke entfernte, da hatte sie einen güldenen Rand und einen wunderbaren Klang. Das rührte von dem Golde her, welches dem Meister zum Verdecken geworden war.

Der Glockengießer ward von den Richtern zum Tode verurteilt. Die „Große Glocke“ wurde zum ersten Male geläutet, als man seinen Gehilfen zu Grabe trug. Zum zweiten Male erscholl — auf des Meisters letzten Wunsch — ihr eherner Mund, als man ihn selbst zur Richtstätte leitete.

„Er hat in ihrem Klange

Wohl mehr als Klang gehört!“

Die „Große Glocke“ in Aruswalde hat schon über 200 Jahre in Freude und Leid geklungen und ist so ihrer Inschrift nachgekommen, die da lautet:

„Sei unsers Gottes Mund,
Mach seine Gnade kund,
Ein'ge die Christenschar
In Freud und in Gefahr,
Wecke die Sünder auf,
Fördre der Frommen Lauf,
Rühm' mit des Donners Ton
Christum, den Gottesohn,
Des Geistes Feuer schür',
Und in den Himmel führ'.“

31. Der Teufelsdamm im Alopsee bei Lippehne.

Wenn wir an einem schönen Sommermorgen durch den alten Torturm der Stadt Lippehne wandern, den man jetzt das Pyritzer Tor nennt, und der noch vor einem halben Jahrhundert das Soldiner Tor genannt wurde, so führt uns der Weg am Bahnhof vorbei, dann weiter durch grüne Wiesen und wogende Saatfelder an den größten See des Ortes,



den man im Volksmunde kurzweg den „Klopp“ nennt. Gleich dem Wendelsee weist auch er oft wunderbare Formen auf. Zuweilen buchtet er sich tief und schmal ins Land hinein, zuweilen ist es auch umgekehrt: schmale Landstrecken trennen ihn fast in einzelne Teile. Sonderbar erschien dieser Zustand schon den Bewohnern in alten Zeiten, konnte man doch an einer Stelle, nicht weit ab von dem jetzigen Borwerk Wilhelmshöhe, das gegenüberliegende Land fast mit den Händen greifen. Gleich einem Damm schiebt sich hier eine schmale Landzunge in das Wasser. Wie überall, wo man derartig sonderbare Naturbildungen beobachtete, mußte auch hier der Teufel sein Spiel getrieben haben. Von solch einem Teufelswerke soll uns auch „Die Sage vom Teufelsdamm“ erzählen.

In alten Zeiten hatte der Schäfer von Derkow das Recht, auch auf der Lippehuer Feldmark seine Schafe zu weiden. Zwischen der Derkower und Lippehuer Gemarkung lag jedoch der Kloppsee, so daß der Schäfer mit seiner Herde erst immer einen weiten Umweg zu machen hatte. Das verdroß ihn sehr, und sein sehulichster Wunsch war es daher, daß an der schmalsten Stelle des Sees ein Damm hindurchführen möchte.

Eines Tages, als der Schäfer wieder seine Herde auf der Lippehuer Feldmark weidete, entstand ein großes Gewitter. Donner auf Donner erkrachte und Blitz auf Blitz zuckte hernieder, und der Regen goß in gewaltigen Strömen herab. Verdrossen und mürrisch rief der Schäfer aus: „Meine Seele wollte ich dem geben, der mir durch den See einen Damm bauen könnte!“ Kaum hatte er diese gotteslästerlichen Worte ausgesprochen, so stand der Teufel, der solche Reden gern hört und keine Gelegenheit vorübergehen läßt, eine Menschenseele zu erlangen, in leibhafter Gestalt vor ihm. Freundlich redete er den erschrockenen Schäfer an und sagte zu ihm: „Ich will dir einen Damm durch den See bauen, aber du mußt mir auch wirklich deine Seele dafür verpfänden.“ Der Schäfer lehnte jedoch das Anerbieten entschieden ab, und der Teufel verließ ihn, ohne etwas auszurichten.



Es war spät abends, als der Schäfer hungrig und ermattet nach Hause kam. Er war so ermüdet, daß er sich sogleich schlafen legte. Kaum hatte er einige Stunden geschlafen, so erschien ihm der Teufel abermals und erneuerte seinen Antrag. Diesmal hatte er sich gleich einen geschriebenen Vertrag mitgebracht. Er drängte in den Schäfer, diesen zu unterschreiben. Der Schäfer suchte Ausreden und sprach: „Ich habe keine Feder hier und kann daher nicht unterschreiben.“ Da holte der Teufel eine schwarze Rabenfeder hervor. „Ich habe keine Tinte,“ suchte sich der Schäfer weiter auszureden. „Da können wir leicht aushelfen,“ sagte der Teufel und holte ein feines Messer hervor, mit dem er dem Schäfer in den Mittelfinger seiner rechten Hand eine unbedeutende Wunde rißte, so daß einige Blustropfen daraus hervorgequollen kamen. Diese fing der Teufel mit seiner Feder auf und überreichte nun dem Schäfer den Vertrag zur Unterschrift. Da sagte der Schäfer, dem unterdessen ein rettender Gedanke gekommen war: „Nur unter der Bedingung will ich den Vertrag unterschreiben, daß der Damm in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag noch vor dem ersten Hahneschrei fertiggestellt ist.“ Arglos willigte der Teufel ein und nahm diese Klausel noch in den Vertrag auf. Jetzt unterschrieb der Schäfer, und der Teufel verließ ihn mit einer frohlockenden Verbeugung, bei der er mit seinem Pferdefuße nach hinten ausstieß.

Als der Schäfer am nächsten Morgen erwachte, glaubte er, es sei nur ein böser Traum gewesen, die kleine Wunde an dem Mittelfinger seiner rechten Hand belehrte ihn jedoch eines Besseren. Voller Besorgnis erzählte er seiner Frau, was er mit dem Teufel zu tun gehabt hätte.

Beide berieten nun miteinander, wie es möglich sei, den Teufel zu hintergehen und die Seele wieder zu gewinnen. Sie beschloßen, sich am jenseitigen Ufer des Sees zu verstecken, den Teufel bei seiner Arbeit zu beobachten, und einen Plan, den sie beide gefaßt hatten, auszuführen und den Teufel zu überlisten.



Als sie dort ihr Versteck aufgesucht hatten und die Mitternachtsstunde hereingebrochen war, hörten sie plötzlich ein Tosen und Rauschen in der Luft, als ob ein Ungewitter hereinbrechen wollte. Bald sahen sie auch den Teufel dahergeslogen kommen, der eine große Schürze voll Sand brachte und diese in den See warf. Dann flog er wieder fort. Nach einer halben Stunde brachte er jedoch abermals eine Schürze Sand angeschleppt; dieser Vorgang wiederholte sich nun rasch hintereinander. Von Stunde zu Stunde wuchs der Damm, und als der Morgen graute, fehlte nur noch eine Schürze voll Erde. Ehe der Hahn krächte, kam der Teufel schon wieder dahergeslogen und wieherte laut vor Freude; denn schon glaubte er, die Seele des Schäfers gewonnen zu haben. Als er aber die Erde in den See schütten und so den Damm vollenden wollte, erscholl plötzlich ein lauter Hahnschrei. Der Teufel stuzte. Dann warf er mit lautem Wutgeschrei die letzte Schürze Sand weit in den See. Davon entstand die Insel, welche heute unter dem Namen „Pflaumeninsel“ bekannt ist.

Woher kam aber der Hahnschrei? Die Frau des Schäfers hatte ihn ausgestoßen und so dem Teufel seine Beute entrisen und die Seele ihres Mannes gerettet. So war der Satan wieder einmal um eine Menschenseele betrogen!

32. Wie die Bürger der Stadt Lippehne von alten Lasten befreit wurden.

Zwei Sagen, die fast ganz dem Gedächtnis der Gegenwart entschwunden sind, legen Zeugnis davon ab, daß Lippehne und Derzow in früheren Jahrhunderten miteinander in enger Verbindung gestanden haben müssen. Wahrscheinlich haben die Vorfahren der Stadt Lippehne früher in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis zu den Besitzern von Derzow gestanden.

Aus der Sage vom „Teufelsdamm“ sahen wir schon, daß der Schäfer des Grundherrn von Derzow das alte Recht besaß, auf Lippehner Gemarkung seine Schafe zu hüten. Eine andere Nachricht oder Sage berichtet nun, daß der Besitzer



von Derkow sogar die Gerechtfamkeit besaß, auf den nach Chursdorf und Adamsdorf zu gelegenen Ländereien seine Viehherden weiden zu lassen. Ohne Ansehalt oder Unterbrechung mußten die Hirten jedoch durch die Stadt treiben. Von dem Tage ab aber, wo ein Hirte sich in einem Hause der Stadt Lippehne ausruhen und etwas genießen würde, sollte der Derkower Herr dieses Recht verlieren. Da gelang es den Lippehnern durch die List einiger Bürger, diese unbequeme Last los zu werden.

In Derkow hatte man einst einen neuen Hirten, der gern einen guten Schoppen trank, anstellt. Als dieser nun zum ersten Male mit seiner Herde durch die Stadt trieb, gelang es einigen seiner Bekannten und Freunde, die er in der Stadt hatte, ihn in einen Krug zu locken und ihn zu überreden, sich zu setzen und etwas zu essen und zu trinken. Von nun ab hatte der Herr von Derkow das Recht verwirkt, seine Herden auf Lippehner Feldmark zu weiden.

Ferner berichtet eine alte Sage, daß die Bürger der Stadt Lippehne in alter Zeit die Verpflichtung hatten, auf dem Burghofe in Derkow abwechselnd des Nachts Wachtdienste zu versehen. Auf dem dortigen Schloßhofe habe früher auch eine hohe Spitzsäule aus Feldsteinen gestanden, auf welcher diese Pflichten der Lippehner in lateinischer Schrift eingemeißelt gewesen wären. In einer finsternen und stürmischen Nacht sei jedoch die Säule von unbekannter Hand zerstört worden, und die Lippehner Bürger wären dadurch von dem lästigen Wachtdiensten befreit gewesen.

33. Die Sage von dem Niesenstein am Wendelsee.

In früheren Jahrhunderten zeigte die nähere und weitere Umgebung der Stadt Lippehne ein ganz anderes Bild. Noch heute haben wir in alten Flurnamen Anhaltspunkte für diese Behauptung. Die Namen Lindwerder, Burgwerder, Stienwerder und Eichwerder legen Zeugnis dafür ab, daß früher ungeheure Seen die Stadt, besonders auch in der Richtung



nach Hauswerder, Adamsdorf und Glasow zu, umgaben. Der Name Werder bedeutet weiter nichts als Insel; und vor der Entwässerung des Soldiner Kreises, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erfolgte, bildeten tatsächlich noch Burg- und Lindwerder vollständige Inseln, während sie jetzt nach einer Seite hin mit dem festen Lande zusammenhängen. Dem Lindwerder gegenüber liegt nach Osten zu eine regellos durcheinander geworfene Hügelgruppe, die den Namen Koppelhagen führt. Wie aus dieser Bezeichnung hervorgeht, stand hier früher ein schöner dichter Laubwald. Lindwerder, Koppelhagen und Burgwerder sind nun die Vertlichkeiten, an welche sich die alte Sage, die uns von dem Riesen, der Silberbrücke und dem Riesenstein erzählt, anknüpft.

Wie schon der Name Burgwerder andeutet, hat hier vor vielen Jahrhunderten eine Ritterburg gestanden. Die letzten Reste, starke Mauern aus Feldsteinen, sind erst vor einem Menschenalter abgetragen und zum Bau eines Saales benutzt worden. Von der Stelle, wo jetzt die Stadt steht, soll eine lange Holzbrücke nach der Burg geführt haben. Leider sind darüber historisch glaubhafte Nachrichten nicht vorhanden. Als man einst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Pfähle, die beim Grasmähen hinderlich waren, ausgrub, mußte man gegen 10 Fuß tief graben. Dabei fand man Menschenknochen, Lanzenspitzen und zwei lange, zweischneidige Schwerter, von denen das eine an dem Knäuf und der Parierstange mit silbernen Verzierungen versehen war. Die ganze Umgebung dieser Insel mußte den Bewohnern damals wie geschaffen zur Anlegung einer Burg erscheinen und ihnen einen starken natürlichen Schutz verheißen.

Unsere Sage berichtet nun, daß einst auf dieser Burg ein fürchterlicher Riese gehaust habe, der die ganze Gegend weit und breit durch seine Gewalttaten in Schrecken versetzte. Eine große Habgier hätte ihn beherrscht, und auf seiner Burg sollte sich eine große Menge sammengeraubter Schätze befinden haben. Weil der Riese so häßlich war, konnte es ihm nicht gelingen, eine Frau in seine Burg heimzuführen.



und so saß er mit seinen großen Reichtümern an Gold, Silber und Edelsteinen, die er in großen Kisten und Kisten aufgestapelt hatte, allein in trauriger Einsamkeit.

Da geschah es, daß sich auf dem gegenüberliegenden Lindwerder ein Mann aus der Fremde niederließ und dort seine Wohnstätte baute, ohne zu ahnen, daß in seiner Nähe ein so gefährlicher Riese und Räuber hauste. Der Mann hatte eine einzige Tochter, Inge genannt, die war jung und schön und hatte ein gutes Gemüt. Sie war ihres Vaters Stolz und einzige Freude. Er beschützte sie wie ein köstliches Kleinod. Aber in ihrer Einsamkeit suchte sie Zerstreuung. Darum ruderte sie in einem Kahne, welchen der Vater ihr selbst gezimmert hatte, oft nach den gegenüberliegenden Hügeln und Bergen auf dem Koppelhagen. Hier lagen viele gewaltige Feldsteine, der größte derselben bot auf seiner breiten Oberfläche einen bequemen Sitz dar. Weil es in seiner nächsten Umgebung besonders schön war, und weil der Hügel, auf welchem der Stein lag, eine weite, reizende Aussicht darbot, so wurde dieser Ort ihr Lieblingsplätzchen.

An einem schönen Sommertage war sie wieder hierher gerudert und hatte sich auf den Riesenstein gesetzt. Vor ihren Augen breitete sich die ruhige, spiegelglatte Fläche des silberklaren Sees aus. Kein Lüftchen regte sich. In dem dichten Gebüsch des Laubwaldes sangen die kleinen Sängler ihre lieblichen Lieder. Plötzlich wurde Inge durch schwere Tritte aus ihrer beschaulichen Ruhe aufgeweckt. Als sie sich ängstlich umblickte, sah sie einen Riesen vor sich. Durch seine Häßlichkeit und seinen bösen Blick in heftige Angst versetzt, wollte sie fliehen. Der Riese vertrat ihr jedoch den Weg zum Ufer des Sees, an welchem ihr Fahrzeug lag. Der erste Gedanke des Raubritters war, das schöne Mädchen mit Gewalt auf seine Burg zu führen. Aber er glaubte, es müsse ihm auch durch seinen Reichtum gelingen, sie für sich zu gewinnen. Darum redete er ihr gütig und freundlich zu und sagte ihr, daß sie sich nicht zu fürchten brauche, denn er würde ihr kein Leid zufügen. Der Riese erzählte ihr, daß er der Herr der



Ritterburg, die sie vom Lindwerder aus erblicken könne, sei. Er besäße große Reichtümer und würde sich freuen, diese mit ihr zu teilen und sie als Burgfrau heimzuführen.

Um den Riesen nicht durch eine unbedachte Antwort zu erzürnen, bemühte sich Inge, freundlich gegen ihn zu sein. Sie sprach zu ihm: „Wohl möchte ich mit dir gehen und die großen Reichtümer und Schätze, von denen du mir berichtest, schauen; aber ohne Einwilligung meines Vaters kann ich dir unmöglich folgen.“ Da sagte ihr der Riese, daß er sie begleiten und ihren Vater bitten würde, sie als Gattin heimzuführen zu dürfen.

Inge mußte sich auf seinen Wunsch in den Kahn setzen, der Riese ergriff selbst die Ruderstange, und in wenigen Minuten hatten sie den gegenüberliegenden Lindwerder erreicht.

Der Vater war nicht wenig erschrocken, als er seine Tochter in der Gesellschaft des häßlichen Riesen erblickte. Als dieser sein Anliegen vorbrachte und ihn bat, ihm seine Tochter zur Gemahlin zu geben, fürchtete er sich, dem Riesen eine ablehnende Antwort zu geben. Er bat ihn daher, ihm eine längere Bedenkzeit zu geben; denn er würde sich wohl denken können, daß es einem alten Vater schwer falle, sich so schnell von seiner einzigen Tochter zu trennen.

Der Riese verabschiedete sich und sagte, daß er in wenigen Wochen wiederkommen würde, um sich eine bestimmte Antwort zu holen.

Als Inge mit ihrem alten Vater allein war, da weinte sie bitterlich und bat ihn, so schnell wie möglich mit ihr diese Gegend zu verlassen und in der Fremde eine neue Heimat zu suchen. Der Vater aber sprach: „Was denkst du wohl? Der Riese wird uns heimlich auf Tritt und Schritt beobachten und unsere Flucht hindern. Nur durch eine List kann es uns gelingen, ihn von seinem Vorhaben abzubringen und uns aus seiner Gewalt zu befreien.“

Als am nächsten Tage Inge in trauriger Stimmung wieder in den Wald ging, erschien ihr ein altes Mütterchen, das sie freundlich anblickte. Da die alte Frau die rotgeweinten



Augen der Jungfrau sah, fragte sie das Mädchen, warum sie so traurig wäre. Juge, durch ihre gütigen Fragen zutraulich gemacht, erzählte ihr, in welcher großen Not sie sich befände, und daß sie mit ihrem alten Vater keinen Ausweg mehr zu finden wisse. Das Mütterchen hörte aufmerksam zu und sagte dann: „Gar zu oft schon hat der Riese vom Burgwerder durch seine Frevelthaten gute Menschen ins Unglück gestürzt, und nur selten ist es mir gelungen, ihn davon abzubringen und seine Pläne zu durchkreuzen. Viele Jahre schon treibt er ungestraft sein Wesen in hiesiger Gegend. Wenn du aber meinen Anweisungen folgen willst, so will ich dich aus seiner Gewalt befreien und verhindern, daß er seinen Plan ausführt. Zunächst wirst du dem Riesen sagen, daß du nur dann seine Frau werden willst, wenn er von seinem Wohnsitz auf dem Burgwerder hinüber nach dem Lindwerder eine Brücke aus Silber baut. Bei seinem großen Geize wird er wahrscheinlich nicht auf deine Wünsche eingehen und dich lieber aufgeben. Sollte er aber gegen meine Erwartung dennoch die Brücke bauen, so komm nur wieder zu mir in den Wald an dieselbe Stelle, an der wir uns heute befinden, und ich werde dann andere Mittel und Wege haben, den Riesen zu überlisten.“

Als Juge zu ihrem Vater kam und erzählte, wer ihr begegnet und welchen Rat ihr das alte Mütterchen erteilt hätte, da zweifelte dieser sogleich, daß das Mittel helfen würde. Als am nächsten Morgen wieder der schreckliche Freier erschien und Juge ihm sagte, daß sie ihm nur dann als Burgfrau folgen wolle, wenn er über den See eine Brücke aus reinem Silber bauen würde, damit sie ihren alten Vater täglich und stündlich besuchen könnte, da war er anfänglich wohl unwillig über diese Forderung, da er aber den festen Entschluß der Jungfrau merkte, versprach er ihren Wunsch zu erfüllen.

Am andern Morgen war kaum die Sonne aufgegangen, als auch schon der Riese mit dem Bau der Brücke begann. Aus seiner Burg schleppte er starke und große Pfähle aus reinem Silber herbei und trieb sie in die Erde. Auch mitten in den See schlug er einige Silberpfähle. Noch heute führt



diese Stelle, wo der weiße Sand fast bis an die Oberfläche des Sees hervortritt, den Namen Silberberg. Dann legte er lange Balken, ebenfalls aus purem Silber, darüber und verband sie mit silbernen Nägeln und Klammern. Schließlich legte er auch breite Silberplatten über die Balken, so daß ein bequemer Steg über den See führte.

Als in der Mittagsstunde die Sonne ihren Höhepunkt erreichte und ihre Strahlen die Silberbrücke grell beleuchteten, da war der Riese mit seiner Arbeit fertig. Er selbst ging zuerst über die Brücke nach dem Lindwerder, um ihre Tragkraft und Sicherheit zu proben. Es war ein Meisterwerk, das der Riese hier ausgeführt hatte, und auch Juge mußte das mit schwerem Herzen eingestehen. Was sollte sie jetzt noch für Einwendungen machen, wenn der Riese wieder mit seinen Werbungen vor sie trat? Würde auch die alte Schutzfrau im Walde ihr Versprechen einlösen und ihr mit neuem Rat zur Seite stehen? Da der Riese nun Tag für Tag erschien und seine Wünsche immer dringender wurden, ging Juge noch einmal in den Wald, um das alte Mütterchen aufzusuchen und sie an ihr Versprechen zu erinnern.

Als sie kurze Zeit an der Stelle, wo sie das Mütterchen zuerst getroffen, gewartet hatte, erschien dieses ganz plötzlich und unverhofft.

„Ich hatte fest geglaubt“, sagte die Alte, „daß der Riese bei seinem Geize auf unsern Wunsch nicht eingehen würde. Nun bleibt uns nur noch eine List übrig. Fahre mit dem lästigen Freier nach dem Koppelhagen. Du kennst die großen Steine, die dort liegen, sie sind so schwer, daß gewöhnliche Menschen nicht imstande sind, sie auch nur anzuheben. Ueberrede nun den Riesen, daß er eine Wette mit dir eingeht. Jeder von euch soll einen von den zwei größten Steinen aufheben und von sich schleudern. Wer von euch beiden einen dieser Blöcke am weitesten schleudert, der soll das Recht haben, von der beabsichtigten Verbindung zurückzutreten. Ich will dir unsichtbar zur Seite stehen und dir den Riesen besiegen helfen.“



Als am andern Tage der Riese wieder seine Braut und ihren Vater besuchte, bat ihn die Jungfrau, noch einmal mit ihr nach dem Koppelhagen zu fahren und ihren Lieblingsplatz zu besuchen. Dort angekommen, fragte sie ihn, ob er wohl die Kraft besäße, einen der beiden größten Steine zu heben und über den See nach dem gegenüberliegenden Ufer zu schleudern? Der Riese behauptete sofort, daß er dazu imstande sei. Als aber Inge sagte, daß auch sie dazu die Kräfte hätte, einen der Steine über den See zu werfen, da lachte er sie aus und verspottete sie. „Nun“, sprach Inge, „dann können wir ja eine Wette miteinander eingehen, und wenn es mir gelingt, weiter zu werfen als du es vermagst, und dich dadurch zu besiegen, so mußt du mir das Versprechen geben, mich frei zu lassen.“ Der Riese lachte darüber, denn er war keinen Augenblick im Zweifel, daß Inge nicht die Kräfte besäße, den Stein auch nur anzuheben, daß er also als Sieger aus dem ungleichen Kampfe hervorgehen würde. Da Inge ernster wurde und von ihm verlangte, daß er die Wette beschwören sollte, war er auch dazu bereit.

Als nun Inge einen der großen Steine wie einen leichten Ball aufhob und in weitem Bogen über den See warf, daß er laut aufschlagend am jenseitigen Ufer niederfiel, da war der Riese starr vor Schrecken. Aber doch hegte er noch die Hoffnung, die Wette zu gewinnen. Er hob daher den andern Stein auf, um ihn auch über den See zu schleudern. Der Stein war aber so schwer, daß er fast unter seiner Last zusammenbrach. Er wurde kleinmütiger und glaubte nun selbst nicht mehr an seinen Sieg. Inge sah ihm aufmerksam zu. Sie freute sich, daß ihr das Mütterchen beigegeben und ihr solche Kräfte geschenkt hatte. Als der Riese mit gewaltiger Kraftanstrengung den großen Stein über den See zu werfen versuchte, da fiel er — noch weit vom Ufer entfernt — in den See hinein. Der Stein, den Inge geworfen hatte, war viel weiter geflogen.

Da nun der Riese sah, daß er seine Wette verloren hatte, stürmte er wutschnaubend davon. Als er auf seiner



Burg angelangt war, bestand sein erstes Werk darin, die kostbare Brücke zu zerstören, daß keine Spur von ihr übrig blieb. Inge und ihr Vater waren glücklich und bewahrten der guten Alten, die sie nie mehr sahen, ein dankbares Herz.

Da nach alten Sagen auch Teufel und Riesen stets ihrem Schwure treu bleiben, so kam es dem Riesen nie in den Sinn, noch einmal den Versuch zu machen, Inge durch Güte, List oder Gewalt für sich zu gewinnen. Er ist nicht lange darauf einsam und verlassen auf seiner Burg gestorben, und die Bewohner der Gegend konnten von da ab ein ruhiges und glückliches Leben führen.

34. Der Klickestein.

In der nördlichen Neumark gibt es noch eine ganze Anzahl gewaltiger Steinblöcke. Die haben Teufel, Hünen oder Riesen hierher geschleudert; denn eines Menschen Hand kann sie nicht von der Stelle rühren. Daher heißen sie auch Teufelssteine, Hünen- oder Riesensteine. Bei manchen kann man wohl gar den Eindruck der Riesenfinger wahrnehmen. Ein Stein am Mohriner See hat die Form eines Lehnstuhles, und der Teufel soll darauf gefessen und geangelt haben. Ein anderer auf der Grenze von Dürren-Selchow und Grüneberg zeigt viele kleine Löcher. Auf dem hat in alten Zeiten ein Hüne seinen Sitz gehabt, der war ein Schneider. In den Löchern hatte er Schere, Nadel, Fingerhut und Zwirtnäuel zu liegen. Die größten Steine aber sind die bei Seegensfelde, Breitenstein, Hasselbusch, Lippehne und Rostin.

Der große Stein bei Rostin heißt auch der Klickestein. Er ist dadurch bemerkenswert, daß noch ein zweiter großer und schwerer Stein auf ihm liegt. Wie dieser darauf gekommen ist, erzählt uns folgende Sage:

Einmal brüstete sich der Teufel gegen den lieben Gott, er könnte in einer Stunde, in der Nacht von 12-1, einen Turm bauen, dessen Spitze höher sein würde wie alle Kirchtürme weit und breit. Der liebe Gott lachte über des Teufels



Hochmut, aber der Teufel ließ sich nicht irre machen. Er ging noch an demselben Tage an die Arbeit. Von weit her, aus Schweden, Norwegen und Finnmark mußte er die Steine herbeischaffen und übereinanderwälzen.

Aber es ging dem Teufel auch hier wie bei allen seinen Kirchenbauten, er hat es nämlich nie fertig gebracht, einen Bau zu vollenden. Aus Wut darüber hat er dann stets den Bau wieder zertrümmert und die Steine weit umher geworfen.

Der Teufel hatte in Rostin den Fehler gemacht, daß er bei seinem Bau einige größere Steine, die er erst hätte später verwenden sollen, schon unten benutzt hatte, und so mußte er nun auch, da Mangel eintrat, die kleineren Steine aus der Ferne herbeischleppen. Darüber versäumte er viele kostbare Minuten. Als er daher mit den letzten Steinen über Soldin schwebte, schlug es auf dem Turm der Domkirche 1 Uhr. Boller Wut ließ er die Steine herabfallen, flog auf die Spitze seines Turmes, riß wieder einen Stein nach dem andern ab und schleuderte sie alle weit in der Gegend umher. Von Rostin über Staffelde, Schöneberg, Brügge und Neuenburg bis hin nach Karzig liegen die Trümmer des Turmes zerstreut. Als er die beiden letzten Steine fassen wollte, da waren seine Kräfte so erschöpft, daß er sie nicht mehr von der Stelle bewegen konnte. Auch als er mit seinem Pferdefuß dagegen stieß, so daß ein tiefer Eindruck hinterblieb, den man noch jetzt sehen kann, bewegten sich die beiden letzten Steine nicht von der Stelle, und so liegen sie noch da bis auf den heutigen Tag.

35. Kreuz, wende dich von dem Borne!

Seit Jahrhunderten sind in der Neumark die Herren „von dem Borne“ ansässig. Wie sie zu ihrem etwas seltsam klingenden Namen gekommen sind, will uns folgende Sage erzählen:

Als Friedrich Barbarossa am Abend seines Lebens im Jahre 1189 noch einen Kreuzzug unternahm, um Jerusalem, welches der Sultan Saladin den Christen wieder entriß,



hatte, zurück zu erobern, regte sich auch in der Neumark wie im ganzen Abendlande der eingeschlummerte Glaubenseifer. Von der Südspitze Italiens bis zu den rauhen Berghöhen Scandinaviens strömten bewaffnete Scharen herbei und schlossen sich dem Heere Barbarossas an. Wo die religiöse Begeisterung nicht mächtig genug wirkte, da halfen andere Gründe mit: die alte Lust zu Kampf und Waffen, die Reize eines ungebundenen Wanderlebens, das Verlangen, seltene Abenteuer zu bestehen, die Aussicht auf Reichtum und Schätze, auf Herrschaften und Lebensgenüsse. Der Arme und Schutzlose hoffte der Not des Lebens und dem Drucke der Verhältnisse zu entgehen, der Leibeigene die Freiheit zu erlangen, der Schuldner sich aus den Händen des Wucherers zu befreien und der Sünder und Verdammte den zeitlichen und ewigen Strafen zu entgehen. Hinüber! Hinüber! war der Volksruf, der von allen Lippen ertönte.

Diesem Rufe folgte auch Konrad Wimmung, ein junger Waffenschmied aus der Neumark. Furchtlos und tapfer, achtete er weder der Beschwerden des Zuges in unfruchtbaren Gegenden und wasserlosen Einöden unter morgenländischer Sonnenglut, noch der List und Grausamkeit der feldschukfischen Türken. Nach dem siegreichen Kampfe Barbarossas über den treulosen Sultan von Konium, in welchem sich Konrad Wimmung durch besonderen Mut ausgezeichnet hatte, erhielt er mit einer großen Zahl anderer Kreuzfahrer den Ritterschlag.

Als der greise Heldenkaiser Friedrich Barbarossa in den kalten Fluten des reißenden Bergstromes Selef oder Kalykadnus in Kleinasien seinen Tod fand und sein zweiter Sohn, Friedrich von Schwaben, — „die Zierde und einzige Hoffnung der deutschen Ritterschaft“ — die Kreuzfahrer, die nicht die Rückkehr in die Heimat vorzogen, über Antiochien nach Palästina führte, folgte auch Konrad Wimmung seiner Fahne.

Aber es war ein dornenvoller Kreuzzug. Die meisten Ritter erlagen teils der Pest und den Mühseligkeiten des Weges, teils dem Hunger und dem Schwerte der Feinde. Nur langsam kamen sie vom Flecke, und selbst kleine Städte



konnten sie oft erst nach wochenlanger Belagerung einnehmen. In ihrer Erbitterung schonten sie dann oft nicht der Greise, Weiber und Kinder.

Das war nicht nach dem Gefallen Konrad Winnungs, der in hochherziger Weise stets bemüht war, diese Armen und Wehrlosen zu schonen und zu beschützen. Obschon er sich dadurch die Feindschaft seiner eigenen Kampfgenossen zugezogen hatte, gab er dennoch nicht seine edlen Grundsätze auf. Bei der Einnahme der festen und gut verteidigten Stadt Akkon, die die Christen erst nach unsäglichen Anstrengungen erobern konnten, und in der sie dann in wahrhaft barbarischer Weise plünderten, raubten und mordeten, errettete er wiederum mit eigener Lebensgefahr ein Saracenenmädchen aus den Händen grausamer Kreuzfahrer.

Als die Christen nun weiter vordrangen, um auch Jerusalem zu erobern, hatten sie abermals harte Kämpfe zu bestehen. Um nicht in einen Hinterhalt zu geraten, mußten eines Tages Rundschafter ausgesandt werden, die nach allen Richtungen hin das unbekannte Land erforschen sollten. Nur drei Ritter, darunter auch Konrad Winnung, meldeten sich zu dieser gefährvollen Unternehmung.

So ritten die drei Mutigen nach verschiedenen Richtungen hin aus. Die Sonne schien glühend heiß vom Himmel herab. Konrad Winnung achtete zunächst nicht darauf. Nachdem aber sein Pferd nicht mehr recht von der Stelle wollte, sah er sich doch nach Wasser um. Aber die Bewohner hatten alle Brunnen zugeschüttet, um den Kreuzfahrern das Vordringen zu erschweren. So blieb dem Konrad Winnung nichts übrig, als umzukehren. Die Sonne drohte schon unterzugehen, aber sein ermattetes Kößlein wollte nicht mehr von der Stelle. Da sah er aus einem kleinen, abseits liegenden Dorfe ein altes Mütterchen mit einem Wasserkrüge zu einem versteckt liegenden Brunnen gehen. Sorglos, als sehe sie den Ritter nicht, schöpfte sie Wasser und ging wieder dem Dorfe zu. Konrad Winnung stieg schnell von seinem Pferde und führte es an dem Zaume eilend dem Brunnen zu,



damit es sich erfrischen und ihn dann wieder schneller dem Lager zutragen möchte.

Raum aber hatte er sich gebückt, um sich selbst erst durch einen frischen Trunk zu erquicken, da kam eine junge Sarazenerin eilend herzugelaufen und rief mit lauter Stimme: „Kreuz, wende dich von dem Borne!“

Es war das Mädchen, welches er in Affou aus den Händen der ergrimmt und blutdürstigen Kreuzfahrer befreit, und dem er das Leben gerettet hatte. Sie hatte sich in dieses Dorf geflüchtet und bei Verwandten Aufnahme gefunden. Aus dem Versteck hatte sie gleich den anderen Dorfbewohnern den Ritter beobachtet, der ahnungslos und durch das wasserschöpfende alte Mütterchen sicher gemacht, aus dem Brunnen, welchen die Bewohner vergiftet hatten, Wasser trinken wollte. Ihr scharfes Auge aber hatte aus der Ferne den Ritter an seinem Wappen erkannt. Da sie seinen Namen nicht kannte, hatte sie ihn durch den Ruf: „Kreuz, wende dich von dem Borne!“ auf die ihm drohende große Gefahr aufmerksam gemacht und so sein Leben gerettet.

Die Verwandten der Sarazenerin bewirteten den edlen und hochherzigen Ritter mit Speise und Trank und zeigten ihm den kürzesten Weg zum Lager.

Seit der Zeit führte der Ritter und alle seine Nachkommen den Namen: von dem Borne. Die letzten Sprossen dieses tapferen Geschlechts, dessen Glieder im Mittelalter in der Neumark zahlreich vertreten waren, wohnen noch heute auf dem großen Herrschaftssitze Berneuchen bei Neudamm.

36. Wie Chursdorf seinen Namen erhielt.

Vor vielen Jahrhunderten lebte im Lande Lippehne ein reicher Edelmann, der drei große Güter hatte. Als er nun alt war, sprach er zu seinem jüngsten Sohne, welchen er am liebsten hatte, er möchte sich ein Gut wählen. Der suchte sich das Gut Konradesdorf aus und nannte es fortan Chursdorf; der Name kommt her von chüren oder wählen. Der älteste Sohn erhielt Deetz und der zweite Sohn Adamsdorf.



37. Von der Gründung Schönebergs.

In uralter Zeit haben am Clarasee Hünen von ungeheurer Größe gewohnt. Die besaßen solche Kraft, daß sie ihre Gänse mit den größten Buchen, die sie im Walde ausrissen, ins Feld trieben. Ein solches Hünenmädchen wollte einen Damm durch den Clarasee, der dazumal noch viel größer war, bauen. Dabei riß die Schürze entzwei, und ein großer Sandberg entstand. Darauf wurde später das Dorf Schöneberg gebaut.

38. Die Gründung Soldins.

Von der Gründung und Namengebung Soldins werden zwei Sagen erzählt.

Die erste lautet: Nachdem die Markgrafen Johann I. und Otto III. die Neumark erworben und viele Städte darin gegründet hatten, hielten sie sich oft und gern in diesem Lande auf. Johann I. war ein großer Jagdliebhaber und birschte am liebsten in den neumärkischen Wäldern, die an Wildreichtum in Deutschland kaum ihresgleichen hatten. Dabei verirrte er sich einmal, so daß er nicht mehr zurückfand. An einem großen See traf er nach drei Tagen auf einen Fischer, der ihm den rechten Weg zeigte. Dafür schenkte er ihm den See und alles Land ringsum mit den Worten: „Der See soll dine sind!“ Der See und der Ort, welcher bald darauf gegründet wurde, führten daher den Namen Soldin.

* * *

Die andere Sage lautet: Nicht weit von Staffelde, südlich der Brügger Berge, liegt der Kusensee. In der Nähe desselben ist der „Borgwall“ (Burgwall), auf welchem früher eine Burg stand. Hier wohnte ein Ritter, der hatte zwei Söhne. Der älteste Sohn erhielt die Burg und das Land ringsum. Zu dem zweiten sprach er: „So weit du in einer Stunde reitest, dieses Land soll dine sind!“ Der Sohn kam bis an den großen See und baute sich später an dem



Ufer eine Burg. Beide — der See und die Burg — aus welcher später eine Stadt entstand, erhielten von ihm den Namen Soldin.

39. Die tapferen Keeser.

Als vor fünfzig Jahren die Polen in die Neumark einfallen wollten, bewaffneten sich die Bürger mit Gabeln, Sensen und Gewehren. In den Gasthöfen wurden tapfere Reden gehalten und dazu wurde auch tüchtig gezecht. Man sandte alltäglich Wachtposten aus, die sollten sorgen, daß die Stadt nicht unverhofft überfallen würde.

Eines Tages kam nun der Posten atemlos in die Stadt gelaufen und rief: „Die Polen kommen! Sie müssen bald da sein!“ Sogleich wurden die Glocken geläutet und die Trommel geschlagen. Die Keeser kamen mit erhitzten Köpfen aus den Schenken herbeigelaufen und stellten sich auf dem Markte in Reihe und Glied. Zuerst kamen die Schützen, die mit Gewehren bewaffnet waren, dann die Sensenmänner und zuletzt die Gabelleute. An die Spitze aber stellte sich der Bürgermeister, der durch eine lange Rede seine Keeser zur Tapferkeit anfeuerte. Er schloß seine Ansprache mit den Worten: „Folgt mir nur, ich will euch zum Siege führen oder ritterlich mit euch sterben!“

Es hatte zu der Zeit aber tüchtig geregnet, so daß die Wege glatt und schmutzig waren. Als man nun durch das Stadttor zog, da ging das Gewehr eines Schützen los. Gleichzeitig aber flog dem Bürgermeister ein großer Kuchläser vor den Kopf. Vor Schrecken fiel er lang zu Boden, weil er glaubte, ihn hätte eine feindliche Kugel getroffen. Da er nun so am Boden lag, rief er laut aus: „Lebt wohl, ihr tapferen Keeser, ich schwimme schon in meinem Blute!“ Seit der Zeit aber nennt man die Bewohner dieser Stadt die tapferen Keeser.

40. Der bescheidene Müller.

Als Friedrich der Große mit seinem Heere über die Oder setzte, um den Russen, die in der Neumark übel hausten,



in den Rücken zu fallen, zeigte ihm ein Müller den rechten Weg. Auf den Wunsch des Königs mußte der Müller auch während der Schlacht bei Borndorf an seiner Seite bleiben. Nach der Schlacht sprach der alte Fritz zu dem Müller: „Du kannst dir etwas wünschen, wenn es in meiner Macht liegt, will ich es dir gern geben.“ Da sprach der Müller zu dem Könige: „Da die Welle an dem Wasserrade meiner Mühle alt und morsch ist, habe ich mit dem Förster schon lange um einen starken Fichtenstamm gehandelt, aber wir können wegen des Preises nicht einig werden, darum möchte ich dich um diese große Kiene bitten.“ Da lachte der alte Fritz und sagte: „Wenn es weiter nichts ist, diesen Stamm sollst du wohl haben. Auch in Zukunft sollst du und deine Nachkommen stets soviel Holz haben, wie ihr für eure Mühle braucht.“

41. Wie der alte Fritz und Seydlitz ihre Schläge bekamen.

Der alte Fritz hatte die Kolonie Groß-Fahlemwerder gegründet. Vorher ist hier ein königliches Gut gewesen, welches ein Pächter zu bewirtschaften hatte. Die Kolonisten aber kamen mit dem Pächter in Streit, und so liefen andauernd Beschwerden und Anklagen in Berlin ein. Bald merkte der König, daß der Schulze die Schuld daran hatte. Darum schickte er den Kolonisten einen strammen Unteroffizier als Gemeindevorsteher hin. Von der Zeit hörten alle Klagen auf, und Groß-Fahlemwerder gehörte zu den friedlichsten Gemeinden in der Monarchie.

Da sagte eines Tages der alte Fritz zu seinem tapferen General Seydlitz: „Reise doch einmal nach dem Dorfe und siehe zu, wie es dort steht.“ Seydlitz trat sofort seine Reise an und kam, als Handwerksbursche verkleidet, auch glücklich bis in die Nähe des Dorfes. Zuletzt aber verfehlte er den rechten Weg. Er sah wohl den Ort vor sich liegen, aber um hineinzukommen, hätte er erst eine große Wiese, durch welche kein Weg und Steg führte, umgehen müssen, wozu er



wohl eine gute Stunde gebraucht hätte. Kurz entschlossen ging er durch die Wiese dem nahen Dorfe zu. Da wurde er aber von einigen Bauern abgefaßt, die ihn vor ihren Schulzen führten. Der forderte ihm fünf Gulden als Strafe ab. Da aber Seydlitz soviel Geld nicht bei sich hatte, ließ ihm der Schulze fünf Stockschläge aufzählen.

Als nun Seydlitz wieder nach Berlin kam, fragte ihn der König, wie er es dort gefunden hätte. Da sagte der General: „Es geht dort zu nach Recht und Ordnung, und Euer Majestät kann sich selbst davon überzeugen.“

Einige Wochen darauf trat der König, gleichfalls verkleidet, die Reise an. Auch ihm erging es wie seinem General.

Als sie nun nicht lange danach zusammen an der Tafel saßen, fragte Seydlitz den König, ob es ihm in Groß-Fahlenwerder gefallen hätte. Da lachte der König und sprach heimlich zu Seydlitz: „Wieviel hat dir denn der Schulze aufzählen lassen?“ „Fünfe“, sagte Seydlitz. „Nun“, sprach der alte Fritz, „dann bin ich ja nicht schlechter weggekommen wie du, mein lieber Freund, und wir können uns wohl beide zufrieden geben.“

42. Der Reiter und das Klus.

Wenn man von Soldin aus nach Schildberg geht, so steht dicht an der Straße und nicht weit ab von Soldin eine kleine Kapelle mit einem Christusbilde. Sie führt im Volksmunde gewöhnlich den Namen das „Klus“, welches soviel wie Klausen bedeutet. Sie ist sehr alt und steht schon über 400 Jahre an dieser Stelle. Im Laufe der Zeit ist sie oft ausgebessert worden, so z. B. im Jahre 1816 und neuerlich vor einigen Jahren. Es mutet uns seltsam an, in einer bis noch vor kurzer Zeit fast rein evangelischen Gegend solch ein Denkmal aus altkatholischem Zeitalter anzutreffen. Wir brauchen uns daher auch nicht zu wundern, daß sich die Sage dieser Kapelle angenommen hat. Sie berichtet uns aus der Zeit des 30 jährigen Krieges folgende Geschichte von dieser Kapelle.



Es war um das Jahr 1636, da kam ein größerer Reiterhaufen in diese Gegend, die seit den letzten zehn Jahren so schreckliche und furchtbare Kriegsleiden hatte erleben müssen. Die Soldaten waren katholisch und kaiserlich, also Feinde der evangelischen Neumärker. Die Reiter hatten den Auftrag gehabt, der Schwester des Kaisers auf ihrem Hochzeitszuge nach Polen das Geleit zu geben. Nach dieser Dienstleistung sollten sie zu den Truppen des Feldherrn Gallas stoßen. Sie nahmen ihren Weg durch die Neumark. Plündernd, fiegend, raubend und mordend zogen sie durch den Friedberger und Soldiner Kreis nach Schwedt a. D.

Als sie an der Kapelle bei Soldin vorbeikamen, glaubten viele von ihnen, daß sie sich einer katholischen Stadt und Gegend näherten. Die Sage erzählt auch, daß diese Klause aus altkatholischer Zeit schon oft in der schweren Zeit des 30 jährigen Krieges Schirm und Schutz der Stadt Soldin gewesen sei.

Denn zog ein kaiserlich Kriegsvolk ein,
Und sah die Kapelle am Wegesrain,
So glaubte es stets, daß die Stadt in Treu
Gut kaiserlich und katholisch sei;
Und raubten dann, ganz gegen Brauch und Natur,
Von allem bescheiden die Hälfte nur.

Dem Kriegshaufen, so berichtet die Sage weiter, ritt ein einzelner Reiter voran, der sich durch sein wildes Benehmen und durch rohes, gotteslästerliches Fluchen auszuzeichnen suchte. Als er die Kapelle am Wegesraude mit dem Heilandsbilde am Kreuz gewahrte, da rief er:

„Hallo! Seit Wochen hab' meiner Treu,
Ich nichts gerochen von Pulver und Blei,
Da kommst du, Puppe, mir grad zu Paß;
Ich will mich üben im Aberlaß.
Und Gold und Beute im Ueberfluß
Mag mir's bedeuten, trifft gut mein Schuß.
Doch ziele ich schlecht und schieße fehl,
Berrecken will ich, bei meiner Seel.“ —



Er riß sein Pferd beiseite, nahm eine lange Pistole und zielte nach dem Christusbilde in der Kapelle. Laut und hell frachte der Schuß aus blinkendem Lauf. Das Roß erschrak und scheute vor dem jähen unerwarteten Knall. Hoch auf bäumte es sich und schleuderte den rohen Reiter mit großer Gewalt aus dem Sattel. Kopfüber stürzte er schwer wie Blei aus dem Sattel und rührte kein Glied mehr. Er war auf der Stelle tot, denn er hatte sich das Genick gebrochen. Das Christusbild war unverletzt geblieben, weil der Schuß vorbeigegangen war. Als die andern Reiter das Gottesgericht sahen, da wurden sie von einer abergläubischen Furcht erfaßt. Sie sahen das Unglück als eine unheilvolle Vorbedeutung an und flohen entsetzt und in wilder Hast aus dieser Gegend. Soldin aber war gerettet.

43. Der Kronleuchter.

In dem königlichen Jagdschlosse Grunewald bei Charlottenburg befindet sich jetzt ein sonderbarer Kronleuchter, aus einem herrlichen Hirschgeweih hergestellt, der früher in dem Ratsgestühl in der Marienkirche zu Landsberg hing.

Von diesem Kronleuchter wird folgende Sage erzählt: Vor vielen hundert Jahren war Landsberg noch ringsum von dichten Wäldern und weiten, unwegsamen Moorstrecken umgeben, in denen neben allerlei Wild auch Bären und Wölfe nicht selten hausten. Da begab es sich nun, daß in einem strengen Winter hungrige Wölfe einen mächtigen Kronhirsch so lange verfolgten, bis er sich durch das Stadttor flüchtete. Es war gerade ein Feiertag, und die Türen der Kirche standen weit offen. Das geängstigte Tier drang in das Gotteshaus. Vor dem Altare stürzte der gewaltige Hirsch zu Boden und ließ sich von den Leuten, die in der Kirche waren, geduldig ergreifen. Das Tier wurde geschlachtet und aus seinem Geweih ein prachtvoller Kronleuchter gearbeitet.

Auch in der Kirche zu Friedeberg hängt ein Leuchter, der aus dem mächtigen Geweih eines Bierzehners hergestellt ist. Jäger, die im Walde den Hirsch gejagt, hatten



ihn bis vor die Tore der Stadt verfolgt. Der Hirsch war gleichfalls in die Kirche geflohen und hatte hier Schutz gesucht. Die Huf- und Waffenschmiede der Stadt sollen zur Erinnerung an diesen Vorfall aus dem Geweih des Hirsches jenen Kronleuchter zur Ehre Gottes und zum Andenken hergestellt haben.

44. Der eiserne Fisch.

An dem alten Rathause der Stadt Landsberg befand sich der Sage nach früher ein eiserner Fisch, der, wie erzählt wird, ein Zeichen sein sollte, daß einst bei einer großen Ueberschwemmung das Wasser der Warthe bis zu dieser Stelle gestiegen sei, und daß man im Ramin des Erdgeschosses einen lebendigen Fisch gefangen habe.

Anderer aber meinen, der eiserne Fisch sei den Fischern als Maßstab für die Größe der zum Verkaufe einzuführenden Fische von dem Räte der Stadt eingemauert worden, damit durch das Wegfangen der kleinen Fische die Neze und Warthe an ihrem Fischreichtume nicht Einbuße leiden sollten. Auch in anderen neumärkischen Städten soll jenes Zeichen in alten Zeiten vorhanden gewesen sein.

45. Landsberger Wahrzeichen (1852).

Im Jahre 1599 verheerte, wie 1564, die Warthe, aus ihrem Bette tretend, die Umgegend Landsbergs und vernichtete alle Feldfrüchte. Dieses Ereignis in Verbindung mit der in dasselbe Jahr fallenden Flucht des Hirsches in die Kirche und mit der Sage vom Fisch am Rathause hat ein Dichter Landsbergs, der vor sechzig Jahren verstorbene Dr. Leopold Lornitz, in einem Gedicht dargestellt, dessen Inhalt freilich nicht auf historischer Grundlage beruht, das aber doch verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden.

Vor Zantoch's alter Feste stand
Der Probst von Landsberg mit starker Hand,
Und hinter ihm ein wogend Meer
Landsberger Fähnlein, gewappnet schwer.



Der Herold aber tritt hervor
 Und ruft dem Burgherrn laut an's Ohr:
 „Gibst Du nicht wieder den schönen Raub,
 So brechen wir Dein Schloß zu Staub!“

Der Junker auf dem Turme stand,
 Den Becher hielt er in seiner Hand:
 „Der Raub ist mein, der Raub bleibt mein,
 Gut schmeckt der Pfaffen Firnenwein;

Gut schmeckt der Bürger Fleisch und Brot,
 Mit Eurem Drohn hat's keine Not;
 Für Euer bürgerliches Mark
 Ist dieser edle Wall zu stark.

Dies Schloß wird fallen Stück für Stück,
 Sobald die Warthe strömt zurück,
 Sobald ein Fisch Euren Markt durchschwimmt,
 Ein Hirsch in der Kirche sein Ende nimmt.

Hallo! Frau Warthe, dich grüß' ich fein,
 Tränk' du die Pfaffen mit deinem Wein;
 Fehlt heut den Bürgern das Fleisch am Tisch,
 So liefre ihnen von deinem Fisch.“

Der Junker lacht und steigt vom Turm;
 Da braust von Westen her ein Sturm,
 Der staut die Wellen Stück für Stück
 In mächtigen Bogen zurück, zurück.

Die Brandung schwillt hoch über den Strand,
 Die Bürger stürmen mit starker Hand;
 Und hoch und höher steigt der Strom
 Gen Landsberg auf bis an den Dom.

Und über den Marktplatz flott und frisch
 Schwimmt frank und frei ein großer Fisch,
 Man fängt ihn ein, der Sturmwind schweigt,
 Die Warthe zurück in ihr Bette steigt.



Und als die Frauen voll Angst und Not
Knieend beten um Hülfe zu Gott,
Da stürzt ein Hirsch durch's Tor hinein
Und streckt verendend sein Gebein.

Gen Osten aber kann man sehn
Die hohe Zantoch in Flammen stehn:
Es hatte der Bürger mutiger Troß
Die Mauern gebrochen und das Schloß.

Man führte den Junker gefangen herein,
Das Wunder zu nehmen in Augenschein;
Und dann vom Wasserturm hinab
Stieß man ihn in das Wellengrab.

So ging die Sage von Mund zu Mund,
Und noch vor kurzem gaben es kund:
Ein steinerner Fisch und ein Hirschgeweih
Am Rathans und in der Sakristei.

46. Freudenberg.

Genau in der Mitte zwischen den beiden Städten Arnswalde und Friedeberg liegt Freudenberg, eine wüste Dorfstätte, ringsum von der Arnswalder Stadtforst umgeben. Hier lebten einst vor 1000 Jahren drei Jungfrauen aus adeligem Geschlecht. Ihr Schloß stand auf einem hohen Berge. Von ihnen sagt der Dichter Berthold Stein in seinem größeren epischen Gedicht „Glocken-Gold“*):

„Die häuften in der Zeiten Lauf,
Viel Kleinod', Gold und Silber auf.
Sie sind mit Pferden nie gefahren,
Vier Ochsen vor der Kutsche waren.
Doch um dem Aug' der Welt zu zeigen,
Wie viele Schätze ihnen eigen,
Daß jeder sie bewundern sollt',

*) Verlag bei Otto Wendt, Arnswalde.



Bezogen sie mit purem Gold
 Der Tiere Hörner. Und dabei
 War nun so groß die Freud' der drei
 Daß alle, die das Dorf hier kannten,
 Darob es Freudenberg benannten."

Erinnert diese Sage schon etwas an die bekannte Herta-
 sage auf Rügen, so ist die Ähnlichkeit zwischen letzterer und
 einer Sage, die in der Bruchgegend viel erzählt wird, noch
 größer. Es heißt darin: In der Gegend zwischen Zirke und
 Schwerin an der Warthe führte über einen großen See, der
 sich gleichfalls in der Richtung des Flusses dahinzog, eine
 lederne Brücke. Ueber diese Brücke fuhr in jedem Frühjahr
 eine Priesterin in goldenem Wagen. Davor waren gleich-
 falls vier Ochsen gespannt, deren Hörner vergoldet waren.
 Wo die Priesterin erschien, herrschte Lust und Jubel im Lande,
 und es wurden überall große Freudenfeste gefeiert; denn
 für dieses Jahr waren die Felder wieder gesegnet zu
 neuer Fruchtbarkeit.

47. Die sieben Brüder.

In dem B i l l m e r, einem Laubwalde in der Nähe des
 Kloppsees, der früher zu Lippehne gehörte, jetzt aber Eigen-
 tum des Gutsherrn von Rehnitz und Glasow ist, befindet
 sich an der Stelle, wo der Verbindungsgraben zwischen dem
 Klopp und Bandin vorbeiführt, die Russenschanze, während
 etwas weiter rechts die Schwedenschanze liegt. Hier standen
 noch vor wenigen Jahren, ringsum von kleinen Bäumen um-
 geben, sieben gewaltig große Eichen, wahre Sinnbilder
 deutscher Kraft und Stärke. Im Volksmunde wurden sie
 allgemein „Die sieben Brüder“ genannt. Die letzten
 sind am Anfang dieses Jahrhunderts von dem Sturm zerstört
 worden. Daran knüpft sich folgende Sage:

Zur Zeit des siebenjährigen Krieges lagerte in dem
 B i l l m e r w a l d e eine kleine preussische Heeresabteilung, um die
 Russen, welche in großer Uebermacht anrückten, hier aufzu-



halten und zurückzuwerfen. In den Reihen der Preußen waren sieben Brüder, die sich schon oft durch große Tapferkeit ausgezeichnet hatten. Die Russen wurden nun zwar zurückgeworfen, aber die Preußen verloren viele der Ihrigen, darunter auch „Die sieben Brüder.“ Als der Eichwald an dieser Stelle nach dem Kriege abgeholzt wurde, ließ man sieben starke und schön gewachsene Stämme zum Andenken an jene Heldentat stehen und nannte sie „Die sieben Brüder.“

48. Wie Bismarck in den Himmel kam.

Im Kreise Arnswalde wird folgende Geschichte erzählt: Nicht lange danach, als Bismarck gestorben war, klopfte er bescheidenlich an die Himmelstür. Als nun Petrus die Tür aufmachte und Bismarck stehen sah, wurde er nicht wenig verlegen und sagte zu dem Begründer des Deutschen Reiches: „Es tut mir sehr leid um dich, mein lieber Bismarck, aber du findest kein Plätzchen mehr im Himmelreich; denn es ist alles voll.“ Bismarck sagte erzürnt: „Das wäre nicht übel, wenn der Baumeister des neuen Deutschen Reiches nicht einmal einen Platz hier finden sollte!“ Da sagte Petrus: „Kennst du nicht das Bibelwort: Hier werden die Ersten die Letzten sein?“ Bismarck aber bat: „Laß mich doch einmal selber zusehen, ob nicht noch irgendwo ein Plätzchen übrig ist!“ Da ließ Petrus den alten Bismarck ein. Beide gingen durch eine lange Halle, an welche links und rechts sich Zimmer in endloser Zahl reihten. Bismarck überzeugte sich selbst, daß alle Räume besetzt waren. Als sie an einem Zimmer vorbei kamen, dessen Tür nur angelehnt war, hörten sie ein lautes Schreien, Rufen und Sprechen. Verwundert fragte Bismarck, wer da drinnen sei und solchen Lärm mache. Da sagte Petrus: „Das sind die Juden; da sie mit ihrem Handel nicht übereinkommen, sucht einer den andern zu überschreien.“ Der Raum gefiel Bismarck, und er äußerte den Wunsch, darinnen seine ewige Wohnung aufzuschlagen. Petrus aber sagte: „Was denkst du, wo die einmal sind, da gehen sie

nicht wieder 'raus.“ Bismarck aber sprach: „Das sollte nicht schwer halten, sie herauszulocken.“ Er öffnete die Thür ein wenig und rief mit lauter Stimme in den Raum hinein: „Heda, in Schloppe ist Markt!“ Als das die Juden hörten, griffen sie zu ihren Bündeln und jagten alle zur Thür, hinter welche sich Bismarck gestellt hatte, hinaus. Als der letzte hinaus war, ging Bismarck schnell hinein und schloß die Thür hinter sich zu. Seit der Zeit hat der Baumeister des Deutschen Reiches allein einen Raum im Himmelreich, wie es ihm gebührt.

49. Der Reiter ohne Kopf.

Die Sage von dem Reiter ohne Kopf wird in den meisten Städten und Dörfern der Neumark erzählt. Wer ihm in mitternächtlicher Stunde begegnet, dem stößt ein Unglück zu, ja, er muß wohl gar noch in demselben Jahre sterben.

In dem Dorfe Eichberg rast er auf einem Schimmel mit feuersprühenden Augen die Buchwaldgasse herunter, und die Leute können das Traben seines Rosses hören. Kein Mensch wagt es hier, in zwölfter Stunde hinauszu gehen, aus Furcht, daß ihm ein Unglück geschehen könnte.

In Beyersdorf zeigt er sich im Totengrunde zur selben Stunde auf weißem Roß. Hier soll im Jahre 1813 ein französischer Reiter erschlagen worden sein.

In Lippehne sitzt er dagegen auf zweiräderiger Karosse, gleichfalls ohne Kopf. Er fährt die Letzte-Straße auf und ab. Nach anderen Erzählungen soll er jedoch von dem Kirchberge zur Wasserpforte galoppieren und dort verschwinden.

In Tankow soll in dem Wallberge, auf dem einst eine Ritterburg stand, ein großer Schatz vergraben sein, der von einem Reiter ohne Kopf bewacht wird. Niemand wagt es, den Schatz zu heben.

50. Der Feuerreiter.

Auch der Feuerreiter ist an vielen Orten der Neumark wohlbekannt. Er ist aber kein toter, sondern ein lebender



Reiter, und zwar fast immer ein Edelmann, der die hohe Kunst versteht, das Feuer zum Stehen zu bringen.

In dem Dorfe Klosterfelde bei Woldenberg brach einst ein großes Feuer aus. In kurzer Zeit stand das halbe Dorf in Flammen, und menschliche Hilfe schien vergeblich. Da erscheint der Herr von N. auf weißem Roß. Dreimal reitet er in sausendem Galopp um die Brandstätte; dann jagt er in Windeseile nach dem kleinen Bache, der durch das Dorf fließt. Ihm nach züngelt eine mächtige Flamme. Glücklicherweise durchreitet er das Wasser, und das Feuer kann den Bach nicht überspringen. Hätte er das Wasser nicht erreicht, so wäre er von der Flamme verzehrt worden.

Auch in Woldenberg wurde so ein großer Scheunenbrand zum Stehen gebracht. Hier war es der Kammerherr von B., der plötzlich auf der Feuerstätte erschien, sie dreimal umritt und dadurch das weitere Umsichgreifen der Feuerbrunst hemmte. Als er von dem Scheunenberge hinab in den See ritt, ward er gleichfalls von einer mächtigen Feuerflamme verfolgt; da es ihm aber auch glücklich gelang, das Wasser zu erreichen, ehe sie ihn faßte, war er gerettet.

51. Die Heinzelmännchen.

Die kleinen Heinzelmännchen sind gute Hausgeister. Sie lieben aber die Gesellschaft und kommen nie einzeln vor, sondern stets in größerer Zahl. Sie helfen wie die Wichtelmänner den Menschen gerne bei ihrer Arbeit, aber sie lassen sich dabei nicht erblicken.

Im Oderbruche war in einem Dorfe eine große Bauernhochzeit. Die Kochfrau und die Dienstmädchen hatten das Geschirr schon vor der Trauung in die große Stube hinter den Ofensims gestellt. Während die Brautleute und Gäste in der Kirche waren, hatten sie in der Küche vollauf zu tun. Dem Pastor aber war diesmal gegen alle Regel die Brautrede besonders kurz geraten, und ehe die Frauen und Mädchen es sich recht versahen, schlug die Glocke dreimal an, ein Zeichen, daß jetzt die Trauung vorbei sei. Bestürzt eilten die



Mädchen in die Stube, um den Tisch zu decken. Aber was mußten ihre Augen da sehen! Der große Tisch war fertig gedeckt. Sie hörten noch das Klirren der Messer, Gabeln und Gläser. Kleine Männchen aber mit roten Kappen sprangen eiligst von den Stühlen herab und verkrochen sich hinter den Schränken. Als der Pastor in das Zimmer trat, verschwanden eben die letzten hinter dem Ofen. Er soll sie noch mit eigenen Augen gesehen und seit der Zeit selbst an ihre Existenz geglaubt haben.

Eine andere Geschichte von den Heizelmännchen wird aus Klosterfelde erzählt. Hier lebte vor Jahren eine arme Schneiderin, die ihre kranke Mutter und einen kleinen Bruder allein ernähren mußte. Da sie aber eine geschickte Näherin war, so hatte sie immer sehr viele Arbeit, so daß sie es kaum zu schaffen vermochte. Vor Ostern schnitt sie eines Abends noch sehr spät ein Kleid zu und legte sich dann ermüdet zur Ruhe. Als sie am Morgen früh aufstand, um wieder an ihre Arbeit zu gehen, war das Kleid schon fein säuberlich zubereitet und geplättet. In der Nacht waren die kleinen Heizelmännchen gekommen und hatten die Arbeit vollendet. So ging es viele Jahre zu, bis das Mädchen einmal, um sich dankbar zu zeigen, den kleinen Männchen Kleider machte und Schuhe kaufte. Das haben sie auch angenommen und große Freude darüber gezeigt, aber von der Zeit ab sind sie nie wiedergekommen.

52. Die Heye.

Vor 100 Jahren lebte in einer kleinen neumärkischen Stadt ein Ackerbürger, Horn geheißten. Der war sehr reich an Land, Geld und Vieh. Er hatte nur eine Tochter und einen Sohn. Da kann man sich denken, daß sich um die Tochter viele Freier bewarben, aber die Eltern wollten sich nicht von ihr trennen.

Da geschah es, daß der Nachbar des Horn seine Wirt-
schaft an einen Mann aus dem Sternbergischen verkaufte.
Der hatte wegen seiner Frau, die eine Zauberin war, das



Sternberger Land verlassen müssen. In der Stadt aber hatte man davon nichts erfahren. Die hatten nur einen Sohn, der sollte sich nach dem Wunsche seiner Mutter die reiche Nachbars-tochter heiraten. Aber alle Künste der Hexe wollten nicht anschlagen. Da luden sie eines Sonntags das Mädchen zum Kaffee ein. Der Kaffee war zu der Zeit noch eine sehr große Seltenheit. Als nun die Frau dem Mädchen wieder zusetzte, ihren Sohn zu heiraten, und diese auf ihren Plan nicht eingehen wollte, schüttete sie ihr aus Rache in einem unbemerkten Augenblick ein Pulver in den Kaffee. Von der Zeit an „verging“ das Mädchen mehr und mehr, ohne daß ein Arzt ihm hätte helfen können.

53. Der Hexenritt.

In vielen Dörfern der Neu-mark gibt es alte Frauen, die in warmen Maienmächten nach dem Blocksberge reiten. Ein Knecht in Eichberg, der seine Bäuerin deswegen schon lange im Verdacht hatte, versteckte sich um diese Zeit in der Küche, die einen offenen Schornstein hatte. Als in der zwölften Stunde in der Stube alle schlafen und der Bauer laut schnarcht, öffnet sich die Thür, und die alte Bäuerin kommt in die Küche, ergreift den ersten besten Besen, bestreicht ihn mit Hexensalbe, die sie in einem Winkel in der Küche versteckt hatte, und fliegt im Saus zum Schornstein hinaus. Dabei spricht sie in singendem Tone:

„Flieg aus, flieg um, flieg auf,
Den höchsten Berg hinauf!“

Da denkt der Knecht, das wirst du wohl auch können. Er ergreift einen anderen Besen, bestreicht ihn gleichfalls mit derselben Salbe und spricht den Vers:

„Flieg aus, flieg um, flieg auf,
Den höchsten Berg hinauf!“

Es ging auch wirklich. Durch die Täler, über die Hügel; durch die Wälder, über die Seen; durch die Felder, über die Flüsse:



„O, welch Vergnügen,
Ihr nachzufliegen!“

Er war fast zur gleichen Zeit da wie seine Bäuerin. Die erkannte ihn, aber sie sprach kein böses Wort zu ihm. Als eine Stunde vergangen war, hörte der wilde Tanz allgemach auf, und die Hexen verzogen sich. Da kehrte auch der Knecht heim und legte sich ruhig schlafen. Als er in der nächsten Nacht wieder ausreiten wollte, fand er die Salbe nicht mehr. Die Bäuerin hat seitdem keinen Hexentanz mehr mitgemacht.

54. Das Koboldchen von Werblitz.

Die Koboldchen sind gute Hausgeister wie die Heinzelmännchen. Es sind die Helfer der Bedrängten und Armen. Wer ihnen Gutes tut, dem bleiben sie treu und dienst- ergeben bis zu ihrem Ende. Sie wollen aber auch gut behandelt sein. Die Undankbaren verlassen sie auf der Stelle. Sind sie auch nur so klein wie die Heinzelmännchen, so unterscheiden sie sich doch von ihnen dadurch, daß sie über- natürliche Kräfte besitzen. Manchen starken Mann haben sie schon bezwungen.

Ein Bauer aus Werblitz holte sich eine junge Frau aus einem Nachbarorte in sein Haus. Die hatte sich schon immer mit dem Kobold gut gestanden. Der Bauer aber war ein Geizhals, dem konnte die junge Frau nicht genug schaffen. Bald waren Zank und Streit alle Tage üblich zwischen den Eheleuten. Als die Frau nun eines Sonntags nach Hause zu ihrer Mutter ging, da erzählte sie auch dem Kobold, wie es ihr so übel erginge, ja wie der Bauer sich nicht schene, sie zu schlagen. „Warte“, sagte der Kobold, „dem will ich es schon beibringen, wie er dich zu behandeln hat!“ Als nun die Frau des Abends nach Werblitz ging, setzte sich der Kobold heimlich in ihren Korb. So trug sie ihn in ihr neues Heim, ohne es zu merken. Dort angekommen, ver- steckte sich der Kobold hinter dem Wasserfaß in der Küche.



Als nun eines Abends spät der Bauer zu zanken und zu streiten anfang und die Frau sogar mit einem Stocke schlug, da sprang der Kobold aus seinem Versteck hervor, entriß dem Bauer den Stock und schlug ihn, so sehr dieser sich auch anfänglich wehrte, windelweich. Seit der Zeit hat der Bauer seine Frau nicht mehr geschlagen.

Die Frau aber soll nachher den Kobold in einer Tonne auf den Boden versteckt haben. Alle Tage kochte sie ihm seine Lieblingspeise, einen Teller voll Hirse. Als sie einst an einem Sonnabend zum Markte nach Soldin fuhr, da gab sie ihrer ersten Magd den Auftrag, einen Teller voll Hirse zu kochen, auf den Boden zu tragen und auf die zugedeckte Tonne zu stellen. Die aber war neugierig und hob den Deckel auf. Da sah sie ein kleines Männlein mit funkelnden Augen sitzen. Voller Schreck ließ sie Deckel und Teller zur Erde fallen und eilte davon. Von der Zeit ab war der Kobold für immer verschwunden.

55. Die Mahr.

Die Mahr hat es auf ganz bestimmte Menschen abgesehen, hauptsächlich aber treibt sie ihr Wesen in den Schlafkammern der Knechte und Mägde, auf den großen Gütern. Sie kommt dort besonders zu solchen Leuten, die in ihrer Kindheit falsch getauft sind. Prediger, die nicht deutlich sprechen, vielmehr das: „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes“ schnell und undeutlich murmeln, sind schuld an solchem Unglück.

Ein alter Bekannter erzählt, er habe die Mahr zwar nicht gesehen, wie manche, die da versichern, es sei eine weiße Frau, die auch durch das Schlüsselloch ins Zimmer kommen kann, aber er hat doch ihr Wirken und Walten an einem Mitknechte verspürt. Als er in seinen jüngeren Jahren nach Glasow in den Dienst trat, mußte er seine Schlafkammer mit jenem teilen. Nach etlichen Wochen fing sein Mitknecht plötzlich laut an zu stöhnen und zu jünseln. Da wurde dem jungen Knechte so bange zu Mute, daß er sich die Bettdecke



über den Kopf zog und die Ohren fest zuhielt. Nach geraumer Zeit ward es wieder still, aber mit seinem Schlaf war es für diesmal vorbei. Aus Furcht, daß ihn die andern Knechte verlachen könnten, erzählte er nichts davon. Längere Zeit darauf aber geschah es sogar in früher Morgenstunde, daß er wieder durch das laute Stöhnen und Jammern seines Mittknechts jäh aus dem Schlaf geweckt wurde. Zu so vorgerückter Stunde zeigte er größeren Mut. Er guckte hinüber und sah seinen Kameraden mit offenen Augen daliegen. Er rief ihn an, der aber rührte sich nicht. Da stand er auf und rüttelte und schüttelte ihn ziemlich unsanft. Nun hörte er auf mit dem Jammern und Winseln. Auf die Frage, was ihn denn gefehlt hätte, antwortete jener, die Wahr hätte ihn beunruhigt. Leise schleiche sie zuweilen an sein Bett, nehme ihm die Decke weg, kniee auf seiner Brust oder suche ihn auch wohl gar zu erwürgen, ohne daß es in seiner Macht läge, sie abzuschütteln oder sich von ihr frei zu machen. Er bat nun den jungen Mittknecht, um Gotteswillen ihn davon zu erlösen. Wenn er ihn noch einmal jammern höre, solle er sich sogleich wollene Handschuhe aufziehen, ihm von den Beinen bis zum Kopf an seinem Körper entlang streichen und festhalten und nicht wieder loslassen, was er fasse.

„Es wäre ganz egal,
Ob es Schlange sei oder Aal.“

Alsdann solle er es in seine Lade werfen, ohne es zu besehen und ohne ihn zu wecken. Den Schlüssel müsse er in der Lade stecken lassen, 3 Tage lang, sonst komme die Wahr wieder aus dem Schlüsselloch heraus, und es wäre das Leiden nachher schlimmer wie zuvor.

Der junge Kamerad hat es auch versucht, den Mittknecht von der Wahr zu befreien, als diese nach sechs Wochen ihn wieder einmal beunruhigte; aber er ist nur bis zu den Knien gekommen, dann beschlich ihn Furcht und Grauen, und er lief aus dem Stalle. Seit der Zeit war er nicht mehr zu bewegen, mit jenem in einer Kammer zu schlafen.



Als der Knecht älter ward, beunruhigte ihn die Mahr immer mehr, so daß er sogar aus Glasow in die nächste Stadt zog. Der Ollerknecht hatte ihm bei seinem Wegzuge den Rat gegeben, die Kurfel in Glasow zu lassen und sie zu vergraben. Das hat er aber unverständiger Weise nicht getan. So ist denn auch die Mahr mit in die Stadt gezogen und hat ihn nicht verlassen sein ganzes Leben lang.

56. Totenerscheinungen.

In Schlanow war ein Bauer, der hatte eine sehr fleißige Frau. Morgens war sie die erste auf und abends ging sie zuletzt schlafen. Der Mann aber trank und versäumte darüber seine Wirtschaft. Da wollte aller Fleiß der Frau und alle ihre Treue im Kleinen nichts helfen, es ging rückwärts im Hause und Hofe und auf dem Felde. Das nahm sich die arme Frau so zu Herzen, daß sie in jungen Jahren starb. — — —

Aber sie war doch da. Morgens in aller Frühe weckte sie die Mädchen zur Arbeit. Fütterten sie die Schweine oder Kühe, so war sie dabei. Beim Melken stand sie hinter den Mägden und achtete darauf, daß es ordentlich und sauber zunging. Sie sahen sie in ihrem schwarzseidenen Kleide und hörten es neben sich rascheln und rauschen. Selbst wenn die Knechte das Futter vom Boden holten, stand sie hinter ihnen, sodasß sie es nicht wagten, etwas zu veruntreuen. — Da hielt es denn das Gesinde nie lange aus in diesem Hause. Es war ein steter Wechsel, ein Kommen und Gehen. Da ging der Bauer zum Prediger und bat ihn, die Leiche noch einmal einzusegnen. Das geschah auch. Von der Zeit ab hatte die arme Frau Ruhe im Grabe und erschien nicht mehr im Hause.

57. Der Paddenpsuhl.

Der Kammerherr von Brand in Lauchstädt bei Woldenberg war ein guter Freund des alten Fritz. Als ihm sein erster Sohn geboren ward, mußte der König nach Lauchstädt kommen



und Patenstelle annehmen. Da nun ein Jahr um war, schrieb der König eigenhändig einen huldvollen Brief an seinen Kammerherrn und teilte ihm mit, daß er sich für seinen Erstgeborenen ein Patengeschenk wünschen möchte. Der Herr von Brand schrieb an den alten Fritz: „Vor meinem Hause liegt ein See, der Paddenpfuhl genannt, der gehört Ew. Majestät. Es würde mich sehr freuen, wenn ich ihn als Patengeschenk für meinen Sohn erhielte.“ Der König freute sich über den bescheidenen Sinn des Kammerherrn; denn er dachte, ein Paddenpfuhl kann doch nichts Bedeutendes sein. Er ließ eine Urkunde ausstellen, in welcher er den Herrn von Brand und seinen Erstgeborenen zu Eigentümern des Sees ernannte.

Als er nach langen Jahren wieder einmal nach Lauchstädt kam, bat er seinen Kammerherrn, ihm den Paddenpfuhl zu zeigen. Wie erstaunte er aber, als dieser ihm einen großen, herrlichen See zeigte, der sich stundenlang dahinstreckte und an dessen Ufer noch zwei andere Dörfer, nämlich Buzig und Hermsdorf, lagen. Seine Räte waren unwillig und meinten, der Schenkungsbrief könne keine Gültigkeit haben; denn der König hätte geglaubt, daß es sich nur um einen kleinen See gehandelt habe. Der alte Fritz aber sagte: „Ein König muß sein Wort halten, auch wenn er Schaden davon hat.“

Seit der Zeit ist der Hermsdorfer See, dessen Lauchstädter Ende der Paddenpfuhl heißt, im Besitze der Herren von Brand.

58. Der große Krebs im Mohriner See.

Ueber die auf Seite 17 mitgeteilte Sage von dem Krebs im See zu Mohrin hat August Kopisch ein launiges Gedicht geschrieben, welches wir hier als Abschluß unserer Sagensammlung den Lesern dieses Buches darbieten wollen.

Die Stadt Mohrin hat immer acht,
 Guckt in den See bei Tag und Nacht.
 Kein gutes Christenkind erleb's,
 Daß los sich reiß' der große Krebs!





Er ist im See mit Ketten geschlossen unten an,
Weil er dem ganzen Lande Verderben bringen kann.

Man sagt: er ist viel Meilen groß
Und wendt sich oft und, kommt er los,
So währ't's nicht lang, er kommt ans Land:
Ihm leistet keiner Widerstand.

Und weil das Rückwärtsgehen bei Krebsen alter Brauch,
So muß dann alles mit ihm zurücke gehen auch.

Das wird ein Rückwärtsgehen sein!
Steckt einer was ins Maul hinein,
So kehrt der Bissen, vor dem Kopf,
Zurück zum Teller und zum Topf.

Das Brot wird wieder zu Mehle, das Mehl wird wieder Korn —
Und alles hat beim Gehen den Rücken dann nach vorn.

Der Balken löst sich aus dem Haus
Und rauscht als Baum zum Wald hinaus,
Der Baum kriecht wieder in den Keim,
Der Ziegelstein wird wieder Leim.

Der Ochse wird zum Kalbe, das Kalb geht nach der Kuh,
Die Kuh wird auch zum Kalbe, so geht es immerzu!

Zur Blume kehrt zurück das Wachs,
Das Hemd am Leibe wird zu Flachs,
Der Flachs wird wieder blauer Lein
Und kriecht dann in den Acker ein.

Man sagt, beim Bürgermeister zuerst die Not beginnt,
Der wird vor allen Leuten zuerst ein Pöppelkind.

Dann muß der edle Rat daran,
Der wohlgewitzte Schreiber dann;
Die erbgeseßne Bürgerschaft
Berliert gemach die Bürgerkraft.

Der Rektor in der Schule wird wie ein Schülerlein,
Kurz eines nach dem andern wird Kind und dumm und klein.



Und alles kehrt im Erdenchoß
 Zurück zu Adams Erdenloß.
 Am längsten hält, was Flügel hat,
 Doch wird zuletzt auch dieses matt,
 Die Henne wird zum Küchlein, das Küchlein kriecht ins Ei,
 Das schlägt der große Krebs dann mit seinem Schwanz entzwei.

Zum Glücke kommt's wohl nie so weit!
 Noch blüht die Welt in Fröhlichkeit!
 Die Obrigkeit hat wacker acht,
 Daß sich der Krebs nicht locker macht.
 Auch für dies arme Liedchen wär' das ein schlechtes Glück:
 Es lief vom Mund der Leute ins Tintensafß zurück.





1. Die ersten geschichtlichen Nachrichten über die Neumark.

Das Land nördlich der unteren Neze und Warthe und östlich der Oder ist seit alten Zeiten deutscher Boden. Hier wohnten viele hundert Jahre vor der Völkerwanderung die Burgunder, Rugier und Lugier. Ihrem Wandertriebe folgend, verließen diese kriegerischen Stämme ihre Wohnsitze und zogen in südlichere Länder. Darauf traten slavische Völker ihr Erbteil an. Auch sie bestanden wie die Germanen aus vielen größeren und kleineren Stämmen. Zu festen staatlichen Gebilden konnten sie sich wahrscheinlich erst in späteren Jahrhunderten entwickeln. Begegnen uns zwar auch schon zur Zeit der ersten Kämpfe der Germanen mit den Slaven an der Elbe die Namen Pommern und Polen, so bezeichnen diese doch mehr die Lage der Wohnsitze dieser slavischen Bevölkerung als etwa schon entwickelte und völlig abgeschlossene Staaten. So haben wir unter dem Namen der Pommern oder Pomoranen die am Meere Wohnenden und unter den Polen die auf dem weiten, ebenen Felde Wohnenden zu verstehen.

In späteren Zeiten kam es jedoch zu einer **schärferen** Abschließung dieser beiden slavischen Völkergruppen, aus der örtlichen Abgeschlossenheit entwickelte sich eine völkische Trennung.



Zwischen diesen beiden Gruppen saßen in unserer engeren Heimat der nördlichen Neumark noch viele kleine slavische Stämme. In dem nördlichen Teile des Soldiner Kreises wohnten die Lippehner, westlich davon die Kienitzer, am Einfluß der Warthe in die Oder die Klüstriner und in einem großen Teile des jetzigen Landsberger Kreises die Zantocker. In dem Lande Lebus und wahrscheinlich auch in dem Sternberger Lande wohnten die Leubuzzen.

Mit der fortschreitenden Staatenbildung der Polen und Pommern kam es naturgemäß zu heftigen Grenzstreitigkeiten, unter welchen besonders die zuletzt genannten kleineren Völkerschaften zu leiden hatten. Je nachdem das Kriegsglück zwischen den beiden großen Brüdern entschied, gehörten sie bald zu den Pommern, bald zu den Polen. So blieb das Land ein Streitobjekt, bis es später dem stärkeren Markgrafen von Brandenburg als Beute zufiel. Die Kämpfe zwischen den Polen und Pommern drehten sich fast alle um den Besitz der Grenzburgen an der Warthe und Neße. Zantoch, Fülehue, Ufeh und Rakel werden dabei oft erwähnt. Etwa um das Jahr 1080 zogen die Polen weit in das Pommerland hinein, bis an die Meeresküste; die Pommern jedoch zwangen sie zum Rückzuge, bis sie wiederum bei Driesen vor jenen aufs Haupt geschlagen wurden.

Hundert Jahre später nahmen die Kriegszüge, die anfänglich besonders gegen Ostpommern gerichtet waren, eine mehr westliche Richtung an.

Nach den Kriegssitten jener Zeit zeigten sich die Folgen der entsetzlichen Verwüstungszüge noch lange danach. Als im Jahre 1124 der Bischof Otto von Bamberg diese Gegend durchzog, sah er mit seinen Begleitern noch überall die Trümmer und Ruinen ehemaliger Ortschaften. War die Neumark wegen des großen Waldreichtums schon an und für sich ein dünn bevölkertes Land, so war sie jetzt fast ganz entvölkert.

Otto von Bamberg unternahm seine Missionsreise nach Pommern auf Bitten des Polenherzogs, der mit seinem



Volke längst die christliche Lehre angenommen hatte und nun den frommen Wunsch hegte, auch seine Feinde zu bekehren. Durch den Bischof und seine Reisebegleiter, die von Gnesen aus — der damaligen Hauptstadt Polens — über die Neze nach Pyritz, also direkt durch neumärkisches Gebiet zogen, erfahren wir ~~nun~~ genauere Nachrichten über die damaligen Zustände in unserer Heimat: „Der Weg führte durch dunkle Wälder, durch welche die Polen behufs der nach Pommern zu unternehmenden Kriegszüge einen Durchgang hatten hauen lassen. Die Reise war schwierig. An sumpfigen Stellen sanken oft Wagen und Pferde tief ein. Eine Menge Schlangen, wilder Tiere und Kraniche, die ein ungewohntes Geschrei erhoben, beunruhigte die Reisenden. — Anfangs ging die Reise nur durch Dörfer, die in dem letzten Kriege zerstört waren. Jedoch kamen schon von der Grenze an bis Pyritz hin ihnen mehrere Menschen entgegen, welche zur Annahme des christlichen Glaubens bereitwillig waren. Von dem Bischofe wurden dreißig von ihnen getauft.“ Das waren also die ersten Christen in der bis dahin heidnischen Neumark. In Pyritz, wohin die Bewohner aus der ganzen Umgegend zusammen geströmt waren, betrug die Zahl der Getauften an 7000. Von einer eigentlichen Christianisierung der Neumark zu dieser Zeit kann natürlich nicht die Rede sein. Erst einige Jahrhunderte später, als dieses Land durch die Deutschen vollständig kolonisiert war, konnte das Christentum festen Boden fassen.

Die Kämpfe zwischen den Polen und Pommern hörten damit jedoch nicht auf. Jedenfalls steht fest, daß es den Polen unter ihrem Herzog Boleslaw gelang, die ganze nördliche Neumark sowie das Land Sternberg und Lebus in ihren unmittelbaren Besitz zu nehmen. Als jedoch im Jahre 1138 Boleslaw starb, zerfiel das polnische Reich nach und nach in kleine Teilfürstentümer, sodaß die Gefahr, welche dem Deutschtum damals durch die Gründung einer polnischen Großmacht drohte, die von den Karpathen bis zur Ostsee reichen sollte, für immer beseitigt war. Ueber ein Jahrhundert sind die



Geschichte der Neumark in Dunkel gehüllt, bis es dem vom Westen vorrückenden Deutschthum gelang, dieses Land zu erwerben und damit dem Slaventhum zu entreißen.

2. Die Askanier erwerben die Neumark.

Zu den bedeutendsten Fürsten aus dem Geschlechte der Ballenstädter oder Askanier gehören Johann I. und Otto III. (1220—1267). Außer den Ländern Barnim, Teltow und Lebus erwarben sie auch die Neumark. Die Kolonisierung des zuletzt genannten Gebietes hatte allerdings teilweise schon begonnen. Die Pommeru und Polen, deren Grenzen in diesem Lande noch immer nicht genau festgesetzt waren, verschenkten beide größere Landgebiete an den Templerorden. Im Jahre 1233 erhielten die Templer von dem Polenherzog Wladislaw Odonicz 1000 Hufen Land zu beiden Seiten der Wiezel. 1234 schenkt ihnen Barnim, Herzog von Pommern, das Land Dargumiz (Darmiezel) mit 200 Hufen und allen Gerechtsamen nach deutschem Recht. 1242 ward ihr Besitz noch vermehrt, so daß sie hier ein großes Gebiet besaßen, welches im Jahre 1259 ausdrücklich als das ganze Land Küstrin bezeichnet wird.

Um diese Zeit fangen auch die Askanier an in der Neumark vorzudringen. 1254 kommt es zwischen ihnen und dem Polenherzog zu einem Vertrage. „Die schon lange bestehende Feindschaft,“ heißt es in der betreffenden Urkunde, „soll aufhören und fortan Friede herrschen; daß das geschehe, dazu soll eine Ehestiftung helfen.“ Konrad, ein Sohn Johanns I., soll Konstanza, eine Tochter des Polenherzogs Przemysls, heiraten. Als Mitgift erhielten die Askanier die Kastellanei Zantoch; es war dies das Land nördlich der Warthe, ein Teil des Landsberger und Soldiner Kreises.

Da aber auch der Pommernherzog Barnim dieses Gebiet als sein Eigentum bezeichnete, kam es deswegen zwischen ihm und den Askaniern zum Kriege, dessen Verlauf jedoch zur Folge hatte, daß auch die Pommeru den größten Teil des



Königsberger Kreises an die Markgrafen von Brandenburg abtreten mußten.

Um das neu erworbene Gebiet dauernd zu behaupten, legten sie feste Städte darin an. Vielleicht zu gleicher Zeit wurden so die beiden Städte Königsberg und Landsberg a. W. gegründet. Die Gründungsurkunde der Stadt Landsberg lautet folgendermaßen:

„Im Namen der heiligen und einzigen Dreifaltigkeit: Wir, Johannes, von Gottes Gnaden Markgraf von Brandenburg, tun Allen für ewige Zeiten zu wissen: Die menschlichen Handlungen entschwinden sehr leicht dem Gedächtnisse, wenn sie nicht durch die Schrift bekräftigt werden; denn diese gewährt ein treues Zeugnis. Sie läßt das, was ihr die Menschen anvertraut haben, nicht untergehen, wenn diese selbst auch dahin gegangen sind. Daher machen wir hier mit allen jetzigen und zukünftigen Getreuen in Christi bekannt, daß wir unserm treuen Albert von Luge die Vollmacht erteilt haben, unsere Stadt Neu-Landisberch in folgender Weise frei einzurichten: nämlich, daß der dritte Teil der ganzen Grundsteuer sowohl von den Hausstellen als Hufen ihm selbst gehöre, sowie auch der dritte Pfennig von dem, was in der Stadt an Gerichtsgebühren einkommt. Dieser unserer Stadt bewilligen wir denn auch 104 Hufen zum Ackerbau und 50 Hufen zur Weide, und zwar unter der Maßgabe, daß von jeder Hufe $\frac{1}{2}$ Bierling Brandenb. Münze als jährlicher Hufenzins (Orbede) an uns zu zahlen sind. Die Abgabefreiheit der Stadt soll zehn Jahre lang dauern. Nach Ablauf dieser zehn Jahre sollen die Einwohner genannter Stadt das „Brandenburgische Recht“ haben und mit der Steuererhebung, wie sie bei den Bürgern zu Brandenburg geschieht, zufrieden sein, nachdem sie auch während ihrer Freizeit keinerlei Zoll gegeben haben. Die Fischerei in der Warthe soll aufwärts $\frac{1}{2}$ Meile und abwärts eine ganze Meile allen Bürgern der Stadt nach Belieben frei stehen. Dann soll alles, was von den Marktständen während der Freizeit einkommt, ausschließlich zum Nutzen der Stadt verwendet werden. Wenn diese ver-



flossen ist, werden wir von jeder Stätte zwei Pfennige, der Schulze einen erhalten. Das Uebrige aber soll zum Nutzen der Stadt verwendet werden. Ebenso erhält der Schultheiß auch von den an der Gladowe innerhalb der städtischen Felder und Grenzen zu erbauenden Mühlen den dritten Teil des Ertrages. Endlich auch wollen wir zwischen hier und Martini die Stadt mit angemessenen Plankenzäunen (Ballisaden) und Wehren und später mit stattlicheren Ballisaden und mit Gräben befestigen.

Außerdem teilen wir dem genannten Schulzen außerhalb des Weichbildes der Stadt 64 Hufen als Lohn zu, auf denen es ihm frei steht, Mühlen zu bauen und von diesen allein den Ertrag zu ziehen.

Damit aber Vorstehendes von uns und unsern Erben sicher gehalten werde, haben wir gegenwärtige Urkunde abfassen und durch Anheftung unseres Siegels bekräftigen lassen mit Hinzuziehung geeigneter Zeugen, deren Namen lauten wie folgt: Heinrich Schenk von Spandow, Heinrich von Seetlinge, Heinrich von Werben, Heinrich von Themis, Ritter, und mehrere andere glaubwürdige Personen. Angefertigt durch Heidenreich, Kapellan, im Jahre des Herrn 1257, den 2. Juli."

Albert von Luge, der Gründer der Stadt Landsberg, stammt wahrscheinlich aus dem Dorf Luge im Kreise Salzwedel. Er war, obwohl er hier in der Urkunde nur *fidelis noster* genannt wird, ohne Zweifel ein Ritter.

Während uns über die Gründung der anderen neu-märkischen Städte keine genauen Nachrichten überliefert worden sind, wissen wir nur noch von Berlinchen mit Bestimmtheit anzugeben, daß die Markgrafen Otto und Albrecht dem Heinrich Loyte auftragen, diese Stadt im Jahre 1278 anzulegen und einzurichten. Auch er erhält dafür nicht unbedeutende Rechte von den Landesherren zugewiesen.

Die meisten Städte mögen nicht vollständig neu gegründet, sondern sehr häufig aus wendischen Ansiedelungen hervorgegangen sein. Die Zahl der neu angelegten oder nach deutscher Weise neu eingerichteten Städte war unverhältnismäßig hoch.



So kam es auch, daß viele wieder, weil es ihnen an den notwendigsten Lebensbedingungen fehlte, zu Dörfern herabsanken; so erging es Tankow, Berneuchen, Neuenburg u. a.

Auch die Nachfolger der beiden vorhin genannten Askanier waren bemüht, durch Neuerwerbungen ihre Macht zu vergrößern. Es wurden die Länder Schildberg, Bernstein und Lippehne von ihnen durch Kauf gewonnen. So erfahren wir, daß im Jahre 1276 die Markgrafen Otto, Johann und Konrad das Land Lippehne für 3000 Mark Silber von dem Bischof Hermann von Kammin mit „allen Gewässern, Flüssen, Bächen, Wiesen, Weiden, Seen, Sümpfen, Fischereien, Böllen, Wegegeleisen, Wäldern, Hainen, urbaren und nicht urbaren Aeckern und Nutzungen und allen Rechten“ kauften.

Es ist hier nicht möglich, darauf näher einzugehen, wie und wann die einzelnen Teile der Neumark durch die Askanier erworben wurden; aber schon vor der Regierung Waldemars des Großen (1308–1319) war die ganze nördliche Neumark in ihrem Besitz und mit einer deutschen Bevölkerung besiedelt. In welcher Weise dies geschah, soll das folgende Kapitel zeigen.

3. Wie die Neumark ein deutsches Land wurde.

Nachdem die Neumark in den dauernden Besitz der Markgrafen übergegangen war, galt es, dieses Land mit einer deutschen Bevölkerung zu besiedeln. Man darf nicht denken, daß das neugewonnene Land nun etwa den ursprünglichen Besitzern, den Slaven, entrissen worden wäre, und daß sie aus ihrer Heimat verdrängt oder vertrieben, den Deutschen hätten weichen müssen. Während der ganzen Kolonisationsperiode hören wir nichts von blutigen Kämpfen oder heißen Schlachten in der Neumark. Allmählich und ohne Gewalt schritt das Werk der Besiedlung und Germanisierung fort. Das neue Land war äußerst dünn bevölkert, ganze Strecken lagen unbeackert da, überall war genügend Raum zur Anlage neuer Dörfer vorhanden.

Nach alten Grundsätzen gehörte den deutschen Fürsten als Eroberern das neuerworbene Land. Durch die Eroberung



traten sie in die Rechte der Slavenfürsten oder Häuptlinge ein, und diese waren stets in ihrem Staate Besitzer oder Obereigentümer des gesamten Grund und Bodens. Gegen eine bestimmte Abgabe ließen sie die Eingeborenen in dem Besitze ihres Eigentums oder teilten ihnen andere Felder zu. Den herrenlosen Grund und Boden nahmen sie für sich und ihre Kriegsgenossen in Besitz. Die Gefolgsmannschaften der Fürsten, die Ritter und ihre Knappen erhielten zunächst größere Landstrecken zu Lehen. Die Größe dieser Güter, die später mit dem Namen Rittergüter benannt wurden, betrug in der Regel 4—6 steuerfreie Hufen oder 240—360 Morgen. Für ihre Knappen erhielten sie 2—4 Hufen, dafür hatten sie den Lehndienst zu entrichten. Der schwer gerüstete Lehnsmann mußte sich mit einem gepanzerten Streitrosse auf Verlangen seines Fürsten im Kriegsfalle einstellen und einen oder mehrere Klepper und Schießjungen bei sich haben. Daß sich die oben genannten Güter erst im Laufe der Zeit durch Ankauf und andere Umstände zu ihrem heutigen Umfange vergrößert haben, ist selbstverständlich.

Der größte Teil der Einwanderer aber bestand aus Leuten, die weniger das Schwert als den Pflug zu führen verstanden. Die Markgrafen als Grundherren des neuen Landes waren bemüht, so schnell wie möglich ihr Besitztum zu besiedeln; denn je dichter es bevölkert war, um so wertvoller mußte es sein, und um so höhere Erträge in Form von Steuern brachte es. Da sich die Markgrafen aber wegen anderweitiger Regierungsgeschäfte nicht selbst darum kümmern konnten, so bedienten sie sich zu diesem Zwecke der Unternehmer als Mittelpersonen; es waren dies nicht beauftragte Beamte, sondern Privatleute, die wohl in der Regel ihre Aufgabe als ein Geschäft betrachtet haben mögen.

Die neu anzulegenden Dörfer erhielten in der Regel ein Areal von 30—70 Hufen. Das Wort Hufe bedeutet ursprünglich einen Hof, Bauernhof, dann ein Ackermaß von sehr verschiedener Größe; während die pommersche Hufe 19 ha enthielt, war die soldinische Hufe 17 ha und die



neumärkische 22 ha groß. Wenn wir nun als Mittelmaß 20 ha oder rund 80 Morgen annehmen, so betrug also ein Dorfareal 2400—5600 Morgen. Auch die Hufen in einem Kreise zeigen nicht alle dasselbe Maß. Im Kreise Soldin betragen z. B. in Rehnitz, Staffelde und Schöneberg die Hufen 32 bezw. 33 ha, in Giesenbrügge, Brügge, Neuenburg und Richnow dagegen 25 bezw. 26 ha; außerdem finden wir noch eine Gruppe von Dörfern mit Hufen von 18 ha. Wahrscheinlich hat das seinen Grund darin, daß der Kreis zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Seiten aus besiedelt worden ist.

Während nach dem Landbuche von 1337 die beiden größten Dörfer des genannten Kreises: Klausdorf bei Berlinchen und Adamsdorf bei Lippehne, über 80 Hufen aufweisen, gab es auch bedeutend kleinere Dörfer, wie Grüneberg, Zollen und Wuthenow mit rund 40 Hufen. Die Normalgröße eines Dorfes betrug 64 Hufen, eine große Anzahl neumärkischer Dörfer weist gerade dieses Maß auf. Trotz gleicher Hufenzahl konnte die Größe der Ortschaften doch je nach der Hufengröße verschieden gestaltet sein.

Die Grundherren, in der Regel die Fürsten, oft aber auch Bischöfe, Klöster, Edellente und Städte, schlossen mit den Unternehmern einen Vertrag ab, ob nun mündlich oder schriftlich, läßt sich leider nicht entscheiden, in welchem die Größe der Siedelung und der Kaufpreis festgesetzt wurden. Der Unternehmer erhielt zunächst ein Stück für sich; in der Regel 4—6 Hufen. Dieses Gut war immer steuerfrei; es galt als ein erbliches Lehen, auf dem die Vasallenpflicht des Reiterdienstes haftete. Zugleich war mit ihm das erbliche Amt eines Schulzen verbunden. Der Erb- oder Lehnschulze saß dem niederen Dorfgerichte vor, dessen Beisitzer oder „Schöffen“ Bauern waren. Für die Kirche wurden fast immer 4 Hufen abgetrennt. Die übrigen Hufen wurden unter die deutschen Ansiedler, die einzeln, oft aber auch in größerer Anzahl einwanderten, verteilt. Welchen Kaufpreis die Kolonisten an den Unternehmer für die einzelnen Hufen



zu zahlen hatten, können wir leider nicht feststellen. Die Ansiedler hatten eine bestimmte Grundsteuer an den Fürsten zu entrichten, welche der Lehnschulze oder Unternehmer einziehen und an den Markgrafen abliefern mußte. In späterer Zeit verkauften die Markgrafen oft ihre grundherrlichen Rechte an Ritter, Äbte, Bischöfe oder Städte, zuweilen verschenkten sie dieselben auch für treu geleistete Dienste an Hofbeamte oder Kriegskleute, welche dann die Einkünfte des Dorfes bezogen. In den ersten 3 bis 5 Jahren waren die Ansiedler von allen Abgaben frei. Mußten sie erst ihre neue Heimat urbar machen und Wald roden, so erhielten sie Hufen von doppelter Größe und 16 Freijahre. Diese Hufen nannte man Wald- oder Hagenhufen, weil man das gewonnene Land innerhalb des Waldes einhegen mußte; die Umhegung wurde „Hagen“ genannt. Die so entstandenen Dörfer hießen Hagedörfer; noch heute sind sie durch ihre Namen, die auf „walde“ oder „hagen“ endigen, kenntlich. Es sei hier nur erinnert an Bärwalde, Falkenwalde, Ringenwalde, Königswalde, Herzogswalde, Hohenwalde, Klauswalde und Wildenhagen.

Die Kolonisten oder Bauern leisteten im Falle eines Krieges Wagendienste; sie konnten auch in Friedenszeiten zum Dienste bei Burg- und Brückenbauten herangezogen werden. Die Bürger von Lippehne mußten z. B. im Mittelalter in unruhigen Zeiten drei Mann zum Wachdienste auf das Derzower Schloß senden, welches damals ein wichtiger und darum wohlbesetzter Platz war.

Woher stammten aber die Ansiedler, die mit zäher Energie und großem Fleiße das Land urbar und kulturfähig machten? Helmold, der Pfarrer zu Bosau am Plöner See, berichtet darüber: „Die Fürsten schickten zu Utrecht und den Rheingegenden, ferner zu denen, die vom Meere zu leiden hatten, nämlich zu den Holländern, Seeländern und Flandern, und führten von dort ein großes Volk herbei und ließen es wohnen in den Burgen und Flecken der Slaven.“

In späteren Zeiten kamen die meisten Ansiedler aus Westfalen, dem Rheinlande und Sachsen. Sociale Verhältnisse



zwangen sie, ihre alte Heimat zu verlassen. Die Grundherren versuchten hier die Gemeindefreiheiten zu beseitigen; auch war es für die nachgeborenen Söhne schwer, Grundbesitz zu erwerben.

Wenn wir von dem Bau und der Eigenart der Bauernhäuser in einigen Dörfern der Neumark noch Schlüsse auf die ursprüngliche Heimat ihrer Bewohner ziehen können, so finden wir z. B. in den Dörfern Giesenbrügge, Brügge u. a. noch alte Häuser, die wir zu der sächsisch-niederdeutschen Gruppe rechnen können. Das dem Schulhause in Giesenbrügge gegenüberliegende Wohnhaus des Kossäten Ringer weist trotz baulicher Veränderungen im allgemeinen noch ziemlich deutlich die typische Eigenart des sächsisch-niederdeutschen Bauernhauses auf.*) Bekanntlich vereinigt diese Bauart die Wohnräume für Menschen und Tiere und selbst die Vorratsräume für die Ernte unter einem Dache; sie machte also den gesonderten Bau von Scheune und Stall überflüssig. Eine Veränderung erlitt der alte Typus zuerst durch Unterbringen des Getreides, das einst auf dem Boden lagerte, in einer besonderen Scheune. Vor einigen Jahren ist auch der Stall, der bisher noch immer unter dem gleichen Dache untergebracht war, von dem ursprünglichen Gebäude getrennt worden. Daß der Eingang an der Langseite ist, also eine spezifisch fränkische Eigenart aufweist, hat wahrscheinlich seinen Grund in späteren baulichen Veränderungen; wir dürfen wohl annehmen, daß das Gebäude gleich dem Nachbarhause seinen Eingang früher ebenfalls an der Giebelseite gehabt hat.

Eine zweite Gruppe von alten Bauernhäusern finden

*) Der Name hat mit dem heutigen Königreich Sachsen oder mit der preussischen Provinz gleichen Namens unmittelbar nichts zu tun; vielmehr weist er auf das Stammland der alten Sachsen hin, die zur Zeit Karls des Großen die Gebiete an der Nordsee, da wo Ems und Elbe münden, bewohnten. Es handelt sich namentlich um die jetzigen Provinzen Westfalen und Hannover. Da aber in späterer Zeit Bauern aus diesen Landschaften in großer Zahl im ostelbischen Deutschland angesiedelt worden sind, so findet sich auch dort ihre Bauart weit verbreitet.

wir noch in Grüneberg bei Lippehne, Groß-Wubiser und Butterfeld bei Mohrin, Zorndorf bei Cüstrin und Jädickendorf bei Königsberg; nämlich das sogenannte Lauben- oder Lävingshaus. Wie wir hier noch an zwei Beispielen sehen können ist bei den Lävingshäusern der Giebel immer der Straße zugekehrt. Der vorspringende obere Teil des Giebels wird derart von Säulen oder Pfosten gestützt, daß hier eine ziemlich große Vorlaube entsteht, unter der sich, bald in der Mitte, bald an der Seite, der Eingang befindet. Letzterer führt auf einen Gang, welcher direkt zu dem Herdraum führt. Die Stuben liegen an den Seiten. Von dem Herdraum oder der Küche gelangt man zu den Stallungen. Da die Lauben auch zuweilen abgerissen oder zugebaut werden, so ähneln diese Häuser bisweilen denen des sächsischen Typus. Die Urform dieser Bauart haben wir besonders in den östlichen Hinterländern der Neumark und des Kreises Soldin, in Pommern, Ost- und Westpreußen und Posen zu suchen.

Auch die fränkisch-mitteldeutsche Bauart, die allerdings nicht mehr rein austritt, finden wir noch vielfach in der Neumark vertreten.

Diese verschiedenen Bauarten, die sich zwar nicht mehr in der reinen und ursprünglichen Form erhalten haben, zeigen uns, daß die Besiedelung der Neumark aus den verschiedensten Teilen Deutschlands stattgefunden hat.

Die Verwaltung des Dorfes lag in den Händen des Lehnschulzen, er mußte die Steuern einziehen und die niedere Gerichtsbarkeit ausüben. Dafür erhielt er vielfach das Recht, Mühlen anzulegen oder auch einen Krug einzurichten.

Die Verwaltung und Rechtspflege in den neumärkischen Städten lag, wie wir schon aus den Gründungsurkunden der Städte Landsberg und Berlinchen ersahen, in den Händen des jeweiligen Schulzen, dem 12 Ratmänner zur Seite standen. Sie hatten den Handel und Verkehr zu überwachen und die Rechtspflege im Namen des Landesherrn auszuüben. Stand den Städten anfänglich gleichfalls nur die



niedere Gerichtsbarkeit zu, so erwarben die meisten doch nach und nach durch „klingende Münze“ auch die hohe Gerichtsbarkeit und konnten so innerhalb des Bannkreises ihrer Stadt über Leben oder Tod des Angeklagten ihr Urteil fällen. In zweifelhaften Fällen hatten die 5 Ratsherren oder Schöffen, die unter dem Vorsitze des Schulzen das Stadtgericht bildeten und zu bestimmten Zeiten in der Gerichtslaupe unter dem Rathause zu öffentlichen Sitzungen sich einfanden, ihr Recht in Brandenburg oder Strassberg zu schöpfen. In späteren Zeiten, als Soldin immer mehr an Ansehen und Macht wuchs und unter den Wittelsbachern als bedeutendste neumärkische Stadt wichtige Vorrechte erhielt, mußten die anderen Städte hier Auskunft und Belehrung in Rechtsfachen nachsuchen.

1344 erhielten alle Städte im Lande über der Oder „aus besonderer Gnade das Recht, daß ihre Bürger in keiner Sache vor einem Richter außerhalb ihrer Mauern sich zu verantworten brauchten. Die Ratmannen aber, wenn sie eines Exzesses wegen angeklagt würden, sollten nur vor die Gerichtskammer des Markgrafen gefordert werden können.“

4. In Bann und Interdikt. (Aus der Zeit des Einfalles der Litauer und Polen.)

Als Ludwig der Bayer deutscher Kaiser war, sank in der Mark Brandenburg der letzte Sprosse des glanzvollen und ruhmreichen Askaniergeschlechts ins Grab. Im Jahre 1319 starb nämlich Waldemar in noch jugendlichem Alter. Es schien, als hätten sich in ihm noch einmal all die großen Eigenschaften seiner Vorfahren vereinigen wollen. Heldennut und Tapferkeit, Klugheit und Ausdauer erwarben ihm die Bewunderung seiner Zeitgenossen und der Nachwelt. Als er starb, erstreckte sich sein Reich vom böhmischen Gebirge bis Mecklenburg und Pommern, sowie von Quedlinburg bis Polen. Deutsche Sprache, deutsche Sitten und Gebräuche, deutsche Kultur und deutsches Recht waren unter der Herrschaft seiner Vorfahren weit nach Osten hin vorgedrungen. Der



deutsche Handel hatte sogar weit über die Grenzen hinaus nach Norden und Osten hin festen Fuß gefaßt.

Allerdings müssen wir, um nicht gegen die geschichtliche Wahrheit zu verstoßen, auch erwähnen, daß er durch seine fortwährenden Fehden die wirtschaftliche Entwicklung unserer neumärkischen Heimat nicht unwesentlich gehemmt hat. Um das Geld für seine prachtvolle Hofhaltung und die vielen Kriege herbeizuschaffen, veräußerte er nicht nur viele seiner landesherrlichen Rechte an die Städte und Ritter, sondern er verkaufte unter anderem auch im Jahre 1315 das Land und die Stadt Bernstein samt dem ganzen Inhalt für 7000 Mk. „Brandenburger Silbers“ an den Herzog Otto von Stettin. Doch die schlimmste Zeit sollte erst noch kommen!

Ludwig von Bayern war von dem Papste mit dem Bann und Interdikt belegt worden. Der Papst meinte, er habe sich und seinem Hause die Mark Brandenburg widerrechtlich angeeignet. Er erklärte Ludwig und seine Familienangehörigen für ehrlos und unfähig, seine Länder zu regieren. Als ein Beispiel kirchlicher Herrschsucht, priesterlicher Unuldksamkeit und pfäffischen Hochmuts dieses ersten Dieners der christlichen Kirche, die nicht nur Demut, Liebe und Vergebung predigen, sondern auch üben soll, möge ein Teil seines gotteslästerlichen Bannfluches hier eine Stelle finden: „Gottes Allmacht soll Ludwigs Trotz und Hochmut dämpfen, ihn durch die Kraft seines rechten Armes niederwerfen und den Händen seiner Feinde übergeben. Sein Ein- und Ausgang sei verflucht, der Herr schlage ihn mit Narrheit und Blindheit, der Herr verzehre ihn durch seinen Blik. Der Zorn Gottes und seiner heiligen Apostel, Paulus und Petrus, entzünde sich über ihn in diesem und jenem Leben. Der Abgrund öffne sich und verschlinge ihn lebendig, die ganze Erde waffne sich gegen ihn. Sein Name müsse nicht über ein einziges Glied bleiben und sein Andenken erlöschen unter den Menschen. Alle Elemente müssen ihm zuwider sein, sein Haus müsse wüste gelassen, seine Kinder aus ihren Wohnsitzen vertrieben und vor den Augen ihres Vaters umgebracht werden!“



Wahrlich, uns schaudert vor dieser Zeit und diesen Leuten.

Der Bann blieb zunächst ohne Folgen. Auch über den Sohn des Kaisers und sein Land, die Mark Brandenburg und damit die Neumark, hatte der Papst den Bannstrahl geschleudert. In der Mark hatte man überhaupt niemals den hierarchischen Anmaßungen und Gelüsten ein besonderes Entgegenkommen bewiesen. Die Städter blieben auch noch dem Markgrafen treu, als der Papst das Interdikt über sie aussprach. Keine Glocken läuteten, bei Begräbnissen ging kein Geistlicher mit, kein Abendmahl wurde gereicht, nur die Sterbenden erhielten das Sakrament. Niemand außer den Geistlichen wurde in dieser Zeit auf den Kirchhöfen beerdigt.

Da auch, dieses Mittel nicht half und das Land dem Fürstenhause treu blieb, versuchte es der Papst auf eine andere Weise. Er erteilte dem Bischof von Lebus, Stephan, den Befehl, den König von Polen zu einem Einfall in die Mark zu bewegen. Dieser tat es um so lieber, als er gerade mit den Bürgern der Stadt Frankfurt, die ihm den Zehnten verweigert hatten, im Streite lebte. Er reiste persönlich nach Krakau, um den König Wladyslaw zu einem Kriegszuge in die Mark zu überreden. Da der Polenkönig die Neumark, die seine Vorfahren früher als ihr Land betrachtet hatten, wieder zu erobern hoffte, so verband er sich mit den Litauern. Die Folgen dieses Einfalles hat Ludwig in einer späteren Aufzeichnung mit folgenden Worten geschildert: „Wie viele Totschläge der wimmernden Kinder in der Wiege sind da veranlaßt worden, an Weibern und Männern, die durch das Schwert der Ungläubigen niedergemetzelt wurden, wie viele sind zu ewiger Gefangenschaft fortgeschleppt worden. Welch ein Wehklagen hat sich erhoben von Nonnen und Gott geweihten Jungfrauen, von Witwen und Ehefrauen, die mit auf den Rücken gebundenen Händen gewaltsam an Bäumen gefesselt, geschändet worden, welche Entweihungen wurden begangen an Kirchen und Sakramenten, besonders aber an dem köstlichen, verehrungswürdigen Leibe Christi, den sie mit

Lanzen durchstachen, in die Höhe hoben und Christo und allen Gläubigen zum Aergernis und zur Gotteslästerung ausriefen: Sehet hier den Gott der Christen! Wie ist die um ihre Söhne klagende Mark mit Trauer und Jammer erfüllt! So hat sich der schändliche Verfolger (der Papst) gemacht zum Räuber der Familien, zum Verderber des Volks, zum Totschläger seiner Söhne!"

Der Bischof von Lebus, der mitschuldig an all diesem Unheil war, fand seinen Lohn. Die Polen und Litauer verschonten auch die Güter und Besitztümer dieses Verräters nicht. Auf ihrem Rückzuge, den sie durch sein Gebiet antraten, zerstörten sie viele Dörfer und Klöster.

Auch der Markgraf Ludwig befahl seinem Vogte, dem Hauptmann Erich von Balkow, Göriz, die damalige Residenz des Bischofs, zu überfallen und den Bischof samt den Domherren zu vertreiben. Der Ueberfall gelang, und die Feinde des Vaterlandes mußten nun heimatlos in der Fremde umherirren. Auch sonst wandte sich der Zorn der Märker gegen die päpstliche Partei. Alle Geistlichen und Mönche, die sich als Feinde Ludwigs gezeigt hatten, wurden aufs heftigste verfolgt. Das Kloster Himmelstädt hatte nicht nur unter den räuberischen Einfällen der Litauer und Polen furchtbar zu leiden, sondern auch, da es anfänglich auf Seiten des Papstes und Bischofs gestanden, die Wut des Volkes zu tragen. Da sah sich der Abt des Klosters genötigt, fortan der Partei des Markgrafen zu folgen. Zwölf große Dörfer, welche dem Kloster gehörten und durch dieses urbar gemacht worden waren, hatten in dieser unglücklichen Zeit einen traurigen Untergang gefunden. Das kleine Holzkloster war ebenfalls verbrannt worden und mußte nun nach dem Kriege wieder neu aufgebaut werden.

Die Stadt Landsberg, durch eine wehrhafte Bevölkerung und durch eine starke Befestigung geschützt, hatte dem Anstürmen des Feindes Troß bieten können und war von ihm verschont geblieben. Dagegen war Zantoch eingenommen und wieder in den Besitz der Polen gelangt.



Um die furchtbaren Gäste wieder los zu werden, vereinigten sich die Städte unter der Führung Landsbergs und Frankfurts, und es gelang ihnen auch, sie bei Tscheknow, unweit Frankfurt, völlig zu schlagen. Sie wurden dadurch genötigt, den Rückzug anzutreten. Aber sie sorgten dafür, daß sie die Neumärker für lange Zeiten im Andenken behielten. Im Lande Arnswalde bezeichnete das Landbuch von 1337 31 Dörfer als völlig verwüstet. Im ganzen haben sie über 200 Ortschaften in Asche gelegt und über 6000 Männer als Sklaven fortgeführt. Der Chronist Angelus (1600) berichtet zwei Vorfälle aus diesen Schreckenstagen, die hier wörtlich nacherzählt seien, um darzutun, was unsere Vorfahren in dieser Zeit von den Räuberhorden zu erdulden hatten.

„Unter den gefangenen Jungfrauen, aus denen die Bojaren (Anführer — Edelleute) die schönsten zu ihrer Lust ausliefen, war sonderlich eine vom Adel, eine vortreffliche Schöne, um welche sich ihrer zweien von den vornehmsten Herren fast zankten, auch so weit einer dem andern im Wege stand, daß keiner ohne des anderen Tod seinen Willen haben oder vollbringen möchte. Dieses sahe ungefähr der Litauen Oberster, Feldhauptmann David von Garthen, des Großfürsten Gedemin Marschall; den verdroß es sehr, daß um ein Weibsbild zwei so tapfere Helden sich selbst untereinander verderben und um ihr Leben bringen sollten. Darum legte er sich bald dazwischen und sagte, sie sollten ihm die Sache anheimstellen, er wollte den Hader leichtlich entscheiden. Als sie nun beide darin willigten, hieb er mit seinem Säbel die Jungfrau in ihrer Gegenwart mitten voneinander und sprach: es möchte nun ein jeder unter ihnen ein Stück, und also zugleich einer so viel wie der andere, von der geliebten Jungfrau heimnehmen.“

David von Garthen wurde später von einem vornehmen Polen, der sein erbittertster Feind war, in einem heftigen Streite erschlagen.

Die andere Erzählung lautet nach Angelus folgendermaßen:



„Unter demselben Haufen war ein Bojar, der eine schöne Jungfrau aus einem Kloster geraubet hatte. Aber ob er wohl bald mit Bitten, bald mit Drohworten an ihr gewesen, daß sie seinen Willen tun sollte, hat er sie dennoch nicht können erweichen. Da er sie nun mit Gewalt zu seinem Willen zwingen will, bat sie ihn um Verschonung, so wolle sie ihm dagegen eine solche Verehrung tun, davon er sich unter allen sterblichen Menschen wohl der glücklichste in der ganzen Welt schätzen möchte. Jenem wurden von diesen Worten die Ohren so weit, daß er aus Wunder fragete, was köstlicher Verehrung das immer sein möchte. Sie antwortete ihm, es wäre eine bewährte Kunst; wenn sie ihm dieselbe lehrete, so könnte er die Tage seines Lebens mit keiner Waffe: Schwert, Spieß oder Pfeil an seinem Leibe verwundet oder verfehret werden.

Ob er nun wohl gänzlich entschlossen war, seinen Willen zu schaffen, jedoch, damit er die Kunst erst lernen möchte, verzog er sein Vorhaben und sagte ihr zu, ihre Bitte zu erfüllen, wo sie ihm die Kunst würde lehren. „Es sind,“ sagte sie, „wenig verborgene zauberische Worte, die ich dafür spreche; und damit du an solcher Kunst nicht mögest zweifeln, magst du sie an mir selbst erstlich probieren.“ Indem kniete sie vor ihm nieder, segnete sich mit dem Kreuze und betete den Vers aus dem 31. Psalm: *In manus tuas Domine commendo spiritum meum!* (Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!)

Diese Worte verstand jener nicht, sondern meinete, es wären die starken, unverständlichen Zauberworte, darauf die ganze Kunst beruhete. Da sprach die Jungfrau ferner mit ausgestrecktem Halse, er solle nun getrost zuhauen, so würde er die gewisse Probe und Bewährung der verheißenen Kunst befinden. Was geschah? Er zückte ohne ferner Hinterdenken den Säbel und schlug ihr mit dem ersten Staeich das Haupt ab. Da sah er allererst, daß er durch die List betrogen, und sie ihre Ehre lieber als das Leben gehabt hatte.“

In welchem Orte sich der hier dargestellte Vorgang ab-



gespielt hat, ist nicht ersichtlich. Wir können vielleicht annehmen, daß es in Bernstein oder Neetz gewesen ist, denn hier befanden sich im Mittelalter blühende und reiche Nonnenklöster. Fritz Eichberg, ein Soldiner Kind, hat diese Erzählung, die er jedoch für sagenhaft hält, in folgendem Gedichte dargestellt.

5. Die Nonne.

Eine Volksjage aus der Neumark.

Es lag die Mark in Trauer,
Und Blüt' und Frucht zerstört,
Da Polen und Litauer
Mit Kriegen sie verheert.

Nicht blieb verschont, was heilig
Dem Christenherzen war,
Durch Frevel, schwarz und greulich,
Sanft-Hütte und Altar.

Der frommen Glaubenströster
Und Trösterinnen Hort,
Die Gott geweihten Klöster
Riß Feuers Wüthen fort.

In Trümmer stürzten Städte,
Die Keuschheit fiel in Schand',
Von Raub und Mordluft wehte
Ein Gifthauch durch das Land.

Aus jener Zeiten Bildnis
In unsre Zeit hinein
Kagt einer Nonne Bildnis,
Umstrahlt von Glorienschein.

Ihr Kloster ward als Beute
Der Feindeswut zerstört,
Die Schar der Himmelsbräute
Geknechtet und entehrt.



Der Feind, der mitleidlose,
 In tierischer Begier,
 Reiß sie zu gleichem Lose
 Aus stiller Andacht schier:

„Nicht rühre, rauher Krieger,
 Die Gottgeweihte an,
 Zeig' dich als stolzer Sieger,
 Der edel handeln kann!“

So flehte die Geplagte
 Im tränenreichen Schmerz,
 Doch was sie bat und klagte,
 Es fand ein starres Herz:

„Bernimm denn, eh du tötest,
 Denn Schmach und Tod sind gleich,
 Ein Wort, wofür du bötest
 Mir gern der Freiheit Reich.“

„Ich will dies Wort dich lehren,
 Des Zauber alle Zeit
 Vor Schwert und Pfeil und Speeren
 Dein junges Leben feit.“

„Du magst an mir erproben,
 Ob sich der Spruch bewährt,
 Ob ich nicht Trug gewoben,
 Mit Arglist dich betört.“

Sie sprach es zu dem Frechen,
 Sanft betend in die Knie;
 Der hört lateinisch sprechen
 Die frommen Worte sie:

„Mach meiner Qual ein Ende,
 Du, den mein Herze preist,
 In Deine Vaterhände
 Befehl ich meinen Geist!“





Er hört's, doch wird dem Knechte
Des Wortes Sinn nicht klar,
Er wähnte nur, sie brächte
Den Zauberspruch ihm dar.

Und als sie sonder Zagen
Ihm rief: „Nun schwing' dein Schwert,
Du kannst getrost es wagen!“
Da ward er so betört,

Daß er den Stahl zum Streiche
Auf ihren Nacken schwang;
Und stumm der Jungfrau Leiche
Vor seine Füße sank. --

6. Die Zeit der Luxemburger 1373—1402.

Der letzte Herrscher aus dem Hause der Wittelsbacher oder Bayern (1323—1373), Otto der Faule, war ein unfähiger Regent. Auf dem Reichstage zu Nürnberg im Jahre 1370 verlangte der deutsche Kaiser Karl IV. von ihm die Abtretung der Mark. Als Otto ablehnend antwortete, drang der Kaiser 1373 mit einem Heere in die Mark ein und zwang ihn in dem Vertrage zu Fürstenwalde zur Abdankung. Als Entschädigung erhielt Otto der Faule 500 000 Goldgulden. Das war eine auffallend hohe Summe, denn man muß bedenken, daß die jährlichen Einkünfte Brandenburgs damals nur 6500 Mark Silbers betragen. Er starb 1379 ohne Erben. Die Mark erhielt ein neues Herrscherhaus.

Die Zustände in der Neumark unter den Wittelsbachern oder Bayern ließen zwar vieles zu wünschen übrig. Es wäre jedoch irrig, zu glauben, daß sich die Herrscher aus diesem Geschlechte ganz dem süßen Nichtstun hingegeben hätten; das hat selbst Otto der Faule nicht getan. Aber die letzten Fürsten aus diesem Hause waren doch nicht mehr dem Aufstürmen der Feinde von allen Seiten gewachsen und nicht imstande, ihnen an der Landesgrenze erfolgreich entgegenzutreten. Die Herzoge



von Pommern-Wolgast hatten schon zu Ludwigs des Älteren Zeiten die meisten Städte in der Uckermark erobert. Otto der Faule war bemüht, sie ihnen wieder zu entreißen. Während er dort kämpfte, fiel der Herzog Kasimir von Pommern-Stettin in die Neumark ein und eroberte hier im Jahre 1370 und 71 mehrere Städte. Vor den Mauern der Stadt Königsberg holte sich Kasimir IV. die Todeswunde, die ihn nach einem alten Volksliede den Seufzer ausstoßen ließ: „Nu mot ick ih in die Erde so jung, darin mot ick verfulen.“ In den darauf folgenden Jahren entbrannten abermals zwischen den Pommern und Brandenburgern andauernde Grenzfehden.

In dieser Zeit — das Jahr läßt sich nicht genau feststellen — muß auch die Stadt Lippenhue von den Pommern eingenommen und zerstört worden sein. Wir erfahren das aus einer Urkunde, die noch jetzt im Königsberger Stadtarchiv im Original vorhanden ist. Sie lautet kurz: „Der Rat der Stadt Lippen (Lippenhue) verspricht, den Rat der Stadt Königsbergh (Königsberg) wegen eines Briefes, der jenen bei der Einnahme der Stadt Lippen verloren gegangen ist, ungemahnt lassen zu wollen.“

Auch die Nachbarstadt Soldin wurde durch diese andauernden Grenzkriege hart mitgenommen. Am Ende des Jahres 1372 verbrieft ihr der Markgraf Otto „für erlittene Kriegsschäden“ 4525 Mark Finkenangen. Er verpfändet der Stadt dafür 26 Mark Brandenburger Silber, seine jährliche Rente und Orbede daselbst und 15 Wispel Heidehafer aus der Golin'schen Heide auf so lange, bis er die genannte Summe an sie gezahlt hat. Auch der Stadt Königsberg verschreibt er zum „Ersatz von Kriegsschäden“ die Einnahmen des dortigen Schulzenamtes mit allen „Nutzungen“, Zubehörungen und Gefällen.

Als im Jahre 1373 Kaiser Karl die Regierung für seinen Sohn Wenzel, dem eigentlich die Mark bestimmt war, antrat, da war es sein erstes Bemühen, die ewigen Grenzfehden zu verhindern und die öffentliche Sicherheit wieder



herzustellen. Die Herzoge von Mecklenburg und Pommern erkannten auch willig seine Oberhoheit an und fügten sich seiner königlichen Macht. So wirkte der Anschluß an das Haus Luxemburg für unsere Heimat in gewisser Beziehung zunächst segensreich.

Ein beredtes Zeugnis von des neuen Herrn Fürsorge gibt das Landbuch der Mark, das in den Jahren 1376 und 77 entstand, und dem wir auch einige kurze Nachrichten über die neumärkischen Städte verdanken. Das Landbuch enthält eine Uebersicht der zur Mark gehörigen Städte, Schlösser, Dörfer und Besitzungen nach Umfang, Ertrag und Belastung. Die Besitzrechte der gegenwärtigen Inhaber wurden bis in die Zeit vor dem Auftreten des falschen Waldemar festgestellt. Es war kein erfreuliches Bild, welches hier der Kaiser von der wirtschaftlichen Kraft des Landes erhielt. Nur wenige Städte sind noch verpflichtet, an den Landesherrn die alten Orbeden oder Abgaben zu entrichten. Auch die Gerichtsbarkeit und die damit verbundenen Einnahmen waren durch die Bayern, größtenteils an den Rat der Städte veräußert worden. Wie es sich mit den Einkünften der neumärkischen Städte verhielt, soll hier an einigen Beispielen gezeigt werden:

Königsberg (Königsberg). Die Orbede beträgt 60 Mk. Silbers, ist aber an den Rat daselbst versetzt. Das höchste Gericht ist an den Rat versetzt.

Schönfließ (Schönfließ). Die Orbede von 37 Mark ist an den Rat versetzt. Das höchste Gericht hat der Landesherr.

Soldin (Soldin). Die Orbede im Betrage von 73 Mark ist an den Rat versetzt, auch das höchste Gericht liegt in seinen Händen.

Lippehne (Lippehne). Die Orbede im Betrage von 25 Mark Silbers ist an den Rat versetzt.

Berlin (Berlinchen). Die Orbede beträgt 25 Mark Silbers, welche „die von Wedell“ haben; sie behaupten, dieselbe sei an sie versetzt. Das höchste Gericht ist an den Magistrat daselbst für 400 Mark Finkenaugen verkauft.



Kets (Keeß). Die Orbede gehört dem Ritter Hasso von Wedell.

Fredeberg (Friedeberg). Die Orbede von 40 Mk. Silbers ist an „die von Osten“ versezt. Das höchste Gericht ist an den Rat veräußert.

Neu Bernow (Berneuchen). Die Orbede beträgt 15 Mark Silbers und gehört dem Landesherrn.

Nur von wenigen Städten wie Mohrin, Bärwalde, Woldenberg und Tankow erfahren wir, daß die Gerichtsbarkeit und die Orbede nicht versezt sind, sondern dem Landesherrn gehören.

Nach der Höhe der alten Orbede zu schäzen, muß Lippehne mit zu den kleinsten Städten der Neumark gehört haben. Selbst Mohrin, Bärwalde und Schönfließ zahlten höhere Steuern und nur — Arnswalde ausgenommen, das aus irgend welchem Grunde nur 9 Mark Orbede zu entrichten hatte, — Tankow und Berneuchen hatten eine kleinere Orbede, nämlich je 15 Mark, zu entrichten.

Im Jahre 1377 schrieb Kaiser Karl eine außerordentliche Steuer aus. Als Grundlage für die Festlegung der Höhe der zu entrichtenden Landbede (Stura s Landbete) diente ihm für die Städte das kurz zuvor aufgenommene Landbuch der Mark Brandenburg. Auf Grund nun jener Erhebungen hatten 13 Städte der Neumark die Totalsumme von 1450 Mk. Silber zu entrichten, d. h. „wenn wir den Saß von ca. 40 heutigen Mark auf 1 Mark Silber und den gegen 30 fachen Wert des Geldes gegen heut verrechnen, über 1 1/2 Mill. unseres Geldes, eine Summe, welche einen Begriff von der Leistungsfähigkeit der Städte gibt.“*)

Allen voran steht Landsberg, welches einen Beitrag von 250 Mark zu leisten hatte. Soldin, das damals wohl hinsichtlich der Einwohnerzahl Landsberg nichts nachgegeben haben dürfte, zahlte nur 120 Mark. Auffallend niedrig ist die Summe, welche Lippehne beizusteuern hatte. Sie betrug nur 15 Mark, während die doch gewiß nicht größeren Städte

*) Paul van Nießen, Geschichte der Stadt Woldenberg.



Bärwalde, Schönfließ und Woldenberg 80 bis 100 Mark aufbringen mußten. Die außerordentlich geringen Beiträge zur Landbede, welche Soldin und besonders Lippehne zu leisten hatten, lassen sich nur dadurch erklären, daß eben diese Städte durch die Grenzfehden sehr gelitten hatten und darum auch augenblicklich den wohlberechtigten Anspruch auf Schonung machen durften.

Leider dauerte die segensreiche Herrschaft Kaiser Karls nicht lange, 1378 starb er. Schon vorher hatte er, um die deutschen Kurfürsten geneigt zu machen, seinen ältesten Sohn Wenzel zum Könige zu wählen, die Mark Brandenburg mit der Kurwürde seinem zweiten Sohne, Sigismund, übertragen. Die Neumark aber erhielt sein jüngster Sohn Johann. Einige Jahre darauf brachte Sigismund wieder die Neumark an sich, aber er bekümmerte sich selbst nicht um die Regierung des Landes, sondern er ließ es durch seine Landvögte verwalten. 1388 tritt Johann von Görlitz als Herr in der Neumark auf. Obwohl dieser sich öfters in unserer Heimat aufhält, wird hierdurch doch nichts zur Besserung der unsicheren Verhältnisse beigetragen. Unordnung und Zuchtlosigkeit, grobe Willkür und wildes Fehdewesen herrschen jetzt in der Neumark mehr als zu den kläglichsten Zeiten der Bayern. 1396 starb Johann, und die Neumark kam wieder an Sigismund. Er hat sie während der Zeit seiner letzten Herrschaft nie betreten. Im Jahre 1402 bot Sigismund die Neumark dem deutschen Ritterorden zum Kaufe an; nicht um sie vor den gierigen Händen des Polenkönigs zu bewahren, sondern weil der Orden zahlungsfähiger war als der Polenkönig. Für den Ritterorden war die Neumark besonders wertvoll, weil er dadurch eine bessere Verbindung mit dem deutschen Mutterlande herzustellen vermochte, ohne welche der notwendige Zustrom neuer Kreuzritter erschwert worden wäre. Sigismund hatte 62 000 ungarische Gulden gefordert, und der deutsche Ritterorden mußte die hohe Summe für das im verwahrlosten Zustande sich befindende Land zahlen, wenn es nicht in die Hände seiner Gegner kommen sollte.



7. Die Herrschaft des deutschen Ritterordens und der Einfall der Hussiten.

Trotz des Widerspruchs von seiten Polens und Pommerns, welche die angrenzende Neumark gleichfalls gern in Besitz genommen hätten, trat der deutsche Ritterorden seine Herrschaft über das neuerworbene Gebiet an. Die Bedeutung der Ordenszeit für unsere Heimat liegt besonders in der Erhaltung des Landes für das Deutschtum. Der Orden ist ehrlich bemüht gewesen, die überkommenen Grenzen der Neumark zu wahren. Die schon früher verloren gegangenen Bezirke östlich der Drage wieder zu gewinnen, ist ihm nicht gelungen; wohl aber hat er es verstanden, den bedrohten Besitzstand von Falkenburg, Hochzeit, Driesen und Zantoch gegen das vordringende Slaventum erfolgreich zu beschützen. Um den Besitz der Neumark dauernd zu sichern, wurden an der Grenze und im Innern des Landes feste Ordenshäuser erbaut. Sie haben in Cüstzin, Landsberg, Driesen, Zantoch und anderen Orten zum Teil als Grundlage für spätere Festungsbauten gedient.

Die Zeit der Herrschaft des Ordens über die Neumark gliedert sich gewissermaßen in zwei Perioden. Die erste reicht bis zum Jahre 1410, wo in der Schlacht bei Tannenberg die Macht des Ritterordens gebrochen wurde. Diese Zeit können wir als segensreich bezeichnen. Bis zum Jahre 1455, wo die Neumark durch Kauf wieder zur Mark Brandenburg kommt, reicht die zweite Periode. Es ist dies eine Zeit großer Unsicherheit, häufiger Einfälle der Nachbarkürsten, räuberischer Ueberfälle durch fremde und einheimische Stegreifritter, offenen Ungehorsams der Städte; kurz offenkundiger Ohnmacht des Ordens, das Land zu regieren.

Am 25. Juli 1402 bestätigte Konrad von Jungingen, Hochmeister des deutschen Ordens, allen Bewohnern der Neumark: Rittern und Knechten, Bürgermeistern und Ratsherren, Bürgern und Bauern alle ihre Privilegien und Freiheiten, die ihnen in Vorzeiten von Kaisern und Fürsten verliehen worden, und verspricht, sie unverrückt und heilig zu



erhalten. Im August huldigten die Städte und Ritter auf dem Tage zu Arnswalde dem neuen Herren.

Um sich die notwendigsten Einnahmequellen zu verschaffen, ist der Orden zunächst bemüht, möglichst durch gütliche Verhandlungen die Mühlen, die ehemals landesherrliches Eigentum gewesen, wieder zu erwerben. So gelang es auch Balduin von Stahl, den der Ordensmeister zum Vogt über die Neumark eingesetzt hatte, und der bis zum Jahre 1408 das Land gerecht und segensreich verwaltete, 1403 die Kornpächte der Stadtmühlen Soldins für 85 Mark Finkenaugen zu kaufen. Zugleich wurde bestimmt, daß der Orden nur mit einem kleinen Rahne auf dem Mühlenteiche fischen dürfe. Die Malkasten sollten dem Orden bleiben. Doch sollte der Vogt die Stadt in ihren anderen Gewässern nicht kränken. In demselben Jahre gelangte auch der Orden in den Besitz der Stadtmühlen von Woldenberg, Bärwalde, Mohrin, Berlinchen und Lippelne.

Die Herzöge von Stolp und Stettin waren dem deutschen Orden feindlich gesinnt. Sie fielen 1403 in das Land ein und plünderten und zerstörten an der Grenze viele Dörfer. In diesen Grenzkämpfen konnte der Ordensvogt den Städten „sonderlich wohl vertrauen“. Anders verhielten sich die Edelleute; sie waren an ein ungebundenes, wildes Fehde- und Raubwesen gewöhnt und setzten allen Bemühungen der neuen Herren, Ordnung, Ruhe und Sicherheit im Lande zu schaffen, offenen Ungehorsam entgegen. Ja, die mächtigsten dieser adligen Mordbrenner hielten es sogar heimlich und offen mit den Feinden des Ordens und waren bereit, das Vaterland an sie zu verraten.

Zu den Gegnern und Feinden des Ordens gehörte auch Ulrich von Osten, der Erbherr von Driesen. Er wandte sich den Polen zu, und die Ordensritter mußten um diesen wichtigen Grenzpunkt ernstlich besorgt sein. Die Polen behaupteten, daß Driesen mit seinen Besitzungen lehnswise ihnen gehöre. Dagegen erklärten Sigismund und die Neumärker, daß Driesen seit alten Zeiten eine neumärkische Stadt sei und dem Orden zugehöre. Ulrich von Osten stellte sich



hierauf wieder auf die Seite des Ordens und versprach, dem Hochmeister seine Burg offen zu halten. Da scheuten sich die Polen nicht, mitten im Frieden mit gewappneter Hand einen Angriff auf Driesen zu unternehmen. Durch die gleichzeitige Hilfe des Landvogtes Balduin von Stahl aber wurde Driesen dem Orden erhalten und die Feinde zurückgeworfen.

Der König von Polen versuchte noch einmal, den Ritter Ulrich von Osten durch Güte zu bewegen, auf den Besitz der Burg Driesen zu verzichten; er versprach, ihm dafür drei polnische Städte mit ihren Dörfern zu übergeben. Da durfte der Ordensmeister nicht länger zögern. Es gelang ihm am 23. September 1405 mit Ulrich von Osten einen Vertrag abzuschließen, in welchem der „Herr zu Driesen, Ulrich von der Dost, mit Rat und Einwilligung seiner Freunde“ dem Hochmeister Jungingen seine Burg Driesen mit allen Zugehörungen und Einkünften auf ein Jahr einzuräumen versprach. Der Orden gelobte, die Burg sicher zu erhalten und zu beschützen. Für diese Zeit sollte ihm der Ordensmeister die Stadt Lippehne nebst deren Zugehörungen übergeben.

Mittlerweile sollten zwei Ordensgebietiger und zwei bevollmächtigte Freunde des Ritters ein Uebereinkommen über den Verkauf Driesens an den Orden zu treffen suchen. Könnte man sich darüber nicht einigen, so sollte Ulrich von der Osten nach Jahresfrist die Stadt Lippehne an den Orden zurückgeben und dafür seine Burg wieder erhalten; „doch also,“ wie er ausdrücklich verspricht, „daß ich oder meine Erben dem Orden solche Gewißheit tun sollen zu der Zeit, da uns Driesen überantwortet wird, daß wir es zur Neuwerk halten wollen.“ Sollte während dieser Zeit Driesen mit Gewalt oder durch Verrätereı dem Orden entrissen werden, so solle der Orden deshalb von Ulrich oder dessen Erben nicht in Anspruch genommen oder zu Schadenersatz verpflichtet werden. Ebenso sollte auch Ulrich von der Ost nicht dem Orden zum Schadenersatz verpflichtet sein, wenn die Stadt Lippehne durch Landesfeinde verloren gehen sollte.



Ob sich Ulrich von der Ost überhaupt in Lippehne, das ihm durch diesen Vertrag als zeitweilige Entschädigung für Driesen zuerkannt worden war, kürzere oder längere Zeit aufgehalten hat, läßt sich nicht nachweisen. Urkunden und Briefe, die von ihm zu jener Zeit unterzeichnet wurden, sind in Schildberg und Soldin ausgestellt. Die Burg und Stadt Schildberg nebst mehreren Dörfern im Kreise Soldin gehörte ebenfalls Ulrich von der Ost, und so können wir wohl annehmen, daß er hier seinen ständigen Wohnsitz aufgeschlagen haben wird.

Der Orden war nicht geneigt, dem immerhin wenig zuverlässigen Lehnsmann die wichtige Grenzstadt Driesen wieder anzuvertrauen. Ulrich von der Ost war daher besorgt um seine ehemaligen Besitzungen und richtete darum im März 1407 von Schildberg aus an den Hochmeister das dringende Gesuch, entweder den Kauf des Schlosses Driesen möglichst zu beschleunigen und abzuschließen, oder es ihm nach getroffener Verabredung sofort wieder einzuräumen, weil er befürchten müsse, daß, wenn es dem Orden in irgend einer Weise entrisen würde, er alsdann völlig besitzlos dastehen könnte.

Erst auf einem Verhandlungstage zu Arnswalde im September 1408 kam es zu einem endgültigen Vertrage zwischen dem Ritter Ulrich von der Ost und dem Ritterorden. Ulrich überläßt dem Orden die Burg und Stadt Driesen mit allem, was auf der polnischen Seite und in der Neumark an Dörfern, Mannschaften, Lehen und sonstigen weltlichen und geistlichen Gütern dazu gehört, nebst allen Rechten, Liegenschaften, Nutzungen und Einkünften für die Summe von 19 375 Gulden. Auch Ulrichs Gemahlin Katharina, sein Sohn Hans und sein Vetter Hermann von der Osten verzichten für immer auf alle Anrechte an Driesen. Von diesem Verkauf wird ausdrücklich das Städtchen Schildberg mit seinen Dörfern und Zugehörungen, sowie die Bede von Beiersdorf ausgeschlossen.

Die Streitigkeiten um Driesen setzten sich noch längere Zeit zwischen den Polen und dem Ritterorden fort.



jener in die Neumark und umgekehrt des Ordens und der Neumärker in polnische Gebiete waren häufige Erscheinungen. Die Feindschaft zwischen den beiden Gegnern wurde immer offensichtlicher. Der Ordensvogt gab sich alle Mühe, die festen Ordensplätze in der Neumark gegen etwaige größere Einfälle von Polen aus zu schützen, aber er fand dabei keine rechte Unterstützung bei den Bewohnern der Neumark.

1410 kam es zu einem blutigen Kriege zwischen den erbitterten Gegnern. In der heißen Schlacht bei Tannenberg wurde die Macht des Ritterordens vollständig gebrochen, und seine Herrlichkeit brach in Trümmer. Er mußte sich darauf zu beträchtlichen Landabtretungen und bedeutenden Geldentschädigungen verstehen. Die Folge davon war, daß auch die Neumärker zu größeren Abgaben herangezogen wurden. Die Bürger der Städte und die Edelleute waren damit wenig zufrieden. Dazu kam, daß der Orden eifersüchtig auf seine landesherrlichen Rechte achtete und nicht geneigt war, es den Bayern gleichzutun und die Stände für ihre Leistungen mit neuen Privilegien und Gerechtsamen zu bedenken.

Der Orden, geschwächt durch den Krieg mit Polen, war scheinbar nicht mehr in der Lage, seine Untertanen in der Neumark gegen die räuberischen Einfälle von Pommern, Polen und Brandenburg aus zu schützen. 1411 schickt der Vogt der Neumark ein Verzeichnes der Kriegsschäden ein, welche den Einwohnern dieses Landes die Pommern zugefügt hatten. Unter den hier namhaft gemachten Städten befinden sich auch Soldin, Berlinchen und Lippehne.

Untertanen des Herzogs von Pommern-Stolpe überfielen im Sommer 1413 die Stadt Berlinchen, schleppten 30 Gefangene aus derselben fort, verwüsteten 6 Dörfer in der Nähe der Stadt und trieben das Vieh weg. 1429 kamen die Polen bei einem Einfall in die Neumark bis in die Nähe von Bärwalde, Soldin und Lippehne. Hier raubten und plünderten sie ungestört, nahmen sogar einen Sohn des Bürgermeisters von Soldin gefangen und schleppten ihn nach Polen. „Das alles“, so berichtet der damalige Ordensvogt,



„sei geschehen in Gemeinschaft und durch Beihilfe der Ritter des Markgrafen von Brandenburg, so daß zu erkennen sei, daß es mit des Markgrafen Wissen und Willen geschehe.“

Noch schlimmere Tage sollten hereinbrechen. 1433 fielen nämlich die Hussiten auch in die Neumark ein, um hier in gewohnter Weise zu morden, zu plündern und zu brennen. Noch heute sind auch unter den Unbelesenen die Greuel der Hussitenkriege unvergessen. Das Reherfeuer, das zu Konstanz angezündet worden war, lohnte hundertsfältig auf auch in unserer Heimat über Kirchen, Ortschaften und Städte, die keinen Schutz gegen die von Predigt und Beutetrunk wild gemachten Scharen fanden. Wie später der Dreißigjährige Krieg, so haben auch die Hussitenkriege bewirkt, daß bei uns manchenorts der Pflug geht, wo einstmals eine Ansiedlung blühte, und nur noch der übrig gebliebene Flurname des Feldes von dem verschollenen Dörflein Kunde gibt.

Die Verbündeten der Hussiten waren die Polen. In Friedeberg überlistete man die Bürger dadurch, daß man mit ihnen über einen angeblichen Abzug zu „theidingen“, d. h. zu verhandeln begann, währenddessen aber an einer unbewachten Stelle die Mauer untergrub und in die Stadt stürmte. Die Bewohner wurden, wenn man den wohl etwas übertriebenen gleichzeitigen Berichten glauben kann, fast alle erschlagen. Einen Priester stießen sie mit dem Haupte in eine Leertonne und zündeten ihn dann an, „so daß er unter erschrecklichen Qualen seinen Geist aufgab“. Bald darauf fiel auch Woldenberg durch Verrat. Die Stadt Landsberg belagerten sie vom 9. bis zum 15. Juni. Da aber der Ort durch die Warthe, den Kladowteich und Kupfergraben geschützt war, boten sich hier den Hussiten unerwartete Hindernisse dar. Der Orden hatte noch rechtzeitig Hilfe senden können, so daß die Bürger ihre Stadt erfolgreich verteidigen konnten. Häufig wurden sogar kräftige Ausfälle unternommen, um die Feinde zu vertreiben. Die Hussiten beschossen die Stadt mit glühenden Kugeln und setzten dadurch viele Häuser in Brand, sie zu erobern, gelang ihnen jedoch nicht.



Der damalige Vogt der Neumark, Heinrich Rabenstein, berichtet darum dem Ordensmeister, daß die Polen und Böhmen (Hussiten) am 15. Juni von Landsberg abgezogen seien, ohne die Stadt zu bestürmen, da sie jedenfalls eingesehen hätten, daß sie dieselbe doch nicht würden gewinnen können. Von hier begaben sie sich nach Soldin, aber sie fanden die Stadt wüst (leer), da die Bürger in den Zehdenschen Winkel nach Königsberg zu geflohen waren. Lippehne, Bärwalde und Schönfließ teilten das Schicksal von Friedeberg, während die Bewohner sich wahrscheinlich gleich denen von Soldin in den umliegenden Sümpfen und Wäldern verbargen. Bei der leichten Holzbauart jener Zeit ist wohl anzunehmen, daß die Städte fast völlig niederbrannten und nur die Mauern stehen blieben. Nach einem Verzeichnis aus dem Jahre 1433 erteilte der Hochmeister mehreren Städten der Neumark, die durch Brand sehr gelitten, verschiedene Privilegien. Woldenberg erhielt Abgabensfreiheit auf zehn Jahre, Soldin und Lippehne dagegen nur auf zwei Jahre, Friedeberg auf fünf Jahre. Ferner ordnete der Hochmeister an: „Alle verbrannten Ritterschaft und den Städten soll der Vogt Bauholz zum Wiederaufbau der Häuser und zur Befestigung geben aus seinen Wäldern, wenn sie selbst keins haben.“

Die Städte müssen sich jedoch ziemlich schnell wieder erholt haben, denn der Orden verlangte bald darauf von ihnen sogar erhöhte Steuer. So sehen wir z. B., daß sich der Rat der Stadt Lippehne veranlaßt sieht, sich mit einer Klageschrift an den Hochmeister Paul von Ruzsdorf zu wenden, in welcher er sich über Erhöhung der Abgaben durch den Vogt der Neumark beschwert.

Die Geldnot und politische Ohnmacht des Ordens wurde immer größer. Auch nach dem Hussitenkriege machten Stegreifritter aus Polen, Pommern, Mecklenburg und selbst aus Brandenburg ungehindert Einfälle in die Neumark, ohne daß es die Ordensvögte ernstlich hindern konnten. Da dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir hören, daß auch die Neumärker selbst nicht mehr dem Orden gehorchen wollten und sich wider-



spenstig zeigten. 1445 berichtet der Ordensvogt, daß er bei solcher Lage der Dinge sein Amt fast unmöglich mehr lange verwalten könne. Die Einkünfte, auf die er angewiesen sei, verringerten sich immer mehr und deckten die Verwaltungskosten bei weitem nicht. Geliehene Gelder, die er auf die Unterhaltung der Schlösser, besonders des Hauses zu Landsberg, habe verwenden müssen, könnte er zu seinem großen Nachteil nicht pünktlich zurückzahlen, weil ihm der Orden in Preußen die versprochenen Hilfgelder vorenthielt. Aus einem beiliegenden Abgabenverzeichnis ersehen wir deutlich, wie groß der Ausfall der Einkünfte aus der Neumark zu jener Zeit war. Die Landsberger gaben statt 59 Schock Groschen nur 15, Bärwalde lieferte statt 44 Schock nur noch 10 und Lippehne, welches 34 Schock zu steuern hatte, gab nur 5.

Trotzdem der Hochmeister dem Vogt der Neumark schrieb, er solle vornehmlich bemüht sein, im Lande Zufriedenheit und gute Gesinnung gegen den Orden aufrecht zu erhalten, wurde die Unzufriedenheit mit der Ordensherrschaft immer größer, und für eine segensreiche Tätigkeit blieb kein Raum mehr.

Schon lange hatte der Kurfürst Friedrich II. von Brandenburg nach der Neumark getrachtet. Als daher in Preußen ein Aufstand gegen die Ordensherrschaft ausbrach und auch die Polen wieder mit Krieg drohten, rief der Ordensmeister den Kurfürsten von Brandenburg um Hilfe an. Friedrich II. versprach dem Orden 40 000 rheinische Goldgulden, wenn er ihm dafür die Neumark verpfände. Später wurden auch Schwelbein und Driesen, die anfänglich nicht in den Kauf eingeschlossen waren, dem Kurfürsten veräußert und das ganze Land den Hohenzollen erblich für die Summe von 100 000 Goldgulden überlassen. Nun sollten die unsicheren Zustände im Lande aufhören und Ruhe und Ordnung wieder eintreten.

8. Das Trintrecht der Stadt Lippehne.

Qui bibit ex negas,
ex frischibus incipit ille.

Das Städtchen Lippehne in der Neumark ist reich an Sagen und geschichtlichen Erinnerungen. Bekannt ist es wohl



in neuerer Zeit dadurch geworden, daß hier der erste Reichskanzler Deutschlands, Fürst Bismarck, bei einer militärischen Übung seinen Reitknecht Hildebrandt vom Tode des Ertrinkens in den Fluten des Wendelsees errettete.

Aber schon in alten Zeiten hat es, wie ein Chronist berichtet, „im Ernst wie im Scherz“ eine gewisse Berühmtheit erlangt. Auch in der sehr alten Topographia Marchica von Leutinger heißt es: „Lippehnum jure suo atque lege bibaculis famosum.“ (Lippehne durch seine Rechts- und Trinkordnung berühmt.) Ueber dieses Trinkrecht der Stadt Lippehne, das auch wohl als das „Lippehn'sche Recht“ im Lande bekannt ist, soll hier berichtet werden.

Im Mittelalter gab es in Lippehne wie in den andern Städten der Neumark eine größere Zahl sogenannter Brauhäuser. Deren Besitzer hatten von altersher das Recht, nicht nur für den eigenen Bedarf, sondern auch für den Verkauf Bier zu brauen. Die nach einer bestimmten Reihe brauenden Bürger hatten aber auch die Pflicht, dem Räte der Stadt von jedem Gebräu eine Kanne als Probe zur Begutachtung zu überreichen.

„Und bei solchem klugen Brauche
Ging es wohl des Städtchens Vätern,
Die mit runden, roten Wangen
Und mit umfangreichen Bäuchlein
Würdevoll einherstolzierten.“*)

Wenn nun die Ratsherren den neuen Stoff in feierlicher, ordentlicher Ratsversammlung auf seinen Wert hin durchgeprobt hatten und ihn als trinkbar erachteten, durfte der an diesem Tage seine Braugerechtigkeit ausübende Brauhausbesitzer den „Zapfen“, die „Kanne“, den „Krug“ oder den „Regel“ heraushängen als ein sichtbares Zeichen, daß an diesem Abend nach des Tages Last und Mühen die ehrbaren Mitbürger in seinem Hause ihren Durst stillen konnten.

*) Fritz Eichberg, Mark Brandenburg in Sage und Lied.



Beim Probetrinken in der Ratsversammlung ging es nach alter Gewohnheit in der Weise zu, daß der Herr Bürgermeister den Humpen zuerst erfaßte und einen kräftigen Schluck tat; sodann reichte er ihn dem ältesten Ratsmitgliede, von dem er dann weiter wanderte bis zum jüngsten. „Jeder prüfte so mit weiser Kennermiene des Gebräues Güte.“ So war es immer gewesen, und wer hätte auch darin etwas Tadelnswertes finden können?

Da geschah es — „man schrieb das Jahr des Heils 1479“ — daß sich der jüngste Ratsherr, Peter Wadephul, mit seinem Nachbar verfeindete.

„Peter“ wird im Volkemunde
 Meistens mit dem Zusatz „dummer“
 Angewendet, und man könnte glauben,
 Unser Peter sei ein dummer Peter
 Auch gewesen. Doch mit nichten
 Paßt die Folgerung auf
 Herr Wadephuls Erscheinung.

Er soll nach der Ueberlieferung vielmehr ein kluger Mann und tüchtiger Redner gewesen sein. Nur hatte er den Fehler, daß er etwas rechthaberisch war. Aus diesem Grunde geriet er mit seinem Nachbarn und Vordermann am Ratstisch in Streit und bittere Feindschaft. Hatten sich früher die beiden jüngsten Ratsherren in wichtigen Angelegenheiten stets unterstützt und dadurch einigen Einfluß bei den älteren Herren verschafft, so bekämpften sie sich von jetzt ab in allen Sachen. Da aber Peters Nachbar der Sage nach doch nicht so recht imstande war,

„Im freien Fluß der Rede
 Und in schwunghaft schönen Worten
 Auszudrücken, was er dacht' und fühlte“,

so unterlag er seinem Gegner fast immer in diesen heißen Wortgefechten. Dagegen war er dem Peter Wadephul unstrittbar im Trinken überlegen, und nach einer wortreichen Fehde, wo er wieder unterlegen war, beschloß er, sich an Peter zu rächen und seine günstige Lage als Vordermann

beim Probetrinken auszunutzen. Als daher einst beim Probe-trinken der Krug wieder am Ratstische freiste, tat er einen so kräftigen Schluck, daß dem Peter fast nichts mehr zu trinken übrig blieb. Dieser Vorgang wiederholte sich zur allgemeinen Heiterkeit gar oft, und nur selten blieb dem verdrossen zuschauenden Peter ein schäbiger Rest. Diese kränkende Behandlung war unmöglich lange zu ertragen, und Peter erklärte daher auch, sich beschwerdeführend an den Landesvater wenden zu wollen. Der Fall, das sahen bei nüchternem Nachdenken jetzt auch die andern Rats Herrn ein, war schwierig. Es könnte ja einmal, so sagte man sich, der Bürgermeister oder auch einer der ältern Ratsmitglieder den gleichen Durst entwickeln, und dann bliebe ihnen allen nichts übrig. Dem mußte man beizeiten vorbeugen. Also beschloß man in der nächsten Versammlung, eine Gesandtschaft zu wählen, die sollte den Landesherrn aufsuchen, der gerade auf dem Schloß zu Kallies Hof hielt. Die Stadt Kallies wie das ganze Land Schivelbein in Hinterpommern gehörte ja damals den Markgrafen von Brandenburg.

Die Abgesandten trafen den Fürsten auch glücklich an. Der empfing seine treuen Landeskinder freundlich und bewirtete sie aufs beste. Als sie am nächsten Tage heimreisten, gab ihnen der Fürst ein versiegeltes Schreiben mit, das sie dem Bürgermeister ihrer Stadt aushändigen sollten. Nach ihrer Rückkehr wurde sofort der ganze Rat versammelt und das sorgfältig versiegelte Schreiben des Landesherrn geöffnet. Das Schriftstück war kurz und lautete:

„Qui bibit ex negas,
ex frischibus incipit ille.“

Erstaunt und enttäuscht sahen die Rats Herren einander an. Was sollte das bedeuten? Was wollte der Landesvater damit sagen? Keiner verstand den lateinischen Vers zu lösen. Da holte man den Herrn Magister herbei; der fand des Rätsels Lösung. Er übersetzte ihnen den Vers folgendermaßen: „Wer austrinkt die Neig', fängt an vom Frischen zu trinken.“



Dieses „Salomonische Urteil“ war ihnen allen einleuchtend. Man lobte laut des weisen Landesvaters Entscheidung und beschloß sofort, dieses kluge Rechtsurteil praktisch zu erproben. Auf Stadtkosten wurde eine Kanne voll schäumenden Gerstensaftes herbeigeholt. Der Herr Bürgermeister tat einen kräftigen Schluck, und die andern Ratsherren der Reihe nach bemühten sich, es ihm gleich zu tun. Als nun der Peter den Krug erhielt, war wiederum nur ein schäbiger Rest darin; aber diesmal trank er, ohne zu murren „ex negas“, wußte er doch, daß ihm die Kanne, die er triumphierend schwenkte, zum Antrunk „ex frischibus“ neu gefüllt werden sollte. Von der Zeit an herrschte Friede zwischen den beiden jüngsten Ratsmännern. Es konnte auch nicht mehr zu Streitigkeiten kommen, da von nun ab dieses Recht immer geübt wurde, und der Stadtsäckel die kleine Ausgabe für den zweiten, oft auch dritten Krug gern und willig trug. Auch in den andern märkischen Städten gelangte das „Lippehner Trinkrecht“ wegen seiner Zweckmäßigkeit gar bald zur Einführung. In spätern, gewiß fortgeschrittenern Zeiten, ist das „Lippehner Recht“ weiter ausgebaut worden. Man erweiterte es nämlich durch den bald überall gültigen Zusatz, daß der Vorletzte den neuen Umtrunk bei öffentlichen Gelagen in den Wirtshäusern stets zu bezahlen habe.

Es ist schwer, nachzuweisen, wie weit hier die Sage geht und wo die Geschichte anfängt. Ueberhaupt gibt es viele Leute, die uns diesen „Ruhm“ streitig machen wollen. Aber wir können mit dem schweren und sicher treffenden Geschütz der „Urkunden“ gegen sie zu Felde ziehen.

Nach der Meinung dieser Leute soll es nämlich eine Fabel sein, daß der Rat der Stadt Lippehne eine Gesandtschaft an den Markgrafen geschickt hätte; Peter Wadephul habe vielmehr auf den Wunsch seiner Frau allein eine Beschwerde an den Fürsten gesandt. Darauf sei eine landesherrliche Verordnung an den Magistrat ergangen, in welcher die Ratsherren einen Verweis für ihr ungebührliches Verhalten gegen ihren jüngsten Ratskollegen erhalten hätten.

Leider ist das Original dieser Verordnung nicht mehr vorhanden. Die älteste Abschrift soll sich früher im Ratsarchiv der Stadt Landsberg a. d. W. befunden haben. In ältern Geschichtswerken ist sie, allerdings in oft abweichender Form, noch vorhanden. Sie lautet nach Mylius:

„Wir, Woldemar, von Gottes Gnaden Fürst der Neumark, usw. —

Wir machen folgendes bekannt den Einzelnen und allen Bürgern und Einwohnern, die diesen unsern Befehl lesen werden:

Nachdem wir die Beschwerden empfangen haben, welche unser getreuer Bürger aus der Stadt Lippene, in der Neumark gelegen, Peter Wadephol, uns vorgetragen hat, und die von den Bürgermeistern und Senatoren besagter Stadt ihm zugefügt sind, daß während des Trinkens immer den letzten Trunk — oder die Reige — auszutrinken sie ihn gezwungen haben, so befehlen wir, so ernst als freundlich, den Lippene'schen Vorstehern, daß sie für die Zukunft von diesem ungerechten und unbilligen Tun abstehen.

Wir gestatten und erlauben allen Einwohnern besagter Stadt so wie auch den Fremden, und zwar demjenigen, welcher die Reige austrinkt: den ersten Trunk aus dem wiederum mit Bier gefüllten Becher zu tun.

Wer aber diesem unserm Befehle nicht Gehorsam leisten würde, derselbe soll 100 Schillinge (65 M.) zu zahlen gehalten sein, wovon die Hälfte unsere Schatzkammer, die andere Hälfte der Stadt-Magistrat erhält.

Gegeben in unserem Schlosse zu Calis (Kallies) am 3. Osterfeiertage 1479.“

Die Zeiten sind vorüber, „wo auf vielen Häusern unsrer märkischen Städte ruhte Braugerechtigkeit und gar mancher seßhaft ehrenwerte Bürger dieses edle Handwerk übte.“ Heute liegt das Braugewerbe vielfach in den Händen einiger großer Besitzer.



Ob auch heute alle Biere die ratsherrliche Probe, wie sie in dem rühmlichst bekannten Hussitenstädtchen Bernau stattfand, bestehen würden, ist wohl eine Frage für sich.

Ueber das „Lippehner Trinkrecht“ sind verschiedene Dichtungen vorhanden. Das bekannteste Gedicht ist von Ludwig Wilhelm Grieben; es mag hier zum Schluß einen Platz finden.

Jus Lippehnense de anno 1479.

In alter Zeit ein edler Rat
Der guten Stadt Lippehne
Berühmt wohl meilenweit — sich tat
Ex fisco manchmal bene.

„Herr Bürgermeister, incipe!“
— So stets die Senatores —
„Gut Werk fängt an a principe,“
So lehrten es die mores.

Es ging in dem collegio,
Wie man so sagt „ad regas“;
Man trank recht ex officio,
Der letzte kam ad negas.

Man leeret ihn der Syndikus
Bis auf die Nagelproben;
Doch daß die Reig' ihn treffen muß,
Das kann er garnicht loben.

Schon recht, Collega Syndice,
Begiunt der Bürgermeister,
Vom Reigen trinkt man modice,
Von Frischem trinkt man dreister.

Drum wer des Bechers Reige trank —
So ist's des Fürsten Wille —
Ex frischibus — das sei sein Dank —
Incipiat potor ille!



Seit jener Zeit gilt überall
 Der Trinkspruch von Lippehne:
 „Wer ausgetrunken den Pokal,
 Tut sich vom Frischen bene!“

Wer das große Trinkglas kennen lernen will, mag das „Märkische Provinzialmuseum“ in Berlin besuchen; dort wird er es unter der Bezeichnung „Umtrunkglas der Stadt Lippehne“ finden. Wie es dorthin kam und ob es „echt“ ist, vermag ich nicht zu sagen.

9. Alte Handelsstraßen.

Lange vor Christi Geburt bis hin zur Völkerwanderung, ehe die Slaven von den verlassenen Wohnsitzen der deutschen Stämme Besitz nahmen, haben unsre Vorfahren durch Handel und Verkehr in Verbindung mit den alten Kulturvölkern gestanden. Die Deutschen am Rhein und der Elbe kamen besonders mit den Galliern und Römern in Berührung. Aber es ist ein Irrtum, wenn man annimmt, daß die Germanen des Ostens, die Lugier, Burgunder und Rugier, die an den Ufern der Oder und Warthe, also in unserer engeren Heimat wohnten, außer aller Berührung mit antiker Bildung gelebt hätten.

Zu diesen östlichen Völkern drang von der fremden Welt des Südostens durch die Vermittlung der Hellenen her andere Kunde. Allerdings waren die alten Handelsstraßen, die aus dem oströmischen Reiche zur fernen Ostsee führten, wenig betreten, aber sie bestanden seit uralten Zeiten. Eine der wichtigsten alten Heer- und Handelsstraßen benutzte den das rechte Odertal begleitenden Höhenzug und führte auch durch die Neumark: sie endete an der Mündung des Oderstromes, von wo aus das verbindende Meer eine bequeme Fortführung des Handels zu den Völkern des Nordens gestattete.

Hier im Nordosten an dem Mittellaufe der Oder und Weichsel, und nicht am Rhein und an der Römergrenze



schlummerte anfänglich und entwickelte sich späterhin fast unbemerkt die höchste nationale Kultur und größte Kraft unserer Ahnen. Die Beweise dafür haben wir in der hier besonders entwickelten Runenschrift, in den hier am häufigsten geprägten goldenen Schaumünzen, in den bei ihnen hauptsächlich vorhandenen Heiligtümern der großen Eidgenossenschaften, in ihren festen politischen Verbindungen unter königlichen Heerführern und in der schnellen und leichten Anpassung und hohen Empfänglichkeit für römische Kultur, wie wir sie bei den einige Jahrhunderte später aufbrechenden Langobarden, Seamonen, Burgundern und Goten vorfinden.

Mit den kühnen, abenteuernden griechischen Kaufleuten, die auf dieser Handelsstraße zogen, hatte auch manches geistige Eigentum seinen Einzug bei den Ostgermanen gehalten. Doch die spärlichen Nachrichten, welche wir aus den damaligen Schriften der Griechen über diesen Verkehr mit unseren Vorfahren erhalten, klingen nur leise, gleich alten Märcen und halbverklungenen Sagen in unser Ohr.

Aber die Handelsverbindungen mit dem fernen Südosten bis zum Kaspischen Meere ja bis nach Mittelasien hinein, nach Persien, Samarkand und Bagdad bestanden lange Zeit und bildeten sich noch weiter aus, als sich nach der Völkerwanderung die Slaven in den verlassenen Wohnstätten der Ostgermanen ansiedelten. Daß diese imposanten Handelsbeziehungen nicht etwa Legenden, sondern historische Tatsachen sind, beweist der reiche Fund arabischer Münzen, den man im Juli 1699 am Schloßberge bei Wollin gemacht hat. Auch die in der Neumark wiederholt gemachten Funde kostbarer orientalischer Schmucksachen und Münzen deuten darauf hin, daß nach dem Vineta der Sage, der historischen Stadt Jumne oder Jelinum, an der Stelle des heutigen Wollin, aus weitester Ferne ein reger Handelsverkehr stattfand. Welche gewaltige Bedeutung dieser Wendestadt für den europäischen Handel und Verkehr zugekommen sein muß, ersehen wir aus einer Schilderung, die uns Adam von Bremen hinterlassen hat:

— No 3. by way of ...
 Bildnisse v. Skandinavien



„Die Stadt Jumne liegt an der Mündung der Oder und ist den Barbaren und Griechen der Umgegend ein berühmter Sammelplatz, von deren Lob ich wenigstens der Erwähnung wert einzuschalten habe, da ohnehin Großes und kaum Glaubliches erzählt wird. Sie ist gewiß die größte aller Städte, welche Europa umschließt. Auch Sachsen dürfen dort hausen, wenn sie sich nur nicht als Christen kundgeben; denn alle sind noch im Heidentum befangen.“

Wenn die Sage erzählt, daß in Vineta-Julin die Kinder auf den Straßen mit harten Talern zu spielen pflegten, daß oft die gewöhnlichsten Gegenstände, ja sogar die Glocken aus Silber und die Stadttore aus Erz gefertigt seien, so ist das ohne Zweifel übertrieben. Ihr Reichthum jedoch wird, da sie eine große und alte Handelsstadt war, gewiß bedeutend gewesen sein.

Bestimmter und zuverlässiger sind die Nachrichten über eine andere alte Handelsstraße, die in späteren Zeiten den deutschen Nordwesten und das Pommerland mit Polen verband. Bei Zantoch, wo auf der linken Seite der Neze und Warthe das Sternberger, und auf der rechten Seite das Höhenland der Neumark am dichtesten an die Niederung herantreten, bestand seit jeher ein wichtiger Paß. An der Hand etruskischer Funde hat man die Richtung der Straßen genau festzustellen vermocht. Der eine führte am linken Nezeufer über Fülehue und Driesen entlang über Zantoch nach dem rechten Wartheufer und benutzte hier den südlichen Rand des neumärkischen Höhenlandes. Der andere führte an der Odra und Warthe entlang an den jetzigen Städten Birnbaum und Schwerin vorbei, benutzte ebenfalls den uralten Nezepaß bei Zantoch und führte dann an der rechten Seite bis Landsberg. Beide Wege vereinigten sich hier und führten in nördlicher Richtung weiter, benutzten den Rand des Kladowtales und berührten die Gebiete von Heinersdorf, Kladow, Himmelstädt, Neuenburg, Lippehue und Pyritz; ihr Ziel war die schon genannte slavische Handelsstadt Vineta. Der Wendenzeit gehört auch der im Jahre 1878 entdeckte



Silberfund von Tempelhof bei Neuenburg im Kreise Soldin an, wo, wie wir schon sahen, diese alte Handelsstraße vorbeiführte. Kunstreiche Schmucksachen aus Silberfiligran, wie z. B. ein Ohrgehänge und eine Hals- und Armspange, lassen vermuten, daß Kaufleute hier ihre Schätze vor feindlichem Ueberfall verbergen mußten und dann wahrscheinlich nicht mehr in der Lage waren, sie auszugraben. Außerdem enthielt dieser Fund noch Silberdenare von Regensburg und Straßburg aus dem 10. Jahrhundert und arabische Münzen aus der Zeit von 892—950, die in Bagdad geprägt worden waren. Diese Münzen dürften ebenfalls nicht anders als durch den Handel in die Neumark gelangt sein. Als im 13. Jahrhundert die Neumark durch Deutsche besiedelt wurde, entwickelte sich der Handel zu noch größerer Blüte.

Die wichtigsten Verkehrswege bildeten auch damals schon die Flüsse. Da ist es denn nicht uninteressant, zu erfahren, daß selbst kleine Zuflüsse wie die Puls und Drage als schiffbare Gewässer erwähnt werden. In einer Urkunde aus dem Jahre 1345 heißt es:

„Um die stets bereite Treue der bescheidenen Männer, der Ratmannen und der ganzen Gemeinde seiner Stadt Fredeberg (Friedeberg) anzuerkennen und zu lohnen, bewilligt ihnen Markgraf Ludwig die sonderliche Begnadigung der freien Schifffahrt von Friedeberg bis Stettin, so daß sie mit ihren Gütern und Waren aus der Pulze (per fluvium dictum Polka) in die Nege, aus dieser in die Warthe und aus der Warthe in die Oder und diese auf und ab nach ihrer besten Bequemlichkeit an jeden Ort gelangen könnten. Sie sollten aber auch verbunden sein, von Allem, was sie führen würden, an den Zollstätten die übliche Abgabe zu leisten; doch so, daß sie stromab bei Schwedt nur die Hälfte, stromauf aber das Volle und Gewöhnliche überall da, wo Zoll gegeben werden mußte, zu entrichten hätten.“

Auch die Röreke muß im Mittelalter bedeutend wasserreicher gewesen sein, so daß die Stadt Königsberg in der



Neumark ihren Handel zu Schiffe mit Stettin treiben konnte. In einer Urkunde von 1354 heißt es darüber:

diem palmarum.

„Ludwig der Römer bestätigt der Stadt Königsberg i. d. M. ein Privilegium der Markgrafen Otto und Conrad vom 21. Febr. 1292, wodurch den Bürgern von Königsberg das Recht verliehen war, auf der Röreke und Oder bis Stettin und zurück Waren und Getreide fahren zu dürfen, ohne Zoll oder Ungeld zu bezahlen. Die Röreke sollte niemand mit Mühlen verbauen, und die Mühlen im Stadtgraben sollten unter dem Stadtgerichte stehen; der Marktzoll sollte der Stadt gehören.“

Die Miezke, welche einen viel längeren Lauf wie die Puls und Röreke hatte, muß jedoch im Mittelalter nicht schiffbar gewesen sein. Durch Ludwig den Römer erhielt Soldin dadurch eine ganz besondere Förderung des Handels, daß die Kaufleute, welche von Landsberg und anderen Handelsplätzen nach den Städten Pommerns zogen, zukünftig ihren Weg durch Soldin nehmen sollten. Die bisherige Handelsstraße, die von Landsberg über Heinersdorf, Himmelstätt, Neuenburg, Giesenbrügge, Lippehne, Mellentin und Pyritz nach Stettin und anderen pommerschen Städten geführt hatte, wurde jetzt von Landsberg aus über Merzdorf, Marwitz, Miezelsfelde, Soldin, Zollen, Buthenow, Derzow und Mellentin nach Pyritz und Stettin verlegt.

Die betreffende Urkunde vom Jahre 1353 ist noch im Soldiner Ratsarchiv vorhanden und lautet:

„Kund sei jedermänniglich, welche gegenwärtige Schrift lesen werden, daß wir, Ludwig der Römer, von Gottes Gnaden Markgraf zu Brandenburg und der Lausitz, des heiligen römischen Reiches Erzkämmerer, Pfalzgraf beim Rhein und Herzog von Baiern, unserer getreuen und guten Stadt Soldin, um sie für ihre Verdienste und Liebe zu belohnen, solche Gunst erwiesen haben und mit Gnaden durch gegenwärtige Schrift verleihen, daß alle und jede Wagen, welche durch unsere Stadt Neu-Landesberg zu der Stadt Riebenburg



Neuenburg) und weiterhin die Lande unseres Oheims, des Herzogs von Stettin, bisher durchzureisen gewohnt waren, durch unsere Stadt Soldin und nicht anders künftig hinzureisen gehalten und verbunden sein sollen, und nirgends anderswo, wosern dies nicht entgegen sei anderen überoderischen Städten, und auch uns nicht im Nachteil sei in unseren Zöllen und Geleiten, die uns von Rechtswegen und von alters her gehören. Sollte dies sich jedoch zeigen, so behalten wir uns die Macht vor, unseren Befehl zu widerrufen. (Das ist nicht geschehen!) Wenn aber einige dabei getroffen werden, daß sie anders als durch unsere genannte Stadt reisen, so können die Ratmänner von Soldin solche Fuhr- und Kaufleute bestrafen nach dem Gutbefinden des Landvogts, der einen Teil der Strafe für uns, den Markgrafen, den andern für die Stadt erheben soll. Und wenn irgend ein Fuhrmann bei seinem Eide bescheinigen wolle, daß ihm der besagte Wagenzug nicht bekannt gemacht sei, und daß er durch die Stadt Soldin gehen müsse, so soll er unbestraft bleiben. Alle Bögte und Beamten sollen die Stadt bei ihrem Rechte behalten. Diese Schrift ist zum klaren Zeugnis in Gegenwart der edlen Herrn Günter, Graf von Schwarzburg, der gestrengen Männer Heinrich von Wedel, Hasso von Valkenburg, Bulso von Livendahl, des Propstes Otto Morner von Soldin und mehreren andern Glaubwürdigen gegeben zu Lippehne im Jahre des Herrn ein tausend drei hundert zwei und fünfzig, am ersten Tage des Sabbats vor dem Sonntage, wenn man in der Kirche singet: Freue dich, Jerusalem!"

Die wichtigsten Handelsprodukte im Mittelalter waren: Heringe, Salz, Teer, Wachs, Honig, Talg, Fische, Fleisch, Getreide, Hopfen, Wolle, Leinwand, Pelze, Mühlensteine, Eisen, Blei, Kupfer, Landwein und Hirse. Besonders rege zwischen Brandenburg und Pommern war der Handel mit Heringen und Salz. Während Frankfurt a. D. diese Artikel hauptsächlich nach dem Süden und Westen versandte, versorgte Landsberg die Neumark und Polen mit diesen wichtigen Produkten. Beide Städte waren deswegen stets versendet.



1453 beschwerten sich daher die Landsberger über die Fraufffurter Kaufleute, weil diese sogar alle Fische und Lebensmittel in der Nähe von Landsberg aufkauften. Landsberg bezog diese Waren auf dem Landwege direkt von Stettin. Zum Unterhalte seiner Stadtmauern und des Dammes erhielt Landsberg das Recht, von allen Waren, welche die Warthe auf- oder abwärts vertrieben wurden, einen Zoll zu erheben. Von den fettesten Heringen wurde früher das Fett gleich dem jetzigen Walfischtran ausgekocht und verkauft. Ein Holländer namens Bökelsen soll die Kunst des Einpökelns der Heringe erfunden haben.

Damals wurden in der Oder außer den noch jetzt vorkommenden Fischen besonders Krebse, Lachse, Störe und Biber gefangen. Auch der Weinbau ward früher in der Neumark mehr gepflegt und gefördert als jetzt, wo die Bevölkerung anspruchsvoller geworden und die besseren Rhein- und Moselweine vorzieht, die sich ja auch infolge der billigeren und schnelleren Handelsverbindung mit dem Westen im Preise nicht wesentlich höher stellen wie der „Grüneberger und Krossener Wein“. Damals war das „Krossener Bier“ teurer als der neumärkische Wein, kostete doch von ersterem das Quart 16 Pfg., während für ein Quart des letzteren 12 Pfg. bezahlt wurden; es ist dies doch gewiß auch ein Beweis für den bedeutenden Anbau. Johann von Cüstrin gestattete seinen Edelleuten, daß sie die ihnen zuwachsenden Weine überall zollfrei zu Wasser und zu Lande ausführen könnten. In den Städten Königsberg, Friedeberg und Soldin beschäftigte man sich gleichfalls mit dem Weinbau. Noch heute führt bei Soldin ein Berg den Namen „Dom-Weinberg“, und die Dominikaner haben nicht ohne Erfolg den Weinbau hier selbst gepflegt. Die Erträgnisse und darum auch die Preise für Getreide waren damals äußerst schwankend. In den Jahren, wo Mißernten eintraten, wurde die Getreideausfuhr überhaupt verboten.

1370 kaufte Kaiser Karl IV. von dem Kloster Münzelle die Stadt Fürstenberg zurück und baute über die Oder eine steinerne Brücke, um den Handel nach der Neumark und nach



Polen hin zu fördern. Während seiner Regierung erreichte der Handel in der Neumark seinen Höhepunkt. Später hatte er viel unter den hohen Zöllen, welche die Kurfürsten von Brandenburg forderten, zu leiden; am meisten unter dem Markgrafen Johann von Cüstrin, der eine falsche Zollpolitik trieb.

Sigismund August, König von Polen, beschwert sich daher im Jahre 1570 in einem Schreiben an die pommerschen Herzoge über die übermäßig hohen Zölle, die zu Cüstrin und an anderen Orten auf der Warthe und Oder von den Markgrafen, besonders von Johann, eingeführt wären, dieselben verhinderten die Schifffahrt und jeden Handel und Verkehr und verstießen gegen die zwischen Polen, der Neumark und Pommern geschlossenen Verträge. Alle seine Bemühungen bei dem Markgrafen, jene ungewöhnlichen und unerträglichen Zölle gänzlich aufzuheben oder wenigstens in billiger Weise zu ermäßigen, wären vergeblich gewesen.

Das folgende Jahrhundert war in wirtschaftlicher Hinsicht sehr ungünstig für unser Vaterland und daher auch für die Neumark. Den einst so blühenden überseeischen Handel der Hansestädte hatten die Holländer, Engländer und andere Völker an sich gerissen und ihm neue Wege gewiesen. Als durch den unheilvollen 30jährigen Krieg aller Wohlstand und Reichthum vernichtet ward, waren auch Handel und Verkehr in unserer Heimat für lange Zeit dahin. Erst als durch die Regierung des großen Kurfürsten und seiner Nachfolger Frieden, Ruhe und Sicherheit einkehrten, konnte sich auch der Handel wieder entwickeln und allmählich zu seiner heutigen Höhe empornwachsen.

10. Die Neumark unter den ersten Hohenzollern.

Als im Oktober 1415 der neue Landesvater, Friedrich I., bisher Burggraf von Nürnberg, seinen feierlichen Einzug in Berlin hielt, wo er von den Vertretern des märkischen Adels und der Städte begrüßt wurde, gehörte die Neumark noch nicht zu seinem Gebiete. Die Wiedervereinigung dieses ehemals



von dem Kaiser Sigismund veränßerten Gebietes mit der Mark Brandenburg gelang, wie wir schon sahen, Friedrich II. im Jahre 1455. Mit großer Energie und Beharrlichkeit hat er jenen wichtigen Plan ausgeführt. Unbengsamem Willens und starken Sinnes für Recht und Gerechtigkeit, trachtete er danach, Ruhe, Ordnung und Wohlstand auch in dem neu erworbenen Lande zur Geltung zu bringen.

Die Besitzergreifung der Neumark durch den Kurfürsten hatte sich ohne große Schwierigkeiten bewerkstelligen lassen. Nur der Burggraf von Driesen, H. von Kaltenborn, verweigerte die Uebergabe des Ordensschlosses in Driesen an den Landvogt der Neumark. Er wollte zuvor versorgt sein, „denn er habe nicht Lust, betteln zu gehen“. Um weitere Unannehmlichkeiten zu verhüten und das Schloß in die Hände zu bekommen, erklärte sich Friedrich II. bereit, 400 Rheinische Gulden an den Burggrafen zu entrichten. Driesen war als Grenzfestung gegen Polen ein zu wichtiger Ort, als daß man nicht seinetwegen ein Opfer hätte bringen müssen.

Ungefähr 10 Jahre lang sollte unsere neumärkische Heimat die Segnungen eines gesicherten Friedens genießen. Da brach im Jahre 1466 neues Kriegsunwetter über sie herein. Das Aussterben der herzoglichen Linie Pommern-Stettin, der damals das Land an der Ostseeküste von Greifswald bis hinter Kammin gehörte, veranlaßte den Kurfürsten, die Lehenshoheit Brandenburgs über dieses Land, wie sie in einem mehr als 100 Jahre alten Vertrage festgelegt war, geltend zu machen.

Thomas Ranzow berichtet in seiner niederdeutschen Chronik eingehend darüber. Wir entlehnen daraus, was für unsere Heimat von besonderem Interesse ist.

„Als Herzog Otto plötzlich starb, warf ihm Albrecht von Glinden, Bürgermeister von Stettin, Schild und Helm nach und sagte: „Hier liegt unsere Herrschaft von Stettin.“ Glinden war ein Märker und stand im Einvernehmen mit dem Markgrafen Friedrich II. Viele der pommerschen Ritter aber wünschten die Herzöge von Wolgast, welche mit Herzog



Otto verwandt waren, zu Landesherren. Der Ritter von Siekstedt sprang beherzt in die Gruft, holte Schild und Helm wieder heraus und sagte: „Nein, nicht also, den Herzogen von Pommern-Wolgast gehört Schild und Helm zu!“ Diese nahmen auch das Land in ihren Besitz; aber die Brandenburger forderten ihre Lehen. Da sind die Markgrafen*) und die Herzoge von Pommern zu Soldin (1466) zusammen gekommen und haben sich über die Rechte, welche die Markgrafen beanspruchten, geeinigt, so daß sie den Vertrag wollten durch den Kaiser bestätigen lassen. Als aber der Kaiser gesehen, daß der Vertrag ihm verhänglich wäre, hat er ihn nicht bestätigt. Da haben die Herzoge von Pommern-Wolgast die Huldigung zu Stettin empfangen — mit großer Willfährigkeit der Untertanen, die vor märkischem Blute immer Scheu haben.“

Der Kurfürst, der auf dem Wege friedlicher Verhandlungen nicht zu seinem Rechte kommen konnte, griff zum Schwerte, und es entbrannte ein langer, aber für Friedrich ergebnisloser Krieg, dessen Erfolg sonst die Hohenzollern wohl zwei Jahrhunderte früher zu einer maßgebenden Stellung in Deutschland emporgehoben hätte.

Die Brandenburger fielen in Pommern ein, sie belagerten und eroberten hier viele Städte. Bei der Einschließung von Uckermünde hatte Friedrich Unglück. Er wurde genötigt, die Belagerung der Stadt aufzugeben und sich in sein Land zurückzuziehen.

„Da folgten die Herzoge von Pommern und zogen durch die ganze Neumark und Uckermark und verheerten Städte, Schlösser und Dörfer, daß es ein Jammer war, so daß man jetzt noch viele wüste Feldmarken und Trümmer von schönen Kirchen sieht, die ganz mit Holz und Busch bewachsen und seitdem nicht wieder gebaut sind.“

Aus diesem Jahre (1468) stammt der Entwurf zu einer Klageschrift des Kurfürsten Friedrich II. wegen der Streitig-

*) Hier ist außer dem Kurfürsten dessen Sohn Johann, der schon 1467 starb, gemeint.



keiten und Händel mit Pommern. Darin wird von den Zusammenkünften in Soldin und Königsberg berichtet. Ferner heißt es darin, daß die pommerschen Herzoge in der Neumark geraubt und geplündert, die Städte Neuen Berlin (Berlinchen), Schawensfließ (Schönfließ), Lippehne und Neetz eingenommen und rein ausgebrannt hätten und jetzt vor Arnswalde gerückt wären.

Im nächsten Jahre wurde der Krieg, unter welchem besonders die nördliche Neumark zu leiden hatte, fortgesetzt. Die Märker belagerten Pasewalk, eroberten Torgelow und griffen selbst wieder Ufermünde an. Herzog Watislaw nötigte sie jedoch, die Belagerungen aufzugeben und sich zurückzuziehen. Herzog Erich II. folgte ihnen und rückte in die Neumark ein, wo er alles Land meilenweit verwüstete. Friedrich erreichte sein Ziel nicht. Nur die Stadt und das Land Bernstein konnte er gewinnen und behaupten. Diese Mißerfolge veranlaßten ihn im Jahre 1470, die Mark Brandenburg an seinen Bruder Albrecht abzutreten. Er zog sich nach der Plassenburg zurück und ist im folgenden Jahre zu Neustadt a. d. Nisch gestorben.

Albrecht Achilles regierte von 1470—1486. „Im Zweikampfe nie und in der Schlacht nur ein einziges Mal besiegt, immer der Erste beim Angriff und der Letzte beim Rückzug“, führte er mit Recht den Beinamen „Achilles.“ Er hielt sich fast immer in seinen fränkischen Erblanden auf, weil er an dem rauhen Wesen der Märker keinen rechten Gefallen finden konnte. Meist überließ er seinem Sohn Johann die Regierung in der Mark. Als dieser aber in seinem Kampfe gegen die Pommern in Bedrängnis kam, bat er seinen Vater um Beistand. Im Juli 1478 waren die Brandenburger in Königsberg. Von hier aus brachen sie nach Bahn auf, das sie schon am zweiten Tage der Belagerung einnahmen. Herzog Bogislaw von Pommern saß währenddessen in der Grenzstadt Pyritz. Er war gerade damit beschäftigt, einige Dörfer in der Gegend von Berlinchen und Bernstein auszu-
pochen, als er von der märkischen Vorhut, die nach Bernstein rücken wollte, dabei überrascht wurde. Durch die geringe



Zahl der märkischen Vorkhut verleitet, ließen sich die Pommern in einen Kampf ein, wurden aber, da die Brandenburger bald Unterstützung erhielten, vollständig besiegt. Bogislaw X. floh nach Pyritz, von den Märkern aufs eifrigste verfolgt. Man suchte den Herzog, der nach der anschaulichen Darstellung des pommerschen Chronisten Wilwolts „ein groß lang man was“, aus seiner Umgebung herauszuhauen und zu fangen, aber es gelang nicht.

Der Herzog fühlte sich in Pyritz nicht sicher, und am Abend desselben Tages, ehe die Brandenburger alle vor der Stadt angelangt waren, verließ er mit dem Reste seines Heeres die feste Stadt, um ein verborgenes Lager in dem nahegelegenen Blönebruch aufzuschlagen. Achilles, kaum benachrichtigt, daß Bogislaw entkommen sei, eilte ihm am nächsten Morgen nach und erstürmte die pommersche Wagenburg. Der Pommerherzog floh nach Stargard, das zu belagern der Markgraf sich nicht getraute. Nach Art der Kriegsführung jener Zeit, zog er sengend und brennend durch die reichen Dörfer um den Madüsee und eroberte das feste Kloster Kolbacz. Dann kehrte er zurück und belagerte Bernstein, das zwischen 1364 und 1375 an Pommern gekommen war. Ringsum war dieser feste Platz von brandenburgischem Gebiet umgeben und als Ausgangspunkt pommerscher Raubfahrten wie geschaffen. Anfang August wurde es erstürmt und 30 Edelleute sowie 100 Kriegsknechte gefangen genommen.

Jetzt sah Bogislaw seine einzige Rettung in der Unterwerfung. Es kam zu einem Vertrage, der dem Kurfürsten von Brandenburg das Erbrecht auf Pommern sicherte.

Während seiner letzten Lebensjahre hielt sich Albrecht Achilles wenig in der Mark auf. Er übergab seinem Sohne Johann die Regierung und widmete sich hauptsächlich den Reichsgeschäften.

Johann Cicero (1486—1499.) war der erste Hohenzoller, welcher seinen Wohnsitz dauernd in der Mark nahm und darin auch aufgewachsen und erzogen war. Während



seiner Regierung herrschten Ruhe, Ordnung und Sicherheit in der Neumark.

Joachim I. (1499–1535) war noch nicht 15 Jahre alt, als er seinem Vater in der Regierung folgte. Er hatte durch den Bischof von Lebus, Dietrich von Bülow, einen ausgezeichneten Unterricht und eine gute Erziehung genossen. Es ist bekannt, wie er die adligen Straßenräuber und Wege-
lagerer, die ihr unrühmliches Handwerk wieder aufgenommen hatten, aufgreifen und hinrichten ließ.

Einen seiner tüchtigsten und zuverlässigsten Räte, Matthis von Nestenhagen, ernannte er zum Landvogt der Neumark. Das Schloß zu Cüstrin wurde ihm zum dauernden Wohnsitz zugewiesen. Er sollte es mit Wächtern, Torwärttern und anderen Mannen wohl versehen und in guter Verwahrung halten. Dreimal im Jahre mußte er die Vertreter der Neumark zu Landtagen versammeln. Die Amtleute und Diener auf den kurfürstlichen Schlössern in der Neumark, sowie überhaupt alle Einwohner sollte er „zu Gleich und Recht“ halten. Für seine Mühe und zur Erhaltung des Schlosses erhielt er jährlich 250 Gulden Lohn.

1519 erließ der Kurfürst die auch für die Neumark maßgebende Städteordnung. Er versuchte darin der Willkür des Rates entgegenzutreten. „Der Rat der Stadt“, heißt es z. B. in der Landsberger Stadtordnung, soll die Gerichte ordentlich bestellen mit verständigen Richtern und Schöffen, dem Armen wie dem Reichen ohne Verzug zu seinem Rechte verhelfen und dabei niemand verschonen noch Vorteil wider Recht gebrauchen.“ Die Einkünfte der Städte sollten nicht verschmauset und vergeudet werden. Wer wüste Plätze bebaut oder verfallene Gebäude wieder herstellte, sollte auf mehrere Jahre frei von allen Lasten sein. Bäcker und Fleischer, die nicht vollwichtige und frische Waren lieferten, und Gastwirte, die nicht Bier und Wein zu den festgesetzten Preisen vorsetzten, sollten in harte Strafe verfallen.

Ueber die ungefähre Größe und finanzielle Leistungsfähigkeit der Städte zu dieser Zeit können wir einige Schlüsse



ziehen, wenn wir den 1529 vor dem Landvogt Curt von Borgstorf in Soldin abgeschlossenen Vertrag zwischen den neumärkischen Städten betrachten. Hier verpflichteten sich die Städte für den Fall eines Feldzuges folgende Zahl an Kriegsknechten zu stellen: Soldin 23, Königsberg und Arnswalde 38, Landsberg 28, Küstrin 9, Schönfließ 16, Friedeberg 27, Woldenberg 8 und Mohrin, Berlinchen und Lippehne nur je 5.

Joachim I. war bekanntlich ein großer Feind Dr. Martin Luthers und der neuen Lehre. Er konnte es jedoch nicht hindern, daß die Reformation auch in seinem Lande Eingang fand. 1524 befahl er allen Behörden seiner Städte, die Stadteinwohner zu versammeln und ihnen das Lesen der Schriften Luthers und der Bibel zu verbieten.

Die ganze Verwaltung des Landes und auch der Neumark lassen erkennen, daß die Fürstengewalt während seiner Regierung in steter Entwicklung sich befindet und daß eine von oben ausgehende Beaufsichtigung und Beschränkung der Ständegewalt eine neue Ordnung der Dinge herbeizuführen bemüht ist, ohne jedoch etwa die bestehenden Privilegien der Untertanen grundlos zu verletzen.

11. Eine Landsberger Wundergeschichte aus dem Jahre 1525.

Die Chronisten Nikolaus Klempten und Peter Hafftiz, die im 16. Jahrhundert lebten, haben uns interessante Berichte über ein „wunderlich Abenteuer, welches im Jahre 1525 zu Landsberg in der Neuen Mark geschehen“, hinterlassen. Ihre Erzählungen werfen ein eigentümliches Licht auf die Kultur- und Sittenverhältnisse jener Zeit und zeigen uns in anschaulicher Weise, wie die Diener der katholischen Kirche selbst zu unlauteren Mitteln greifen, um der Ausbreitung der evangelischen Kirche entgegenzutreten. Aber die Zeiten des krassesten Aberglaubens waren vorüber, und hätte nicht der Kurfürst Joachim I. den betrügerischen Priester beschützt, so würden die evangelisch gesinnten Bürger und der Rat der



Stadt Landsberg gewiß weniger Umstände mit ihm gemacht haben. Im folgenden sollen die Berichte der beiden Chronisten in der Schreibweise ihrer Zeit den Lesern unseres Buches dargeboten werden.

Nikolaus Klempten berichtet:

Es hat Markgraf Joachim der Aeltere hart darüber gehalten, daß kein evangelischer Prediger in sein Land kommen, auch sich keiner der lutherischen Lehre vernehmen lassen durfte. Da waren dennoch etliche, die es nicht achteten und den Lutherischen gut waren und die Pfaffen und Mönche haßten. Nun aber hatten die von Landsberg neulich einen schwarzen (d. h. Dominicaner-) Mönch bekommen, der ihnen predigen sollte, den sie für einen gelehrten und frommen Mann hielten. Aber derselbige ging, wie ihre Art war, den Wolfssteig und betete von Anbetung der Heiligen, Möncherei und anderem Gaukelwerk. Da war ein Bürger zu Landsberg, der hieß Thewes Hase, der war halb lutherisch, dem verdroß des Mönches Gaukelwerk; und wie der Mönch einmal über die Brücke gehet, und Thewes Hase bei ihm hinging, sagte er zu dem Dominicaner: Wolf, Heuchler! denn so pflag man gemeiniglich zu diesen Zeiten die Pfaffen und Mönche anzuschreien. Das verdroß dem Mönch sehr und er sagte: Harre, harre, bin ich ein Wolf, siehe zu, daß ich dir nicht einen Wolf heimbringe, der dir solchen Kitzel abtreibe! Er verzog etwa eine Woche vier oder fünf, bis daß es Hase vergessen hatte, macht sich darnach unsichtig und gehet in Hasens Haus und siehet, was da gekocht wird, und nahm stets das beste Gericht vom Feuer weg, daß Niemand wußte, wo es blieb, und sich jedermann verwunderte. Darnach warf er mit Steinen und Stöcken im Hause, daß keiner wohl sicher im Hause sein durfte. Bisweilen, wenn Hase und sein Weib zu Bette gingen, zündete er das Bettstroh an und richtete großen Schrecken an; und wenn sie wollten retten oder Feuer schreien, so hatte er's bald gelöscht. Oft zündete er am Tage Hasens Haus an und schweifte unsichtiglich druch die Stadt und schrie: Feuer! Feuer! Und wenn das Volk zulief und wollte es



retten, so löschte er's. Es ward derhalben eine große Angst in der Stadt, und der Rat gebot Hasen, daß er mit Weib und Kindern sollte aus der Stadt ziehen. Darüber verzupfte (verzweifelte) der gute Mann gar und ging in eine gemeine Badestube und badete sich den halben Tag, daß Jedermann merkte, daß er's aus Verzweiflung tat. Darum trösteten sie ihn und sagten, er solle aus dem Bade gehen und sich selbst nicht verwahrlosen, sie wollten mit ihm heimgehen, ob sie könnten merken, was es wäre. Darunter war der Henker, der sich auf die schwarze Kunst auch wohl verstand. Da sagte Hase, er wollte mit ihnen heimgehen; er hätte wohl noch gut Bier im Keller, aber es würfe und tobete so scheußlich darin, daß man es nicht könnte herauskriegen. So waren etliche verwegene Handwerksknechte, die sagten, sie wollten sehen, ob sie es herauskriegen und gingen mit Hasen also hinein und setzten sich in seine Stube nieder; und nahmen zwei Handwerksgefallen eine große Kanne und gingen in den Keller. Da warf der Mönch nach ihnen mit großen Ziegelsteinen und warf einem in die Seite, daß er keuchte und davon lief; der andere aber wollte sich nicht verjagen lassen, ob er gleich feindlich um ihn warf. Der kriegte eine große Kanne Bier aus dem Keller und brachte sie den andern, daß sie tranken und sagten von dem Gespenst, was es doch sein möchte. Da sagte einer darunter, es könnte nicht möglich sein, daß es ein Geist wäre; denn wenn es ein Geist wäre, dürfte es so viel Wunder nicht treiben; denn er könnte mit eins wohl Haus und Hof umkehren; es möchte eigentlich Zauberei sein, daß es etwa ein altes Weib oder ein Gelahrter, die mit solchen Künsten umgingen, müßte anrichten. Kaum hatte derselbige das Wort ausgesaget, warf der Mönch mit einem Lehmkluten zu demselbigen ein, und warf, daß er umpurzelte, darüber der Henker laut anfing zu lachen. Dasselbige verdroß dem Bürger hart und sagte: Was wirfst du, du Bösewicht, wer oder was du bist! Diesen lausigen Henker solltest du werfen, der hätte es besser verdient! Kaum hatte er das Wort gesagt, da der Mönch kommt und dem Henker eine



Ohrfeige gibt, daß ihm Hören und Sehen vergeht. Da sich aber der Henker etwas besann, sagte er: Das ist eigentlich kein Geist, das ist ein Mensch, das fühle ich! Und zog von Stund an sein Schwert aus und hieb in alle Winkel und in die Luft, ob er das Gespenst treffen möchte. Aber der Mönch war ihm zu schlau und kriegte im Hause einen langen Besen und scharmete damit in die Luft, daß es der Henker sah. Da folgte der Henker dem Besen und hieb darnach, aber er konnte nicht treffen. Und der Mönch kommt einmal über ihn und schlägt ihm mit dem Besen in die Augen und jagt ihn zurück, bis daß er fiel. Da war der Mönch über ihn her mit dem Besen; und durfte Niemand den Henker retten. Die Länge, wie er den Henker wohl geschlagen hatte, ließ er ihn und erwischte im Hause einen langen Spieß und ging damit im Hause und socht damit und tat Stiche an allen Orten, also daß ein jeder bei Seite kroch; danach ging er mit dem Spieß die Treppe hinauf nach dem Boden. Nun war Thewes Hase ein feiner reisiger Bürger gewesen, daß er guten Harnisch hatte, der auf dem Boden hing. Den zog der Mönch an und ging lange damit auf dem Boden wie ein Kirazkreuter; und wie er genug gespaltet hatte, wurde er die Länge stille. Da gingen die Leute auf den Boden und sahen zu, ob sie etwas Nachrichtung könnten finden und fanden nichts anders denn Säufot.

Und weil das Gespenst nicht aufhören wollte, mußte Hase das Haus zuschließen und samt Weib und Kindern aus der Stadt ziehen. Danach kam der Dechant von Soldin Herr Johann von Wedel und Andre dahin und wollten den Geist, so es anders ein Geist wäre, der so regierte, beschwören und verbannen. Aber es half nichts; sondern der Mönch machte sich einmal zu einer Jungfrau in der Nacht und sagte: er wäre Peter Langes Seele, und es wäre sein Fegefeuer, daß er so müßte im Hause regieren; darum sollte sie des andern Tages hingehen und den Kirchherrn aufagen, damit ihm Messen würden nachgehalten, und seiner armen Seele noch etwas Gutes nach geschähe. Das tat die Jungfrau;

und davon machte der Mönch eine große Parade auf der Kanzel und sagte: Seht nun, ihr Martinianer, ihr Ketzer, ob kein Fegefeuer ist, wollet ihr noch nicht glauben; ich meine, unser Gott tut so Wunder genug; darum werdet ihr euch nicht bekehren, so wird euch ein Aergeres widerfahren! Und hat also zum Scheine etliche Messen lassen halten und das Volk ermahnet, daß sie opfern und Almosen geben sollten, ob die gute Seele möchte errettet werden; und waren darum die Bürger sehr verdrießlich auf die Lutherischen.

Etliche Wochen darnach, als der Mönch in dem Hause nicht mehr zu regieren hatte, konnte er den Schalk nicht lassen, sondern kommt in einer Nacht in ein Haus, da zweien Frauen inne waren. Da erschrafen sie, weil sie wußten, daß das Haus zugeschlossen war, und fragten, wer da wäre; aber der Mönch antwortete ihnen gar nicht. Da griffen sie nach ihm, fühlten, daß er einen kahlen Kopf hatte, und gedachten bald, es müßte der Mönch sein, schrien auf und sagten, sie wollten es nachsagen; aber er kehrte sich nicht daran und packte sich davon. Des andern Morgens machten die Weiber ein großes Geschrei und fanden den Mönch auf dem Kirchhofe, daß er ging und betete. Sie schalteten ihn, aber er kehrte sich nicht daran und sagte, sie wären toll, er wäre es nicht gewesen; und ging vor ihnen in die Kirche. Es war aber des andern Tages Sonntag. Da predigte der Mönch, beklagte sich über die Weiber und sagte, sie wären lutherisch und tichteten es nur über ihn; und vermahnte das Volk, daß sie fleißig sollten beten, — ohne Zweifel würde unser Herr Gott offenbaren, was doch das Gespenst recht wäre, weil sie nicht glauben wollten, daß es ein Geist wäre, — sie würden wohl sehen, daß es unsern Herrn Gottes Strafe wäre. Da betete das Volk und glaubte, daß dem Mönch unrecht geschähe.

Eines Abends ging der Mönch, wie er gewohnt war, in das Kalandhaus, da allein die Priester ihre Beche pflegen zu halten, und saß daselbst um acht. Da sagte ein Priester von ungefähr zu ihm: Herr Johann, wollt ihr nicht bald ausreiten? und scherzte so mit ihm; denn man heißt es aus-

reiten, wenn einer durch schwarze Kunst wohin schwebet. Das nahm der Mönch für Scherz an und hatte es im Sinne, daß er einen Ritt tun wollte, und sagte, daß er wollte wohin gehen; und damit es ohne Verdacht wäre, ließ er seine Kappe da und ging in dem Unterrocke weg und kommt in eines Bürgers Haus; da saß der Wirt noch auf in der Stube, sein Weib aber war schon zur Ruhe gegangen. Da der Mönch aber ein Rumoren macht, hört es die Frau und fragt ihren Mann, ob er es sei. Der Mann aber wunderte sich und meinte, es hätte dem Weibe wohl geträumt, er suchte doch allenthalben und fand aber nichts. Danach ging er zu Bett und konnte nicht schlafen eine Zeit lang. Aber danach hörte er wieder was rumoren in der Stube und gedachte, ob's der Mönch wohl sein sollte, und ergriff einen Zoberbaum und gehet heimlich nach der Stube; und der Mond schien, daß er sehen konnte. Da sah der Mann, daß sein Kontor gerührt und geschoben ward, als wollte es einer aufstun, und sah doch Niemand. Darum lief er hinein und und schlug Strich über Strich, und traf den Mönch also, daß er fühlte, daß er einen Menschen traf. Darum fiel er alsbald auf ihn ein und griff ihn und sahe, daß es der Mönch war. Der Mönch aber war stark und wollte sich unter ihm aufraffen; er hielt ihn aber mit Gewalt, bis daß das Weib die Nachbarn zu Hülfe rief, die den Mönch flugs quetschten und banden und es dem Räte anzeigten. Da kam der Rat hin und befahl, ihn gefänglich wegzusetzen. Der Mönch aber bat, man möchte ihm die Kappe aus dem Kalande holen, daß er sich im Turm damit decken könnte. Das riet ihnen der Henker ab und sagte: Er wird eigentlich seine Zauberei darin haben, sonst hätte man ihn so nicht bekommen. Darum ließ der Rat die Kappe holen, durchsuchten sie und fanden, daß er vorn auf der Brust hatte vernähet einen Zettel mit Charakteren, Haaren und andern festfamen Dingen mit etlichen Kräutern, welches die Zauberei war. Darum wollten sie ihm den Mantel nicht tun.

Nun war es aber, daß ein Rat kein Gericht über die



Mönche und Geistlichen hatte; darum schrieben sie von Stund an ihrem Herrn, Markgraf Jochim dem Ältern, und ratschlagten mit ihm, wie man mit dem Mönch verfahren sollte. Da schrieb der Markgraf, sie sollten ihn ihm bringen, er wollte ihm wohl zu Recht tun. Der Rat war wohl zufrieden, denn sie wollten ungeru mit solchem Ungezieser zu tun haben. Sie schickten ihn dem Markgrafen, der ihn gefänglich sehen ließ.

Weil aber der Mönch noch saß, kam Thewes Hase und begehrte Recht über ihn; aber er konnte es nicht erhalten. Und der Markgraf sagte, er sollte ihn unangeschrien lassen haben, so hätte er wiederum ihn zufrieden gelassen; er hätte den Mönch in seinem Geleit schimpfiert, darum sollte er ihm Buße dafür tun. Also daß der arme Mann Gott dankte, daß er still dazu schwieg.

Und der Markgraf ließ den Mönch los und machte ihn zu Spandau zu einem Prediger, da er doch etliche Jahre war, aber noch die Länge schändlich umkam.

Und es leben noch dieser Tage Leute, die mir's gesagt haben, daß sie bei diesem Gespenst gewesen, alles mit angesehen und gehört haben. — Also sieht man hieraus, wie seltsam doch der Teufel sein Spielwerk treibt, beide durch Mönche und durch andere Leute, damit er die Leute möge betrügen und unter seiner Gewalt behalten. Aber es muß in die Länge nicht gedeihen, er kann die Hörner nicht bergen, man kennt ihn doch zuletzt.“ — —

Dazu erzählt Peter Hafftiz, der in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts Rektor der Schulen zu Berlin und Kölln war, noch folgende spaßhafte Episode:

„Nachdem Hase das Haus verlassen, kommt ein Landsknecht; und wie er hört, daß das Haus, so groß Ungemach hat, und wer es bewohnen will, es umsonst haben soll, untersteht er sich, dasselbe zu bewohnen, schafft Betten hinein, daß er darin schlafe. Der Mönch läßt ihn ankommen und tut ihm des Abends nichts. Als der Landsknecht seinen Schlaftrunk genommen, geht er zu Bett, nimmt ein Licht und ein hölzernes Kreuzifix mit sich, wie man im Papsttum viel



davon gehalten, und setzt es zusammen auf einen alten Kasten. Ehe er sich aber auszieht, kommt das Kreuzifix hinweg. Da gedenkt der Landsknecht, daß es nicht ein Gespenst sein kann, legt sich nieder, bezieht sich Gott, läßt doch das Licht brennen und legt den Degen neben sich auf das Bett. Ehe er sich's aber am wenigsten versieht, löscht der Mönch das Licht aus und beginnt am Zipsel des Kopfkissens den Landsknecht zu plagen. Der Landsknecht schilt und ist ungeduldig; je mehr er sich unnütz macht, je mehr ihn der Mönch plagt; bis er endlich den Degen zur Hand nimmt und aus dem Bette springt. Er zeucht vom Leder, haut und sticht um sich und kann doch niemand treffen. Der Mönch nimmt das Kopfkissen, schlägt dem Landsknechte weidlich damit um die Ohren, daß er oft taumelt und zu Boden fallen will; und treibt das Spiel fast die ganze Nacht bis gegen Morgen, daß sie beide voneinander gingen und müde worden. Da verläßt der Mönch den Landsknecht und läßt ihn ein wenig ruhen."

Aus dem späteren Leben unserer Mönches berichtet Hassitz noch diese Geschichte:

"Als er von einem Bürger zu Kölln an der Spree zu einer Kappe das Zeug hatte borgen wollen, und der es ihm abgeschlagen, hat er denselben, wie er in seinen Weinberg gehen wollte, genommen, an die Erde geworfen und so zugerichtet, daß er kümmerlich hat wieder heim gehen können. Er hat ihn zum Desteren aus dem Bade und Bette geworfen und eine gute Weile auf dem Hofe im Mistpfuhl gespült, daß man ihn für tot hat müssen hineintragen. Dies hat er so lange mit ihm getrieben, bis endlich des Bürgers Frau auf Rat guter Leute dem Mönche Gewand zur Kappe verehrt. Da hat er ihn nicht mehr angefeindet."

12. Johann von Cüstrin 1535—1571.

Wie wir schon aus den verschiedensten vorhergehenden Kapiteln sahen, ist die Neumark früher nie ein selbständiger Staat gewesen. Stets waren ihre Geschicke, ihr Glück und Unglück mit denen anderer Länder verknüpft. Die Pommeran-



und die Polen, der deutsche Ritterorden und die Kurfürsten von Brandenburg führten ihretwegen oft erbitterte Kämpfe mit Worten und Taten.

Da ist es denn um so erfreulicher und, wie wir sehen werden, auch für die Wohlfahrt unserer Heimat erspriesslicher, wenn wir jetzt von einer Zeit hören, wo die Neumark einen selbständigen Staat mit einem eigenen Herrscher bildete.

Trotz der klaren und unzweideutigen Bestimmungen des Achilleischen Hausgesetzes und der goldenen Bulle hatte Joachim I. sein Land unter seine beiden Söhne geteilt. Der Kurprinz Joachim erhielt die Kurmark mit der Kurwürde, und der jüngere Sohn Johann bekam die Neumark mit den Ländern Sternberg, Crossen, Cottbus und Peitz zugewiesen.

Welche Gründe den sonst staatsklugen Kurfürsten Joachim I. bewogen haben mögen, sein Land zu teilen und dadurch die Macht des Hauses Hohenzollern zu schwächen, ist nicht klar zu erkennen, und alle Untersuchungen darüber haben kein gesichertes Ergebnis gezeitigt. Daß die älteren Geschichtsschreiber recht haben, wenn sie meinen, der Vater hätte die im alten Glauben schwankend gewordenen Söhne dadurch der römischen Kirche erhalten wollen, will uns nicht richtig erscheinen; denn ohne allen Zweifel wußte der Vater sehr genau, wie es in dieser Hinsicht um seine Söhne stand. Allerdings sind auch die Historiker Droysen und Prutz der gleichen Meinung, denn nach ihrer Ansicht besaß hierin der Kurfürst Joachim I. das einzige Mittel, seinem Lande den Segen des Halleschen Bundes zu sichern, weil beide Söhne durch diesen Vertrag, den der Kaiser bestätigt hatte, das Recht und gewissermaßen auch die Pflicht hatten, sich gegenseitig auf gleicher Bahn zu halten. Daß Joachim I. sehr bemüht war, sein Land der päpstlichen Richtung zu erhalten, ersehen wir auch aus einer Bestimmung seines Testaments, welche lautet: „Wir ordnen, meinen, setzen und wollen, nachdem jetzt im heiligen römischen Reiche mannigfache Sekten, Heteroexien und Ungehorsam wider den alten christlichen Gebrauch der Kirche vorhanden, daraus viel Irrtum, Aergernis und Böses entstanden,



daß Unsere Söhne und ihre Erben mit ihrem Land und Leuten zu jeglicher Zeit bei dem alten christlichen Glauben, Religion, Zeremonien und Gehorsam der heiligen christlichen Kirche, inmaßen auf den Reichstagen zu Augsburg, Speier und Regensburg durch kaiserliche Majestät und den mehreren Teil der Stände des Reiches beschlossen, auch laut der Einigung und Verträge, so wir mit eigener Hand unterschrieben haben, unverrückt und unverhindert bleiben sollen.“

Wahrscheinlicher scheint jedoch, daß die verschiedenartige Veranlagung der beiden Söhne in wirtschaftlicher Beziehung den Vater bewogen hat, sein Land zu teilen. Von seinem ältesten Sohne, dessen kostspielige Neigungen, die oft an Verschwendungssucht grenzten, ihm wohl bekannt waren, durfte er keine Gesundung der üblen finanziellen Lage des Landes erhoffen. Anders waren die Aussichten in dieser Hinsicht bei seinem zweiten Sohne Johannes, dessen oft bis hart an Geiz streifende Sparsamkeit und Genauigkeit, sowie großes verwaltungstechnisches Können, verbunden mit treuem Fleiß und ernstem Wollen, ihm ein Recht zu diesem scheinbar wenig staatsmännischen Schritte gaben. Sei dem wie ihm wolle, jedenfalls ist man hier eben in Ermangelung urkundlichen Materials auf beiden Seiten nur auf Vermutungen und Annahmen angewiesen, die uns doch dem Ziele, Klarheit über diese Frage zu schaffen, nicht näher bringen.

Markgraf Hans von Cüstrin, wie er in der Neumark gewöhnlich genannt wird, ist am 3. August 1513 zu Tangermünde an der Elbe geboren. Ueber seine Jugendzeit sind uns leider nur dürftige Nachrichten überkommen. In seinem ersten Jahre erhielt er den Magister Meißner als Erzieher. Er wurde nicht nur in Religion, Grammatik, Geschichte, Dialektik und Rhetorik, den damals allgemein eingeführten Unterrichtsfächern, unterwiesen, sondern auch, was uns zu erfahren eigentümlich anmutet, auch in der Astrologie oder Sterndeuterei. Es war dies eine damals und auch, wie wir dies an Wallenstein und anderen bedeutenden Männern sehen, noch späterhin weit verbreitete Liebhaberei.



Jedenfalls war des Markgrafen Vater in diesem Vorurteil seiner Zeit befangen. In dem letzten Kapitel haben wir schon, daß er auch sonst von abergläubischen Ansichten und Vorstellungen nicht frei war. Auch der Markgraf Hans hat sich in späteren Jahren von diesen ihm in der Jugend eingepflanzten Anschauungen nicht befreien können.

Von großem Vorteil für die Erziehung des jungen Prinzen war es, daß ihn sein Vater oft auf Reisen mitnahm. Schon in jungen Jahren mußte er mit seinem älteren Bruder bei den wichtigsten Beratungen auf den Landtagen und bei sonstigen Verhandlungen zugegen sein. Gewiß war diese praktische Unterweisung jeder theoretischen Belehrung vorzuziehen. So erfahren wir aus einer Urkunde vom Jahre 1522, daß der kaum 10 Jahre alte Prinz Johann zum Besuch des Landtages verpflichtet wird. Unter den Männern, welche ihm hier zur Seite stehen sollen, wird auch der Komtur zu Quarzen (Quartschen) genannt. „Sollte dieser jedoch verhindert werden, zu erscheinen, so soll der Abt von Marienwalde dem jungen Prinzen zur Seite stehen.“

Den größten Einfluß auf das Gemüths- und Seelenleben des Knaben gewann seine Mutter, die Kurfürstin Elisabeth. An dem Relief des Denkmals Joachims II. in Spandau sehen wir, wie die Mutter ihre Söhne in der Religion unterrichtet. Sie war es, die in die Herzen ihrer Kinder die Keime wahrer Gottesfurcht und inniger Frömmigkeit legte. Durch ihren Bruder, den König Christian II. von Dänemark, war sie frühzeitig auf Luthers Schriften hingewiesen worden. Auch hatte sie den Reformator persönlich in Wittenberg kennen gelernt und war durch ihn von der Wahrheit seiner Lehre noch bestärkt worden. Als daher ihr Gemahl 1527 auf längere Zeit verreisen mußte, nahm sie während seiner Abwesenheit das Abendmahl in beiderlei Gestalt, dadurch zeigend, daß sie auch äußerlich die neue Lehre zu bekennen bereit sei. Das führte zum völligen Bruch zwischen dem Kurfürsten und seiner Gemahlin, der ihr auch deshalb zürnte, weil sie die Prinzen mit Abneigung gegen die alte

lehren der römischen Kirche erfüllt und ihre Herzen der neuen Lehre gewonnen hatte. Beide Prinzen machten auch kein Hehl aus ihrer Abneigung gegen die römischen Kirchenlehren.

Der Kurfürst Joachim I. gab seiner Gemahlin bis Ostern 1528 Bedenkzeit, aber sie blieb ihrem Glauben treu. Weil sie jedoch von dem Kurfürsten, der in seinem Zorn keine Grenzen kannte, das Schlimmste zu befürchten hatte, so verließ sie am 24. März 1528 während einer Reise desselben Berlin und floh zu dem evangelischen Kurfürsten Johann von Sachsen, der ihr eine Zufluchtsstätte gewährte.

„Diese trostlose Zerrüttung im Elternhause warf einen tiefen Schatten auf Johanns Jugendzeit. Zur Mutter zog ihn sein Herz, an den Vater band ihn die Pflicht des kindlichen Gehorsams. Wie heiße Tränen mag er vergossen haben, als er im Winter 1532/33 seine schwerfranke Mutter nicht besuchen durfte, obwohl sie dringend darum hatte bitten lassen; aber der Vater erlaubte es ihm nicht. Wie muß ihm zu Mute gewesen sein, als er hörte, daß seine Mutter in der Fremde bittere Not litt, weil ihr kurfürstlicher Gemahl ihr seit dem Tage der Flucht jeglichen Lebensunterhalt verweigerte. Was muß das für ein großer Schmerz sein, wenn sich ein Kind so zwischen Vater und Mutter entscheiden soll!

Und wie seine Liebe zur Mutter, mußte Johann, aus Furcht vor den Zornesausbrüchen seines Vaters, auch seine wahre evangelische Gesinnung schein vor der Welt verbergen. Auf Befehl mußte er täglich die Messe besuchen und mit gesenktem Haupt, niedergeschlagenen Augen und gebeugten Knien so manchen katholischen Kirchenbrauch mitmachen, den er aber für abergläubisch und unbiblisch hielt.“

In späteren Jahren hat der Kurfürst jedoch seinen Söhnen oft erlaubt, die in der Fremde lebende Mutter zu besuchen. Hierbei kamen die Prinzen zu wiederholten Malen mit Luther zusammen, in dessen Hause ihre Mutter gern verkehrte und Trost in ihrer traurigen Lage suchte. Sie sahen dabei deutlich ein, daß ihres Vaters Abneigung gegen den Reformator auf Vorurteilen beruhte. Daß diese Begegnungen



von dem nachhaltigsten Einfluß und von großer Bedeutung für die Prinzen gewesen sein müssen, ist nur zu erklärlich.

Am 11. Juli 1535 starb Joachim I. Da es zwischen den beiden Söhnen zu Erbstreitigkeiten kam, so konnte der Markgraf Hans erst am 10. November desselben Jahres die Regierung antreten. Die alte Hauptstadt der Neumark war Soldin; da sie aber an dem nördlichsten Ende seines Landes lag, so erwählte er die etwa in der Mitte seines Gebietes liegende Stadt Cüstrin zu seiner Residenz. Wenn in der Regel erzählt wird, daß erst Johann das Schloß zu Cüstrin erbaut habe, so ist dies falsch; denn wie wir bereits auf Seite 123 unseres Buches sahen, bestand hier schon viel früher ein solches. Wahrscheinlich aber ist es von dem Markgrafen nach und nach erweitert worden.

Zur Unterhaltung seines Hoflagers erwarb der neue Landesherr von dem Rat der Stadt Cüstrin größere Ländereien, dafür erließ er den Bürgern $\frac{2}{3}$ der Bierziese auf 30 Jahre. Von größerer Bedeutung für seine Hofhaltung war jedoch die Erwerbung der den Johannitern gehörenden, dicht vor den Toren seiner Residenzstadt liegenden Komturei Quarttschen. Schon vor seinem Regierungsantritte hatte der Markgraf in den reichen Gütern des Johanniter-Ordens eine reiche Einnahmequelle entdeckt. 1540 kam es zwischen dem Bischof Georg von Blumenthal und dem Komtur von Quarttschen zu einem Streit wegen des Zehnten. Der Markgraf setzte es durch, daß er als Schiedsrichter von beiden Parteien anerkannt wurde. Die Folge langer Verhandlungen war, daß der Ordensmeister die Komturei Quarttschen nebst Tham — d. i. Neudamm — sowie die dazu gehörigen Dörfer: Darmiehel, Dremitz, Kalenzig, Klewitz, Kusdorf, Nabern, Schaumburg, Wilkersdorf, Zicher und Zorndorf mit allem Zubehör erblich und ewig an den Markgrafen Johann abtrat und dafür das für den Fürsten unbequem gelegene Schloß und Amt Schivelbein nebst dessen Zubehör erhielt. Der Ort

Damm wurde der Lieblingsitz der Markgräfin, die sich besonders gern im Sommer in dem von Wäldern umgebenen



Orte aufhielt. Sie hat sich auch um die weitere Entwicklung dieser jetzt für die Industrie der Neumark so bedeutenden Stadt die größten Verdienste erworben.

Da die Spanier jede freie Geistesregung in ihrem Lande unterdrückten und auch in den damals ihnen gehörenden Niederlanden die Bewohner wegen ihres evangelischen Glaubens hart bedrückten und verfolgten, so verließen viele ihre alte Heimat und wanderten aus. Der Markgraf Hans war gern bereit, die Vertriebenen in seinem Lande aufzunehmen. Dadurch führte er besonders der Tuchfabrikation in Neudamm tüchtige Arbeiter zu. Um den Einwanderern die neue Heimat lieb und wert zu machen, ließ ihnen die Markgräfin Katharina hier viele neue Häuser erbauen. Auf ihr Betreiben erhielt der Ort, da er immer größer ward, Stadtrechte zuerteilt. Weil der größte Teil neubaut war, erhielt er den Namen Neuen-Thamb, aus welchem später Neudamm ward. Auch das Wappen der Stadt, welches einen Löwen im Felde führt, deutet auf die Gründerin hin, die eine braunschweigische Prinzessin war.

Aus dieser ehemaligen Besizung der Johanniter ward eine landesherrliche Domäne. Die Einnahmen aus den fürstlichen Gütern, sowie auch alle sonstigen Gefälle oder Einkünfte seines Landes flossen in die markgräfliche Rentei, die von einem Rentmeister geleitet ward, der seinen Wohnsitz in Cüstrin hatte. Der Markgraf aber sah selbst nach, ob in seinem Lande auch alles in Ordnung sei. Sorgfältig prüfte er alle Rechnungen und Berichte, die ihm pünktlich zugehen mußten. Unter die Abschlußrechnung des Jahres setzte er oft die Worte: „An Gottes Segen ist alles gelegen!“

Der Markgraf hatte einen verschlossenen Charakter; er konnte sich nur schwer entschließen, Dinge von besonderer Wichtigkeit seinen Freunden oder Räten mitzuteilen. Sein Lieblingspruch lautete daher auch:

„Einem jeden sollst du freundlich sein,
Jedoch mach' dich nicht allzu gemein.
Unter Tausenden trau' kaum einem recht,
Bis du ihn erkannt hast treu und schlecht!“



In seiner Lebensart weist der Markgraf große Ähnlichkeiten mit dem Könige Friedrich Wilhelm I. auf. Seine Kleidung war einfach. Die derbe Hausmannskost wurde auf zinnernen Schüsseln und Tellern dargereicht, einem Geschirr, welches im Mittelalter bis zur Zeit des großen Krieges in allen besseren bürgerlichen Häusern ganz allgemein üblich war. An Sonn- und Feiertagen sowie bei Hoffestlichkeiten benutzte man silberne Teller, Schüsseln und Becher. Dann kam auch wohl einmal der bessere Rheinwein auf den Tisch, während man für gewöhnlich den Landsberger und Crossener Landwein oder leichtes Bier trank. Als sich einst sein Geheimer Rat Barthel von Wendelssohn ein Fäßchen Rheinwein schicken ließ, bemerkte der Markgraf: „Nun weiß ich auch, wo Barthel den Most holt!“ ein Scherzwort, welches noch heute im Lande als Sprichwort gebräuchlich ist.

Wie Friedrich Wilhelm I. war auch Markgraf Hans ein großer Freund der Jagd. Er sah darin ein gutes Mittel, seinen von Regierungsforgen ermüdeten Geist wieder aufzufrischen. In den herrlichen Wäldern unserer Heimat, die damals noch einen größeren Wildreichtum aufzuweisen hatten, ließ er sich mehrere Jagdschlösser erbauen, so in Karzig, Massin, Neumühl, Himmelstätt und Marienwalde. Hier hat sich der Fürst gar häufig aufgehalten und dem Vergnügen der Jagd gehuldigt, „doch so,“ schreibt Phratzius, „daß es mit Massen geschehen und sich niemand hat beklagen dürfen, als ob etwas im Regiment versäumt worden!“

Im späteren Alter artete die Sparsamkeit des Markgrafen fast in Geiz aus. Er konnte sich dann nur schwer entschließen, kleine Rechnungen zu begleichen. Davon wußten besonders auswärtige Lieferanten ein Liedchen zu singen. Ein Nürnberger Büchsenmacher, der die Eigenart seines hohen Auftraggebers wohl kannte und fürchtete, hatte ihm eine kostbare und teure Büchse anfertigen müssen, weil er nun aber um sein Geld besorgt war, schrieb er zuvor also an den Fürsten: „Guten Tag, Herr Markgraf, Eure Büchse ist fertig. Schickt Ihr mir das Geld, so schicke ich Euch die Büchse.“



schickt Ihr mir das Geld nicht, so schicke ich Euch auch die Büchse nicht. Gott befohlen!" Johann, weit davon entfernt, seinem Büchsenmacher zu zürnen, schickte ihm zuvor das Geld und erhielt auch bald darauf seine Büchse.

Obgleich der Markgraf ein strenges Regiment führte, nahm er es gelegentlich auch nicht ungnädig auf, wenn ihm seine Untertanen ihre Beschwerde vorbrachten. Ueber einen solchen Vorfall wird uns von Lockel folgende hübsche Anekdote erzählt: „In der Verkleidung eines Soldaten, der in den dänischen Krieg ziehen wollte, ist er im Lande Sternberg in ein öffentliches Wirtshaus eingelehrt und hat über der Mahlzeit die Wirtin in Abwesenheit ihres Mannes um des Landesfürsten Tun und Lassen gefragt. Da hat denn das Weib mit gar harten Worten bald des Markgrafen vermeintlichen Geiz, bald seine große Begierde, Festungen zu bauen, bald was anderes angegriffen; sonderlich sich aber hoch beschweret, daß er auf das Bier, die Akzise und das Korn einen Zoll geschlagen. Als der Fürst genug zugehöret, hat er den Junker des Dorfes (von Löben) kommen lassen. Da nun das unvorsichtige Weib gemerkt, wer der Gast war, ist sie vor Schreck dem Fürsten zu Füßen gefallen und hat um Gnade gebeten; der Fürst aber hat gelacht und gesagt: Sie sollte mir zufrieden sein, ihr sollte kein Leid widerfahren; er hätte von ihr soviel gehöret, wie er nimmermehr von seinen Räten hören würde!“

Allerdings gab der sonst so sparsame Fürst für Bauten viel Geld aus. Hierin war er das gerade Gegenteil des Königs Friedrich Wilhelms I. Außer den schon genannten Jagdhäusern ließ er in Reetz, Cüstzin, Crossen und Cottbus Getreidehäuser erbauen. Als im Jahre 1565 eine große Mißernte war, ließ er für billiges Geld an seine notleidenden Untertanen Korn aus diesen Häusern verkaufen.

Die Festungsbauten erforderten ebenfalls viele Mittel. Die festen Städte Cüstzin, Peitz und Driesen, besonders erstere, galten zur damaligen Zeit und auch späterhin noch als unheimlich. In jede Festung wurde eine ständige Besatzung gelegt.



Von welcher Wichtigkeit die starken Festungen, wohlgeübten Truppen und vollgefüllten Staatskassen werden sollten, zeigte sich gar bald.

Die Bevölkerung in der Neumark hatte größtenteils schon zu Joachims I. Zeiten die Lehre Luthers angenommen. Weil aber die Bischöfe, gestützt durch den katholisch gesinnten Landesherrn, jede freie Regung im Keime zu unterdrücken suchten, so konnte der neue Glaube nur im Verborgenen blühen. Als jedoch die evangelisch gesinnten Söhne zur Regierung gelangten, traten die Städte und das platte Land frei und offen zum Luthertum über. Wenn also zuweilen die Sache so dargestellt wird, als ob Johann von Cüstrin und Joachim II. die Reformation in ihren Ländern eingeführt hätten, so entspricht das nicht den tatsächlichen Verhältnissen, wie wir dies noch besonders im folgenden Kapitel sehen werden. Ferner ist Markgraf Hans auch nicht, wie man zuweilen liest, im Jahre 1536, sondern erst am Osterfeste 1538 zur evangelischen Lehre übergetreten. Am ersten Osterfeiertage des genannten Jahres nahm er aus der Hand des Hofpredigers Heinrich Frume zum ersten Male das heilige Abendmahl nach evangelischer Weise und legte dadurch ein öffentliches Zeugnis von seiner Zugehörigkeit zum Luthertum ab. Es sollte auch bald die Zeit kommen, wo es galt, die neue Lehre furchtlos zu bekennen.

Der Markgraf stand zwar in dem schmalkaldischen Kriege (1546/47) auf Seiten des katholischen Kaisers Karls V., aber ihn bewogen dazu verwandtschaftliche Rücksichten und politische Gründe. Der Schwiegervater des Markgrafen, der noch katholisch gesinnte Herzog Heinrich von Braunschweig, war nämlich von den Häuptern des schmalkaldischen Bundes überfallen, besiegt und vertrieben worden. Ferner hoffte er wohl von dem Kaiser für seine treuen Dienste Pommern zu erhalten, dessen Herzoge dem schmalkaldischen Bunde angehörten und dafür mit dem Verlust ihrer Länder bestraft werden sollten. Der Krieg endete bekanntlich durch die Schlacht bei Mühlberg 1547 mit der vollständigen Niederlage der

Evangelischen. Als aber der auf dem Gipfel seiner Macht stehende Kaiser in dem „geharnischten Reichstage“ zu Augsburg im Jahre 1548 das Augsburger Interim, eine Verfügung, wie es einstweilen in religiösen Dingen gehalten werden sollte, erließ, war Johann von Cüstrin fast der einzige Fürst, welcher es wagte, dem Kaiser zu trotzen und der das neue Kirchengesetz nicht unterschrieb, trotzdem sich auch selbst sein Bruder Joachim durch seinen Hofprediger Agricola die größte Mühe gab, ihn umzustimmen. Als man ihn später gar zwingen wollte, das Interim doch zu unterschreiben, da soll er die Feder weggeworfen und ausgerufen haben: „Lieber Beil als Feder, lieber Blut als Tinte!“ Den um des Interims willen vertriebenen Geistlichen in anderen Teilen des deutschen Vaterlandes gab er in seinem Lande gern eine Zufluchtsstätte.

Als dann die Gefahr für die evangelische Sache immer größer ward, war Johann von Cüstrin eifrig dabei, durch ein festes Bündnis aller evangelischen Fürsten den Widerstand gegen den Kaiser zu organisieren. Da er aber glaubte, mit Recht annehmen zu dürfen, daß der Führer des Bundes, Moritz von Sachsen, ein doppeltes Spiel treibe und auch die Franzosen, die sich dem Bündnis angeschlossen, nicht so sehr allein auf die Demütigung des Kaisers als besonders auf Gewinnung deutscher Grenzgebiete bedacht wären, trat er aus diesem Bündnis zurück. Ja, als der Kaiser im Passauer Vertrage den Protestanten freie Religionsübung zusicherte, führte ihm der Markgraf sogar seine eigenen Truppen zu und unterstützte ihn eifrigst im Kampfe gegen den ländergierigen Franzosenkönig. Der Kaiser ernannte ihn daher zu seinem „Geheimen Rat“, und nicht mit Unrecht hat man ihn als „das Auge und den Rat Deutschlands“ gerühmt.

Am 13. Januar 1571 starb der Markgraf Hans in seiner Hauptstadt Cüstrin, nachdem er zuvor noch aus den Händen seines Hofpredigers Coelestinus das Abendmahl erhalten hatte. Seine letzten Worte waren: „Du hast mich erlöst, du Gott der Wahrheit. Komm, Herr Jesus Christus, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“



13. Die Einführung der Reformation in der Neumark.

Die Macht der römischen Kirche, welche in der ersten Hälfte des Mittelalters die romanische und germanische Welt beherrschte und mit all ihren dogmatischen Lehr- und Glaubenssätzen eine weitere freiheitliche Entwicklung der christlichen Kirche hemmte, ist seit dem 12. Jahrhundert vielfach angegriffen worden. Männer wie Petrus Waldus, John Wiclif und Johann Hus durchbrachen die Schranken der päpstlichen Irrlehren und suchten nach besten Kräften eine Läuterung der Kirche anzubahnen.

Petrus Waldus von Lyon und Johann Hus von Prag haben wie Luther gegen den Ablass, das Fegefeuer, den Reliquien- dienst, Marienkultus und die Hostienverehrung gepredigt und das Abendmahl in beiderlei Gestalt sowie die Predigt in der Muttersprache verlangt. In Wiclifs Lehre trat mit besonderer Betonung der Grundsatz hervor, daß die heilige Schrift die einzige entscheidende Quelle der Wahrheit sei. Ungeachtet aller Verfolgungen breiteten sich ihre Ideen über das ganze christliche Europa aus.

Die gleichen Reformbestrebungen wie in Böhmen und Mähren durch die Hussiten und Mährischen Brüder, oder in Frankreich und Italien durch die Albigenser und Waldenser hatten auch in der Neumark schon lange vor der Reformation Eingang gefunden. Alte Ueberlieferungen und Chroniken berichteten von Waldenser Gemeinden in unserer Umgegend, das hielt man nun lange Zeit für nicht glaubhaft. „Aber Wattenbach hat durch seine 1886 veröffentlichten Forschungen die Richtigkeit dieser Annahme und Ueberlieferung nachgewiesen und zwar auf Grund des in der Wolsfenbütteler Bibliothek aufgefundenen Cata logus testium veritatis (Wahrheitszeugen des Matthias Flaciu Tuicicus.) Dieser Katalog enthält die Originalprotokolle von 473 Inquisitionsverhören, welche der Corlestine Provinzial Petraz als päpstlicher Inquisitor oder Reherichter vom Januar 1393 bis Februar



1394 in der Neumark und zwar in der Königsberger Gegend gehalten hat.

Die Dörfer Grabow, Zäckerik, Rüdnicz und Groß- und Klein-Wubiser bei Königsberg führten noch im vergangenen Jahrhundert, wie uns Kehrberg in seiner Geschichte der Stadt Königsberg berichtet, den Namen Kehlerdörfer, und die Berge zwischen Brechow und Zehden heißen noch heute Kehlerberge. Während z. B. Soldin, Lippehne und andere Städte und Dörfer 1452 durch die Hussiten zerstört und geplündert wurden, blieben die oben genannten Dörfer und die Stadt Königsberg verschont.

Ungefähr im Jahre 1390 war den Geistlichen durch Verrat das Vorhandensein von Waldensergemeinden in der Neumark und in Pommern bekannt geworden. Daß diese Gemeinden solange Zeit unbemerkt inmitten der katholischen Kirche bestehen konnten, lag daran, daß sie sich äußerlich nicht von der alten Glaubensgemeinschaft gelöst hatten und an den öffentlichen Gottesdiensten, Messen, Kommunionen, und anderen Einrichtungen teilnahmen. In der Nacht aber und an verborgenen Plätzen versammelten sie sich und lauschten der Predigt des reinen Gotteswortes in ihrer Muttersprache und ließen sich das Abendmahl in beiderlei Gestalt erteilen. Waldensische und böhmische Wanderprediger hielten die Verbindung der zerstreutliegenden Gemeinden aufrecht. Es waren lauter einfache Leute, Handwerker, Tagelöhner und Bauern, die an diesen Versammlungen teilnahmen. Im Jahre 1396 waren in der Uckermark durch Kehlergerichte 14 Personen zum Feuertode verurteilt worden. Nach über 50 Jahren sah sich die Inquisition abermals veranlaßt einzuschreiten, und zwar diesmal gegen die Kehler in der Neumark. Inzwischen war durch den Hussitenkrieg eine Belebung der bestehenden Gemeinden eingetreten, und aus den Waldensern waren Hussiten geworden. Die Organisation der einzelnen Gemeinden war erneuert, und die Verbindung auch mit dem Böhmenlande hergestellt. Von hier erhielten sie ordnungsmäßig vorgebildete Priester, und ein Bischof zu Saaz in



Böhmen entsandte Geistliche zur Abhaltung einer Kirchenvisitation in die Neumark. 1458, zur Zeit Friedrichs II., fand in Berlin ein Kezgergericht statt, welches für uns von besonderem Interesse ist; denn es legt unzweideutig davon Zeugnis ab, daß sich das Sehnen und Verlangen nach der unverfälschten Lehre des Wortes Gottes in den Herzen unserer Vorfahren über hundert Jahre lang lebendig erhalten und in den erwähnten Gemeinden von Kind auf Kindeskind getreulich fortgeerbt hatte. Die Hauptangeklagten waren Neumärker. Matthäus Hagen, ein Schneider aus Dürren-Selchow, war mit drei anderen Glaubensgenossen auf Befehl des Kurfürsten nach Berlin gebracht worden. Hagen bekannte ohne Zaudern, daß er von dem böhmischen Bischof Ryß oder Keiser zu Saaz zum Priester geweiht worden sei. Als Wanderprediger sei er von Böhmen aus zurück in die Neumark gezogen und habe unterwegs die zerstreutliegenden Gemeinden besucht, den Mitgliedern seiner Glaubensgemeinschaft das Abendmahl in beiderlei Gestalt erteilt und ihnen in deutscher Sprache das Wort Gottes verkündigt. In dem ferneren Verhör zeigt er sich nicht als unbedingter Gegner der päpstlichen Obergewalt, wohl aber als entschiedener Feind des Ablasshandels und anderer Mißbräuche der katholischen Kirche.

Georg Bomherr aus Mohrin, ein Mitangeklagter des Priesters Matthäus Hagen, bekannte in dem Verhör, daß er einst Hagen auf seiner Reise nach Böhmen begleitet und zu Mohrin in der Neumark von ihm das heilige Abendmahl in beiderlei Gestalt empfangen habe.

Die Mitangeklagten Hagens, Johann Goriß, Schulze aus Klein-Zehden, und Johann Graß aus Zellin, widerriefen und übernahmen die geforderte Kirchenbuße; sie retteten dadurch ihr irdisches Leben. Matthäus Hagen blieb seinem Glauben getreu. Am 27. April 1458 erlitt er auf dem Neu-Markte zu Berlin den Feuertod.

Die waldensisch-hussitische Sekte in der Neumark wurde durch dieses Kezgergericht nicht beseitigt. 1478, 20 Jahre später, als Albrecht Achilles, der einen Kriegszug gegen den



Pommernherzog unternommen und dabei Bernstein belagert und eingenommen hatte, finden wir dieselben Gemeinden wieder. Die Priester und Mönche verlangten von dem Kurfürsten die Erlaubnis zur Verfolgung der Ketzer. Albrecht Achilles gebot ihnen, sie mit Güte zur Umkehr zu ermahnen, aber die verfolgungseifrigen Mönche und Priester begannen sogleich mit der Inquisition. Vier Frauen und sechs Männer wurden als Ketzer verbrannt. Viele Verfolgte flohen in die Wälder und Sümpfe und mußten sich hier auch im Winter verbergen.

Ein Neumärker namens Hennig Grensig wurde im Geburtsjahre Luthers wegen ketzerischer Meinung in Königsberg verhaftet und nach Berlin gebracht. Dem weltlichen Gericht übergeben, versprach er ernstlich, der Gewalt des Teufels und der Gesellschaft der Abtrünnigen zu entsagen und in den Schoß der allein seligmachenden Kirche zurückzukehren. Der Kanngießer Symon Hüßler aus Königsberg und zwei Bauern aus Groß-Wubiser übernahmen die Bürgschaft für ihn.

Kannte man nicht meinen, daß der religiöse Fanatismus der Hussiten unter den Trümmern und der Asche tausender Dörfer und Städte in Schlesien, Brandenburg und anderen deutschen Landesteilen verkohlt liege? Es schien nur so! Die freiheitliche Entwicklung und der überzeugende Glaube von der Verderbnis und dem Unvermögen der römischen Priester schlummerten fort in den Herzen der folgenden Generation und bereiteten das Feld zur neuen Saat. Im nächsten Jahrhundert sollte die Glut zur neuen Flamme sich entfalten, um zunächst im Herzen unseres Vaterlandes und dann überall zur hellen, himmelhohen, unvertilgbaren Flamme emporzulodern.

Joachim I. war im Jahre 1535 gestorben. Obwohl ein großer Feind der Reformation, hatte er es, wie wir schon sahen, doch nicht hindern können, daß sich die neue Lehre in seinem Lande ausbreitete und sogar in seiner Familie Anhänger fand. In allen Teilen seines Landes hatten sich Männer gefunden, die gleich Luther bereit waren, der Sehnsucht und dem Verlangen ihrer Zeitgenossen eine Stimme und einen kräftigen Willen zu verleihen.



und dem Volke den neuen Glauben, die reine Lehre des Wortes Gottes zu verkündigen. In der ganzen Mark selbst bestand freilich während der Regierung Joachims I. offiziell der katholische Glaube fort, aber dennoch untergrub eine tiefgehende protestantische Unterströmung im Volksleben das Fundament der alten Kirche. Die Messen wurden nicht mehr besucht, und die Opfergelder blieben trotz aller Ermahnungen der Geistlichen aus, so daß die Kirchen und die vielen kirchlichen Vereinigungen verarmten. So erging es auch der Elendengilde in Soldin, die gleich den anderen Elenden- und Kalandsgilden in erster Linie für die Unterstützung stellenloser Geistlicher zu sorgen hatten. Da auch die Klöster verarmten, weil die Bevölkerung den bettelnden Mönchen nichts mehr gab, so sahen sich viele Klöster genötigt, ihre Güter und Liegenschaften zu veräußern, um sich wenigstens auf einige Zeit den Unterhalt zu verschaffen. Die Mönche gaben sich auch über ihre Zukunft und die wahre Lage der Dinge keineswegs unnützen Täuschungen hin. Sie suchten zu retten, was noch zu retten war. Voran gingen die Bettelmönche, die sich naturgemäß in ihrem Fortkommen zunächst bedroht sahen. So sehen wir z. B., wie der Prior oder Vorsteher der Dominikaner zu Soldin im Jahre 1535 ein Haus, welches dieser Orden in Arnswalde besaß, an die Brüder Hans und Joachim von Krempzow — Bruderkinder des erwähnten Soldiner Propstes Bartholomäus von Krempzow — verkaufte. Am Sonntag Cantate (16. Mai) 1536 bestätigte Markgraf Johann von Cüstrin diesen Kaufvertrag und verlieh das Haus den Krempzow's zu einem rechten Mannlehen.

Ein besonders merkwürdiges Ereignis bereitete die Reformation in der Stadt Friedeberg vor. Der Berliner Rektor Peter Hassitz erzählt darüber folgendes: „Anno Christi 1529, den 9. Januar um 10 Uhr auf dem Abend, wurde ein schreckliches Feuerzeichen am Himmel sichtbar vom Ausgang der Sonnen gegen Mitternacht (Nordosten) und von dannen gezogen gegen der Sonnen Niedergang. Darauf ist im selbigen Jahre wegen wohlverdienter Sünden und Uebertretungen der



göttlichen Gebote durch billigen und eifrigen Zorn Gottes eine unerhörte neue Krankheit und schreckliche Plage, die englische Seuche oder Schweißkrankheit, entstanden, welche alle Länder durchwandert und viele Tausende von Menschen hinweggerissen. Die sich des Schlafes enthalten konnten, sind wieder gesund geworden. Darum hat man die Leute mit Rütteln, Schütteln, Hin- und Widertragen, Heben und Legen vor dem Schlase bewahren müssen. Diese Seuche aber hat über einen Monat an einem Orte nicht gewähret."

„Eben wie diese Seuche auch in der Stadt Friedeberg grassiret und getobt, hat der Pfarrer Gregorius Bamtor dafelbst solcher Seuche diese Schuld und Ursache gegeben, daß die Leute fürwitzig wären und zu der neuen Lehre des Kezers Luther in Wittenberg Lust hätten.

Seine Lehre in der Kirche war darum immer: „Gott sendet euch daher die schreckliche Plage, damit er euch strafen, heimsuchen und züchtigen möchte. Bleibt ihr aber dem alten Glauben und der römischen Kirche getreu und hanget nicht diesem Kezer Luther an, so wird diese Seuche wohl aufhören und ein Ende nehmen.“

Der Propst ordnete daher in einer Sonntagspredigt für den kommenden Tag eine feierliche Prozession an, um mit dem Geleit der päpstlichen Litaneien dieser Seuche zu wehren.

Aber was geschah? „Des Morgens war der Pfaffe tot und ward eine trauwige Prozession daraus; denn Gott läßt sich nicht spotten!“

Die Freunde und Anhänger der neuen Glaubenslehre erblickten in dem plötzlichen Todesfalle des Propstes ein Gottesurteil und den Beweis der Heiligkeit ihrer Sache; so wurde die lutherische Lehre durch dieses Ereignis in der ganzen Umgegend gefördert und ausgebreitet.

Öffentlich wurde die Reformation erst durch den Markgrafen Johann von Cüstrin in Friedeberg eingeführt; in welchem Jahre dies geschah, läßt sich nicht nachweisen. Der Sinn des Markgrafen für kirchliche Interessen hielt ihn indessen nicht ab, von den alten Silbergeräten,



welche die katholische Kirche in Friedeberg im reichen Maße besaß, sich den größten Teil, „ungefähr 360 Lot“, anzueignen. Er ließ daraus Geld prägen, welches er für die Arbeiten am Cüstriner Festungsbau verwendete. Die späteren Bemühungen der evangelischen Geistlichen um Rückerstattung dieses eingezogenen Kirchengutes sind ohne Erfolg gewesen.

Auch der Prior des Klosters der Augustiner-Eremiten zu Friedeberg folgte dem Beispiel des Soldiner Propstes und verkaufte das seinem Kloster gehörige „Häuschen und Höschen, welches in Arnswalde gelegen war.“

Bald nach der Einführung der Reformation verließen die hier ansässigen Mönche des Augustiner-Klosters gleich ihren Brüdern in Königsberg ihre stillen Klausen und wanderten nach allen Himmelsgegenden hin aus. Die unbewohnten Klostergebäude blieben unverwahrt und unbewohnt und gerieten daher allmählich in Verfall. Als sich dann im Jahre 1552 Hans von Bornstedt in Friedeberg sesshaft machen wollte, überließ ihm Markgraf Hans das Kloster zur Einrichtung einer Wohnung. Späterhin trat er es gegen Vergabe einer besser gelegenen Baustelle an die Stadt ab; von ihr wurden fortan die Klosterräumlichkeiten zur Aufbewahrung von Kornvorräten benutzt.

In Arnswalde hatte ohne Zweifel schon zu Joachims I. Zeiten die neue Lehre Eingang gefunden und Fuß gefaßt. Wenn auch nicht urkundlich festgestellt werden kann, so darf man doch mit einiger Sicherheit annehmen, daß der Rat der Stadt gleich dem der anderen Städte bei der Huldigung im Jahre 1536 die Bitte ausgesprochen haben mag, einen Lehrer und Prediger des neuen Glaubens aufstellen zu dürfen.

Arnswalde sollte nun von allen neumärkischen Städten den Vorzug haben, einen der tüchtigsten Kanzelredner und eifrigsten und erfolgreichsten Förderer der Reformation in der Mark als ersten evangelischen Geistlichen zu erhalten, nämlich Georg Buchholzer.

Er wurde wahrscheinlich im Jahre 1501 in Dahme als Sohn des dortigen Rats Herrn Andreas Buchholzer geboren.



Auch ihn zog der Mann, welcher der Sehnsucht seiner Zeitgenossen eine Stimme und einen kräftigen Willen verlieh und seiner ganzen Zeit den Stempel seines Geistes ausdrückte, nach Wittenberg, wo er eifrig Theologie studierte.

Auch er folgte gleich vielen anderen Geistlichen damaliger Zeit dem Beispiele Luthers und verheiratete sich. Er führte seine Landsmännin Anna Zorn als Gattin heim. Wahrscheinlich ist er anfänglich in Dahme als Lehrer und Prediger angestellt gewesen; denn hier wurde ihm sein erstes Söhnlein geboren. Späterhin war er in dem nahegelegenen Dorfe Schönau als Geistlicher angestellt; von hier aus wurde er nach Arnswalde berufen.

Wenn gewöhnlich erzählt wird, daß ihn Markgraf Hans dorthin gesandt habe, so läßt sich das nicht genau nachweisen. Vielmehr ist anzunehmen, daß sich auch hier die Stadtväter, wie vielfach anderwärts, an Luther oder Melanchthon gewandt und sie um Rat in dieser wichtigen Angelegenheit befragt haben werden. Von diesen dürfte der Stadt sodann der ihnen wegen seiner Tüchtigkeit bekannte Buchholzer vorgeschlagen worden sein.

Buchholzer ist wahrscheinlich im Frühjahr 1536 nach Arnswalde gekommen. Seine amtliche Tätigkeit hier selbst sollte jedoch nur von kurzer Dauer sein. Er selbst gibt sie in einer Vorrede über eine Predigt Luthers auf 1½ Jahre an, indem er schreibt: „Wie denn solches erfahren, da ich zu Arnswalde in der neuen Mark anderthalb Jahr ein Pfarrer gewesen bin.“

Schnell drang der Ruf von seiner Gelehrsamkeit und Tüchtigkeit als Redner über die Grenzen der Stadt Arnswalde hinaus. Er wurde deshalb nach Berlin berufen, um hier die Stelle eines Propstes an der Nikolaikirche zu verwalten.

Buchholzer stand anfänglich in großer Gunst bei dem Kurfürsten Joachim II.; denn als sich am 1. November 1539 der Kurfürst in Spandau das Abendmahl in beiderlei Gestalt reichen ließ und dadurch seinen Uebertritt zum Protestantismus



öffentlich kund tat, da war Buchholzer ausersehen, inmitten dieser Versammlung märkischer Edelleute und Geistlichen die Festpredigt zu halten. Das Abendmahl selbst empfing der Kurfürst aus der Hand des Bischofs Matthias von Jagow. Am folgenden Tage fiel ihm eine gleich ehrenvolle Aufgabe zu. Als nämlich der Rat der Städte Berlin und Kölln den Uebertritt zur Lehre Luthers vollzog, mußte er auch hier die Festpredigt halten.

Da späterhin zwischen den Berliner Geistlichen heftige Streitigkeiten wegen der neuen Kirchenlehre entstanden, verlor Buchholzer die Gunst seines Fürsten und wurde 1565 sogar abgesetzt. Das nahm er sich so zu Herzen, daß er krank wurde und bald darauf starb. In der Nikolaikirche fand er seine letzte Ruhestätte.

Zur damaligen Zeit gehörte auch Dramburg noch zur Neumark. In dieser Stadt hatte die Reformation gleichfalls Eingang gefunden. Die Klostergebäude standen leer, und in den Schulen und Kirchen wirkten evangelische Lehrer und Geistliche. Der Markgraf schenkte dem Räte dieser Stadt das mehr und mehr auch in baulichen Verfall geratende Kloster, damit er die Materialien zum Wiederaufbau einer abgebrannten Schule und Kirche verwenden möchte. Als aber ein Ratsherr dies Geschenk mit der Begründung zurückwies, es möchte der Stadt „kein Segen daraus ersprießen, wenn man das Kirchengut zu anderem Nutzen verwende,“ so schenkte es der Markgraf dem Ritter Joachim von Wedel, der es als seine Wohnung herrichtete.

Auch in Königsberg waren die Inassen des Augustinerklosters in bittere Not geraten; denn seitdem die neue Lehre hier Wurzel gefaßt hatte, waren die freiwilligen Gaben und Opfer, aus denen die Mönche größtenteils ihren Unterhalt gezogen hatten, weggefallen. Im Jahre 1558 wurde daher das „wüste“ Augustinerkloster in ein Hospital umgewandelt, und dort die armen Leute aus den Hospitälern St. Spiritus und St. Nikolai untergebracht. Die beiden bisherigen Hospitäler aber wurden verkauft und daraus Wohnhäuser



gemacht. Als die Augustinermönche die Stadt und das Kloster verlassen mußten, flohen sie mit den wertvollen Kirchengeräten zu dem Bischof von Lebus nach Fürstenwalde.

Die Aebtissin, Priorin und der Konvent des Nonnenklosters zu Reetz übergaben das Stift mit seinen Gütern und Urkunden im Jahre 1552 dem Markgrafen. Dafür zahlte er jeder der noch darin lebenden Klosterjungfrau, um sie mit ihren Ansprüchen auf das Kloster abzufinden, 100 Gulden bar und blieb außerdem jeder aus den Gefällen und Hebungen des Klosters noch 100 Gulden schuldig, die er ihnen mit 6 Gulden jährlich, so lange sie lebten, zu verzinsen versprach.

Das ebenfalls im Kreise Arnswalde gelegene Kloster Marienwalde hatte noch am 11. November 1534 unter seinem Abte Otto von den Gebrüdern Georg, Asmus und Hans Bornstedt auf Lauchstädt „für 70 Gulden harter Münze einen Kamp Landes“ bei Lammersdorf im Wolgastischen Felde und 10 Morgen Rodeland gekauft. Diese Urkunde ist die letzte, durch welche das Kloster Marienwalde sich Besitz erwarb. Nicht lange nach dem Regierungsantritte des Markgrafen Johann wurde das Kloster säkularisiert, aus seinen Gütern das Amt Marienwalde gebildet und dort am Regenthiner See das Jagdschloß Jägersburg erbaut.

Auch in Woldenberg hatte der Markgraf wie in Friedeberg sich einen guten Teil des Kirchenvermögens bei der Einführung der Reformation angeeignet, freilich in der ernstesten Absicht, die Summe — sie betrug 74 Fl. — wieder zurückzahlen. Aber auch hier wie in Friedeberg wurde nichts daraus. Johann Georg, Johanns Nachfolger, fühlte sich zur Erstattung der Summe nicht verpflichtet.

Da wir gerade von der Einziehung der Klöster hören, müssen wir uns noch einmal Arnswalde zuwenden. Hier bestand seit den ältesten Zeiten ein Franziskanerkloster. Die Mönche hatten zwar in einem Zeitraume von fast 300 Jahren hier keine besonderen Schätze anhäufen können, aber doch hatten sie immerhin so viel erworben, daß sie 4 Hufen



Land, einen See und verschiedene Wiesen besaßen, so daß ihr Besitztum sich auf 350 Magdeburger Morgen belief. Aus diesen Ländereien bildete der Markgraf das Klostergut. Der Zeitpunkt, in welchem dies geschah, läßt sich nicht mehr genau feststellen. Der erste Besitzer des Klostergutes war Joachim von Benkendorf, der älteste Sohn des Markus von Benkendorf zu Wardin. „Aus besonderer Gnade und in Ansehung seiner treuen Dienste, die er bis anhero willig getan, auch hinfüro wohl tun kann, soll und mag, verleihen wir ihm und seinen Erben vier Hufen Landes, so etwa dem Kloster in unserer Stadt Arnswalde zuständig gewesen und an den Landesherrn erledigt, samt allem zugehörigen Wördeland, dem See und den Wiesen dazu belegen, wie vorige Besitzer solche Hufen innegehabt, genossen und gebraucht, und dazu auch das ganze Kloster mit allen seinen Einkommen, Zubehörungen, Gärten, Häusern und allem andern erblich als ein frei Gut.“

Wie zu Reetz im Arnswalder Kreise, so bestand auch zu Behden im Königsberger Kreise ein Nonnenkloster. Die Besitzungen und Güter dieses Klosters zog der Markgraf ebenfalls ein; er schloß mit den vierzehn Klosterjungfrauen daselbst einen ähnlichen Vertrag wie mit den Insassen des Nonnenklosters zu Reetz.

Es ist bekannt, daß im Mittelalter die Mutter Gottes, die hochgelobte Jungfrau Maria, nicht minder gläubig verehrt wurde als der Herr Christus selber. Vor den Marienbildern, denen man wundertätige Kräfte zusprach, kniete die unwissende Menge mit derselben gläubigen Andacht und Scheu wie vor dem Kreuzifix. Luther verwarf mit seinen Anhängern die Marienverehrung. Als der Markgraf Hans durch Wenzel aus Kielmann eine Visitation der Kirchen in seinem Lande abhalten ließ, brachte er in Erfahrung, daß in Göriz eine Marienkapelle sei, „wo die hochgelobte Königin viel groß Wunderding getan und täglich noch tut.“ Es waren fast durchweg Pilgerscharen aus Polen, die alltäglich hierher wallfahrteten, um für Verehrung des Muttergottes-Bildes Ablass zu erhalten.



Johann von Cüstrin konnte hier wenig ausrichten, denn Göriz gehörte zum Lebuser Stiftsprengel, und der damalige Bischof Georg von Blumenthal, ein erzkatholischer und strenger Kirchenfürst, hatte es verhindert, daß Luthers Lehre in seinem Bistum Eingang fand. Als 1551 Johann Horneburg Bischof im Lebuser Bistum wurde, befahl der Markgraf dem Landeshauptmann Hans von Minkwitz in Drossen, dem „Abgott in Göriz“ nunmehr ein Ziel zu setzen. Im Juni brach dieser mit einer Anzahl Stadtknechten und Bürgern aus Drossen auf. Unterwegs gesellten sich Bauern zu ihnen, so daß ein großer Haufe in Göriz ankam. Es war noch nicht die Sonne aufgegangen. Man weckte daher den Aufseher der Marienkapelle und forderte ihn auf, die Thür der Kapelle zu öffnen. Minkwitz hatte zwar den Leuten jede Ueberschreitung und jeden Unfug verboten; aber er konnte die entrüsteten neumärkischen Protestanten nicht in Ordnung halten. Sie zerstörten daher alles in der Kapelle, was nicht niet- und nagelfest war. Das hölzerne Marienbild wurde vom Altar gestoßen und zertrümmert, auch ein anderes aus Marmor schlugen sie in Stücke. Fahnen, Messgewänder, Altardecken und kirchliche Geräte wurden zerstört und auch sonst noch anderer Unfug verübt. Das war nicht nach dem Willen des Markgrafen geschehen. Die Bürger und Bauern, denen man ihre Schuld nachweisen konnte, wurden daher auch auf seinen Befehl mit Gefängnis bestraft.

Johann ging nun auch mit der Einführung der neuen Lehre in dem Sprengel des Bischofs rücksichtslos vor. Ueberall setzte er in den Dörfern nur solche Geistliche ein, die sich der neuen Kirchenordnung unterwarfen. Zwischen dem Bischof Johann Horneburg und dem Markgrafen entspann sich deshalb eine scharfe Brieffehde, die Verbitterung auf beiden Seiten schuf. Ehe jedoch der Streit zu Ende geführt war, starb im Jahre 1555 der Bischof von Lebus, und die evangelische Sache konnte sich auch von nun ab in diesem Teile der Neumark ausbreiten.

In Soldin, welches vormals die Hauptstadt der



Neumark war, wurde die Lehre Luthers durch Heinrich Frane und Wenzeslaus Kielmann eingeführt. Ersteren hatte der Markgraf Johann von Cüstrin zum Generalsuperintendenten in seinem Lande ernannt. Hervorragendes Organisationsgeschick und bedeutende Gelehrsamkeit machten ihn besonders geeignet, das Kirchenwesen in der Neumark zu verbessern und neu zu gestalten. Er richtete in den neumärkischen Städten die Gottesdienste nach dem Muster der sächsischen Kirche ein. Der Markgraf sandte nun diesen Mann nach Soldin, damit er in dem altehrwürdigen Dome dieser Stadt nach evangelischer Weise predige und die Domherren veranlasse, den Katechismus Luthers anzunehmen und nach der in Witteyberg eingeführten Weise zu singen.

Die Domherren, zumeist Söhne märkischer Edelleute, waren dazu nicht geneigt, und Frane kehrte nach Cüstrin zurück, um dem Markgrafen Johann Bericht zu erstatten. Darauf sandte der Fürst den evangelischen Prediger Wenzeslaus Kielmann nach Soldin, den das Domkapitel als beständigen Pastor annehmen mußte. Die Domherren wollten jedoch nicht so ohne weiteres das Feld räumen, sie fuhren daher fort, ihre kanonischen Stunden zu halten. Aber ihre Anhänger verminderten sich von Tag zu Tag, dagegen wurde Kielmanns Gemeinde immer größer. Schließlich verbot der Markgraf dem Domgeistlichen das fernere Predigen nach katholischer Weise; da verließen sie bis auf den Domprobst Bartholomäus Krempzow den Ort ihrer bisherigen Wirksamkeit, und Soldin war seit dieser Zeit eine evangelische Gemeinde.

Als Krempzow 1542 starb, verkaufte das Stiftskollegium unter seinem Nachfolger Cirix Tamme „wegen vielfältigen Ungehorsams und Mutwillens der Kapitalsuntertanen“ am 13. November 1543 alle seine Güter mit den Einkünften, Zugehörungen, Dörfern, Wiesen, Wäldern, Lehnschaften, Nutzungen, Gerechtsamen sowie hohen und niederen Gerichtsbarkeiten an den Kurfürsten Johann von Cüstrin für 3000 Gulden.



Aus den Stiftsdörfern: Gollin, Schöneberg, Staffelde, Michelfelde und Brüggge bildete der Markgraf das Amt Karzig. Das Domstift hatte bisher auch das Recht gehabt, den größten Teil der Pfarrstellen in den Städten Landsberg, Bärwalde, Berlinchen, Woldenberg und Lippehne zu besetzen. Dieses sogenannte Patronatsrecht übertrug nun der Landesherren den Ratsherren jener Städte.

Aus den Bemerkungen des Soldiner Domkapitels über den „vielsältigen Ungehorsam der Kapitelsuntertanen“ ersehen wir, daß auch in den Stiftsdörfern des Doms die neue Lehre Eingang gefunden haben muß. Tatsächlich hatten auch bereits Edelleute auf ihren Gutsdörfern in der Neumark Geistliche angestellt, die in ihren Häusern und Kirchen nach lutherischer Weise predigten. Peter von der Marwitz auf Bärfelde unterhielt schon im Jahre 1529 heimlich einen evangelischen Hausprediger.

Aber der Haß gegen die reine Lehre des Wortes Gottes und gegen die neue Kirchenverwaltung regte sich noch lange Zeit. Der Kanonikus Johann Erdmann in Soldin betrachtete die lutherische Lehre als ein „Krebsgeschwür, welches, um sich fressend, auch bis Soldin gedrungen sei.“ In einem Briefe aus dem Jahre 1548, welchen er an seinen Freund Steinkopf in Berlin richtet, heißt es, „daß der Herr Markgraf einen großen Hunger und Durst nach den geistlichen Gütern bekommen und durch seinen Gesandten alles goldene und silberne Kirchengesäß habe wegnehmen und als Werkzeug des Aberglaubens dem Volke aus den Augen bringen lassen.“

Benzeslaus Kielmann, der erste evangelische Geistliche in Soldin, hat in dieser Stadt $\frac{1}{4}$ Jahrhundert treulich gewirkt, 1562 starb er. Ihm folgte Balthasar Stephani aus Landsberg a. W. Dessen Nachfolger war Sebastian Becker, der 1569 nach Drossen ging, wo er 1610 starb.

Auch in Drossen war das Verlangen nach einer geistlichen Erlösung aus den Banden menschlicher Satzungen und des Gewissens Zwang nicht geringer als anderswo.

Ja wir haben alle Ursache zu glauben, daß die Be-



wohner dieser Stadt auf ihren Reisen zur Messe nach Leipzig über Wittenberg dort mehrfach in frühe und nahe Berührung mit dem großen Reformator selbst kamen und den Samen des Evangeliums mit heimbrachten.

Von Züllichau ging ein Bürger, der „alte Bergmann“ genannt, zu Fuß bis nach Wittenberg, nur, um den Dr. Luther in Person sehen und hören zu können. Derselbe soll über 100 Jahre alt geworden sein und konnte daher lange Zeit von all dem Guten, das er aus nächster Nähe von den Feldern und Werken der Reformation gesehen und gehört hatte, zeugen.

„Es ist auch sehr erklärbar,“ — sagt der Superintendent Wegener in Züllichau in der Vorrede zu seiner „Lebensgeschichte des Markgrafen Johannes von Brandenburg“, „daß der Enthusiasmus für die evangelische Freiheit bei uns früher als in anderen Städten erwachte, da ein schon damals bedeutender Tuchhandel der Stadt jährlich viele nach Leipzig führte, welche, wie noch in mehreren alten Bibeln vermerkt worden, die neue Lehre in ihre Häuser und Familien zurückbrachten, je über Wittenberg reisten, um Luther zu sehen und von ihm erzählen zu können.“

Fest steht auch, daß Züllichau, zuerst von allen Brandenburgischen Städten, bereits im Jahre 1527 und zwar am 1. Pfingstfeiertage, den 9. Juni, die erste evangelische Predigt in der dortigen Pfarrkirche gehalten, weshalb auch im Jahre 1877 bereits dort das 350 jährige Jubiläum der Einführung der Reformation festlich begangen worden ist.

Der erste evangelische Prediger, welcher an dem genannten Tage das Wort Gottes nach Luthers Art verkündigte, war ein Sohn des Züllichauer Bürgermeisters Petrus Grimm, welcher auf der Universität in Wittenberg — wider Wissen und Willen seines Vaters, der an der katholischen Richtung fest hielt, — dem Dr. Luther nahe getreten war und die evangelische Sache mit jugendlichem Feuereifer vertrat.

Als er nach vollendetem Studium daheim in einer



Predigt zeigen sollte, was er gelernt habe, ließ er nicht nur das Lutherlied:

„Nun bitten wir den heiligen Geist
Um den rechten Glauben allermeist!“

singen, sondern predigte auch echt evangelisch in der Kirche seiner Vaterstadt.

Sein Vater soll darüber so erzürnt gewesen sein, daß er voll Scheltens die Kirche verließ. Dennoch konnte der neue Glaube nicht ertötet werden, und Peter Grimm ward und blieb der erste evangelische Prediger in Züllichau, wo er auch im Jahre 1536 von Markgraf Hans in aller Form bestätigt wurde. 1563 starb er nach segens- und erfolgreicher Tätigkeit.

Zehn Jahre später, 1573 am 3. Pfingstfeiertage fand die Reformation in Stadt und Herrschaft Cottbus Eingang, indem mit landesherrlicher Genehmigung des zu Cüstrin residierenden Markgrafen Hans an diesem Tage die beiden aus Wittenberg berufenen Prediger Lüdicke (Ludicus) und Martell (Martellus), beide geborene Cottbusser, als Oberpfarrer und Diakonus an der dortigen Pfarrkirche eingeführt wurden. Auch im ganzen Kreise wurde dieses Ereignis gefeiert.

In Drossen, wo ebenfalls schon seit 1532 ein evangelisch gesinnter Geistlicher, Johann Mangold, seit längerer Zeit im Stillen gewirkt hatte, und — vermutlich durch den Einfluß der bereits überwiegenden Partei der evangelisch Gesinnten — im Jahre 1537 zum Pfarrer an St. Jakobi gewählt worden war, wurde das Werk der Reformation am Mittwoch nach Cantate des Jahres 1538, am 2. Juni — durchgeführt.

Tags zuvor hatte nämlich der Blitz in den dortigen Kirchturm eingeschlagen, die ganze Stadt mit ihrer Kirche war in höchster Gefahr, wenn die brennende Kirchturmspitze herabstürzte.

Da fällt — auf offenem Markte! — Johannes Mangold auf die Knie und betet inbrünstig um ein Gnadenwunder



Gottes. Die Gewitterwolken scheinen anfangs eilend dahinzuflihen, plötzlich aber verweilen sie, plötzlich rauscht ein gewaltiger Regen herab, welcher die Flammen löscht und Kirche wie Stadt sind gerettet!

Am folgenden Morgen hielt deshalb Pfarrer Mangold einen Dankgottesdienst, bei welchem er über Jesaias 44,8: „Ist auch ein Gott außer mir?“ eine Predigt hielt, in welcher er zugleich den Aberglauben und Götzendienst der römischen Kirche so bekämpfte, daß seine Zuhörer, mächtig erstaunt, nach beendigtem Gottesdienst alle der Maria und anderen Heiligen gewidmeten Nebenaltäre und sonstigen Erinnerungen an den Katholizismus niederrissen.

Obgleich gegen diese Gewalttätigkeit sich in der Stadt großer Unwille kundtat, konnte doch niemand auch hier das angefangene Werk der Reformation wieder dämpfen, so daß Johann Mangold mit Recht als der Reformator von Drossen gilt.

Er blieb auch in seinem Kirchenamt an St. Jakobi und erhielt sogar im Jahre 1541 in der Person des Melchior Broll einen Diakon.

Auch der vormalige römische Stadtpfarrer Hundertmark lebte bis zu seinem Ende in Drossen und bezog bis dahin auf Verwendung des Bischofs in Lebus ein Gnadengehalt aus der St. Jakobi-Kirchenkasse, ohne mit der Kirche oder für dieselbe noch etwas zu tun zu haben.

Im Jahre 1552 starb Mangold. Seine nächsten Nachfolger hießen: Kaspar Enemiander, Georg Wagner, Johann Tecler und von 1571 - 1610 Magister Sebastian Becker.

Als Kaiser Karl V. im Jahre 1548 das sogenannte Interim, ein auch für evangelische Stände geltendes Kirchengesetz, erließ, da blieb unser Landesvater Johann fest und ließ es in der Neumark nicht zur Geltung gelangen. Ein Chronist damaliger Zeit schreibt: „Während in ganz Deutschland die Durchführung des Interims die größten Bewegungen hervorrief, und die schrecklichsten Kämpfe Familien und Gemeinden zerrissen, blieb die Neumark in guter Ruhe,



und das Volk brachte seine Tage in stillem, gottseligem Frieden zu."

Im Jahre 1551 erließ der Markgraf eine Anweisung für die Kirchensvisitatoren seines Gebietes, aus der hervorgeht, daß überall in den Dörfern und Städten der Neumark die neue Lehre eingeführt und evangelische Geistliche angestellt waren. Nach dieser Anweisung sollte den Pfarrern in den Städten und Dörfern ernstlich anbefohlen werden, „sich in Lehren, Gefängen und Ceremonien aller Neuerungen zu enthalten und nur nach Luthers Katechismus und reinen Postillen sich zu richten. Mehrere Pfarren sollte man ihres geringen Einkommens wegen zu einer vereinigen. Der Superintendent sollte den Pfarrer, der sträflich an Lehre und Leben sei, vor sich fordern und zur Besserung ermahnen. Beharre er jedoch in seinem Irrtum oder in seinem unordentlichen, bösen Leben, so solle der Superintendent dies in der Kanzlei zu Cüstrin anzeigen, worauf solcher „Wolf-Pastor“ aus dem Lande zu weisen sei. Die Dorfpfarrer sollten Luthers Katechismus alle Sonntage predigen. Diejenigen Pfarrer, welche nicht die reine Lehre predigten, sollten aus dem Lande entfernt werden."

Aus dieser Verordnung sehen wir, daß überall evangelische Geistliche wirkten, und daß die Reformation in der ganzen Neumark eingeführt war. Auch als Johann von Cüstrin starb, und das Land rechts der Oder wieder mit der Kurmark vereinigt wurde, gelang es den Katholischen nicht mehr, festen Fuß auf neumärkischem Boden zu fassen. Unsere Vorfahren konnten jetzt in Ruhe und Frieden leben, bis der Dreißigjährige Krieg das Land an den Rand des Verderbens brachte.

14. Zauberei und Hexenverbrennung.

Nicht nur die katholische, sondern auch die evangelische Welt lag noch bis spät nach dem 30jährigen Kriege im Banne eines finsternen Aberglaubens. Selbst der so praktische und hellsehende Johann von Cüstrin konnte sich davon nicht be-



freien. Die beiden folgenden Ereignisse haben sich denn auch während seiner Regierung und unter seinen Augen abgespielt. Die Akten des Brandenburger Schöppenstuhls berichten darüber folgendermaßen:

Vor Gericht zu Friedeberg bekennen die Brüder Jürgen und Tewes Küricke aus Rosenthal bei Königsberg i. d. Nm., daß sie nach Bartholomäi 1551 von der Märzdorffin, des Kersten Merzdorff's Eheweib, einer Schwester Freybeckerin in Friedeberg, in Rosenthal vor dem Krüge darum angeredet worden wären, der Freybeckerin in deren Sachen zu dienen und sich deshalb nach Friedeberg zu begeben, wo sie wohl für einige Zeit einen Dienst erhalten würden. Vor ungefähr drei Wochen wären sie in Friedeberg angelangt, bei Freybecker eingetreten und von diesem, der über Tisch gefessen, „zum Wahrzeichen“ eingeladen worden, sich zu ihm zu setzen und mit ihm zu essen. Hier hätte er mit ihnen über seines Weibes Angelegenheiten und davon gesprochen, daß er nun fast all das Seinige verbracht und verloren, und wenn er von dem Fürsten, an den er sich jetzt gewendet, nicht Recht bekäme und der Rat ihm wegen seines Schadens nicht verantwortlich gemacht würde, so sollten sie die Stadt anstecken und verbrennen, daß das höllische Feuer darin führe. Die Freibeckerin hätte, daß sie das tun sollten, mit ihrem Wirte aus einem Munde geredet, und darauf wären sie denn einig geworden, das Städtlein Friedeberg zu mordbrennen und alles, was Freybecker bei solchem Mordbrande erlangen würde, sollte jedem zur Hälfte zufallen.

Freybecker selbst bekennet, daß er mit den Brüdern Küricke auf seines Weibes Anstiften gehandelt, daß sie, wenn es auf den Sommer käme, die Stadt ausbrennen sollten, und daß er einen von ihnen zu seinem Dienste bestellt hätte. Sein Weib hätte ihm ohne Ablass angelegen und ihn oft gefragt, ob ihn denn ihr Leid nicht quäle, und von ihm verlangt, er sollte der Stadt so wehe tun, als er „wehest“ könnte, und dieselbe ausbrennen und verderben.

Die nun auch verhaftete und nach Friedeberg gebrachte



Märzdorffin gesteht, daß Frenbecker und sein Weib ihr befohlen hätten, die beiden Knechte zu bestellen, um ihrer Schwester Leid zu rächen und die Stadt mit Feuer zu überziehen. Außerdem gesteht sie aber auch noch, daß sie ihrer Schwester, der Frenbeckerin, einen Brei aus Feldkümmel, und wildem Salben, Maikraut, Njop, Krausemünze, weißen Rauten, Rade, Wermuth und Essig zusammengerieben, womit diese vorgehabt, es dem Bürgermeister zu Friedeberg anzulegen, daß er wie ein Espenlaub zittern und dann sterben sollte.

Die Kürickes, die Märzdorffin und Valentin Frenbecker verblieben, gütlich und peinlich befragt, bei ihren Bekenntnissen und Beschuldigungen und erlitten alle vier „wegen Mordbrennerei und Zauberei“ den Feuertod. Die Frenbeckerin selbst aber, „vor langen Jahren her als eine rechte Meisterin der Zauberei verdächtig gehalten,“ war durch keine Folterqualen zu einem Geständnisse zu bewegen. Der Brandenburger Schöppenstuhl aber sprach, „als billig“, daß, da jene vier, in der Güte und in der Pein, bei ihren Bezichtigungen verblieben, auch den Tod darauf empfangen hätten, die Inquisitin sich mit ihrem Verneinen hinfort nicht weiter schützen könnte, sondern vor das Gericht geführt und mit Feuer vom Leben zum Tode vernichtet werden möchte. Und so geschah ihr auch.

Das zweite Ereignis spielte sich dicht vor der Residenz des Markgrafen, nämlich in der Stadt Landsberg a. W. ab.

Der Bericht aus des Stadtschreibers Fichtner handschriftlicher Chronik von Landsberg lautet also :

1563. 5. Januar. Vier Frauen werden als Hexen in Landsberg a. W. öffentlich verbrannt.

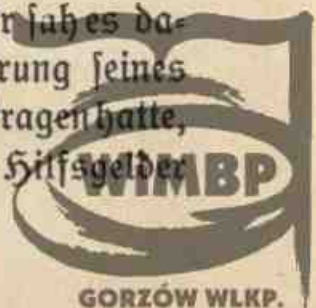
Am Freitag nach Allerheiligen 1561 ist eine Mißhelligkeit zwischen dem Bürgermeister Hans Herrendorf (in Landsberg) und einem Bürger, namens Asmus Müller, entstanden, indem der Bürgermeister Müllern die Fuhre nach Cüstrin ansagen lassen, dieser aber trunkener Weise dessen sich geweigert, dem Bürgermeister ins Haus gekommen, mit Worten und Werken sich ungebührlich bezeiget, geschworen, es solle ihm ein Wahrzeichen werden ; worauf er in bürgerlichen Gehorsam gehen

und den Sonnabend darauf nach Verhörung der Sache dem Bürgermeister Abbitte tun, auch vier Taler erlegen müssen.

Nicht lange hernach wird der Bürgermeister krank, und Müller macht sich mit anderen Dingen verdächtig, worüber seine Frau nebst drei anderen Weibern und noch einer Bürgerin, die Simon Maßin, zu Anfang des Dezember 1562 in gefängliche Haft gebracht werden. Diese bekennen nebst anderen schweren Zaubereisünden, daß sie dem Bürgermeister vergeben und ihm eine schwere, unheilbare Krankheit zugebracht. Die Asmus Müllern wird gleichfalls mit den Daumschrauben angegriffen und bekennt, daß sie der Maßin acht Thlr. zum Lohne gegeben, auch helfen Rat und Tat geben, daß dem Bürgermeister sei vergeben worden, weil er ihren Mann in Bewahrsam legen und mit vier Thlr. strafen lassen; wird aber nichts desto weniger den 2. Januar 1563 auf Kaution losgelassen, die andern vier aber, die Maßin, die Wanigkie, die Hans Köppin und die Kramin den 5. Januar 1593 öffentlich verbrannt.

15. Das Gefecht bei Granow und die Plünderung Soldins. 1627.

Während der ersten zehn Jahre hatte unsere Heimat nur wenig von dem dreißigjährigen Kriege verspürt. Durch Ernst von Mansfeld wurde der Krieg, der bisher hauptsächlich Westdeutschland mit seinem Elend und Leid heimgesucht hatte, zum erstenmal in die Mark Brandenburg getragen. Am 25. Mai 1626 war Mansfeld von Wallenstein an der Dessauer Brücke geschlagen worden. Dadurch veranlaßt, warf sich der Mansfelder rückweichend nach Brandenburg und Schlesien. Er wollte sich von hier aus nach Ungarn begeben, um sich gemeinsam mit Bethlen Gabor gegen den Kaiser zu wenden. Bethlen Gabor, ein unternehmender Mann evangelischen Glaubens, von weit ausgreifenden Entwürfen beseelt, der damals nach der Krone Ungarns trachtete, schloß aber Frieden mit dem Hause Oesterreich. Er sah es daher gern, daß Mansfeld, nachdem er die Führung seines Heeres dem Herzog Johann Ernst von Weimar übertragen hatte, nach Venedig und England gehen wollte, um dort Hilfs-



zu erlangen. In Bosnien starb der abenteuernde Söldnerführer, wild und irozig, wie er gelebt. Als er sein Ende herannahen fühlte, ließ er sich seinen Panzer anlegen und sein Schwert umgürten und erwartete stehend, gestützt von seinen Freunden, den Tod. Auch sein Nachfolger, der Herzog Johann Ernst von Sachsen-Weimar, ein standhafter Vertreter der protestantischen Sache, erlag bald darauf einer Krankheit, welche er sich durch kriegerische Anstrengungen zugezogen hatte. Nach ihm wurden Mansfelds Truppen später die „Weimarschen“ genannt.

Der Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg hatte es bisher mit Christian IV. von Dänemark und dessen Verbündeten gehalten. Als aber der Dänenkönig nach heldenmütigem Kampfe bei Lutter am Barenberge durch Tilly eine schwere Niederlage erlitt, und die Macht des Kaisers täglich zunahm, sah sich auch unser Landesvater genötigt, einen Wechsel in seiner bisherigen Politik eintreten zu lassen. Der Kurfürst wußte auch, daß seine Achtung in Wien bereits erwogen worden war; daher hielt er es für unbedingt nötig, Anschluß an den Kaiser zu suchen. Hierbei waren ihm die Dienste seines oft geschmähten und vielfach verkannten Rates Adam von Schwarzenberg von großem Nutzen. In der brandenburgischen Politik wandelte sich von nun an die bisherige wohlwollende Neutralität in offene Feindschaft gegen den Dänenkönig und seine Verbündeten.

Mit den schon vorhin erwähnten „Weimarschen“ sollte unsere Neumark bald eine unliebsame Bekanntschaft machen. Als auch Ernst von Weimar gestorben war, übernahm Christian Wilhelm, der Administrator von Magdeburg, den Oberbefehl über die Weimarschen. Da aber Wallenstein in der Gegend von Neiße mehr als 40 000 Mann sammelte, konnte er sich nicht länger in Oberschlesien halten; er versuchte sich mit Christian IV. in Norddeutschland zu vereinigen. Der Weg zur Vereinigung führte durch die Mark Brandenburg.

Da die kurfürstlichen Truppen den weit zahlreicheren Weimarschen nicht gewachsen waren, so wäre es letzteren sehr wohl möglich gewesen, sich bei Landsberg den Uebergang über die

Warthe zu erzwingen. Weil sie aber keine Zeit zu versäumen hatten, so zogen sie über Schwerin und Filehne nach Schloppe. Offenbar waren sie sich selbst nicht klar darüber, welchen Weg sie einschlagen wollten. Da erhielten sie die falsche Nachricht, Christian von Dänemark stehe vor Schwedt a. O. Darum wandten sie sich hier nach Westen, um über Bernstein und Soldin dahin zu marschieren. Südlich von Neuwedell überschritten sie bei Fürstenu die Drage, „welche man allda leicht durchreiten kann.“ Vorher hatten sie besonders in den Dörfern bei Woldenberg übel gehaust. Klosterfelde, Regentin und Lämmersdorf wurden, wie Löckel berichtet, nach vorheriger Plünderung von ihnen durch Feuer vollständig zerstört.

Die eigentliche Führung der zurückweichenden Truppen lag in den Händen des Generalkommissars Joachim v. Wizlaf, der in Hinterpommern seine Heimat hatte und in dänische Dienste getreten war. Da die Weimarschen erfuhren, daß die Kaiserlichen unter dem ihnen von Wallenstein zur Verfolgung nachgesandten Obersten Pechmann bereits bei Landsberg erschienen wären und nicht mehr weit entfernt sein könnten, beschloßen sie, in Bernstein die Quartiere zu beziehen, um gegen einen plötzlichen Ueberfall geschützt zu sein. Der Rat der Stadt Bernstein aber, dem die Einquartierung angesagt worden war, hatte in treuer Fürsorge um das Wohl der Bürger eine Deputation zu Wizlaf geschickt und durch die Zahlung von 100 Talern das drohende Unglück abzuwenden gewußt. Das sollte jedoch das Verderben der Weimarschen sein. Trotzdem die anderen Führer dagegen protestierten, hatte Wizlaf offene Quartiere in den Dörfern Branow und Kranzin bezogen.

Bei einiger Vorsicht hätte jedoch das Unheil nicht so groß werden können, welches über die Weimarschen am 24. Juli 1627 hereinbrechen sollte. In unverzeihlicher Weise wurden alle notwendigen Vorsichtsmaßregeln unterlassen, so daß es den Kaiserlichen gelang, völlig unbemerkt bis dicht an den Feind zu gelangen. Eine kleine Abteilung der Weimarschen wurde in der Nacht in Freudenburg ohne große Mühe durch Pechmanns Reiter überfallen u. niedergemetzelt oder gefangen genommen. Ehe noch der Morgen graute, hatten die Kaiser-

lichen auch das Dorf Branow erreicht und konnten hier, ohne Widerstand zu finden, die Feinde völlig überraschen. In wildem Anlauf nahmen die kaiserlichen Regimenter Merode und de la Trappola das Dorf, alles vor sich niederreitend und -hauend; die übriggebliebenen Truppen gerieten in die Gefangenschaft.

In gleicher Weise hatte man auch wohl in Kranzin ähnliche Erfolge zu erringen gehofft. Hier wurde der Ueberfall jedoch durch die Wachsamkeit des Obersten Holk vereitelt. Als daher in dem benachbarten Branow die feindlichen Kriegstrompeten schmetterten, hatte er seinem Regiment sofort den Befehl zum Aufsitzen gegeben und war den bedrängten Brüdern zu Hilfe geeilt. Leider waren sie nicht stark genug, die kaiserlichen Truppen aus Branow zu vertreiben. Holk geriet selbst in die Gefangenschaft. Aber auch die Angreifer hatten schwere Verluste dadurch, daß ihr Führer Pechmann tödlich verwundet ward und später auf dem Wege nach Berlinchen starb. An seine Stelle trat der Graf Johann Merode. Während des tapferen Angriffs der Holkschen Reiter hatten sich auch die übrigen Weimarschen eingefunden, und nun wandte sich nach einigen Stunden das Kriegsglück gegen die Kaiserlichen. In diesem kritischen Augenblick trafen jedoch 7000 Kroaten unter Führung des Obersten Isolan auf dem heißumstrittenen Kampfplatze ein. Die Weimarschen mußten, im Rücken angegriffen, die schon errungenen Vorteile wieder aufgeben. Merode gewährte den Offizieren freien Abzug und sicheres Geleit zu den Dänen. Die Gemeinen, elf Kompagnien, traten, wie es Wallenstein verlangte, in den Dienst des Kaisers. Wenn man betrachtet, daß die Truppen, welche bisher den evangelischen Glauben verteidigten, ohne schwere Bedenken in den Dienst des Kaisers und damit der katholischen Sache traten, so sieht man, daß der Krieg schon damals den Charakter eines Glaubenskrieges verloren hatte, und die Truppen dort in den Dienst traten, wo ihnen am reichlichsten Lohn und Beute winkten.

Ueber 600 Leichen bedeckten den blutigen Kampfplatz. Den Siegern fiel eine reiche Beute zu; denn die Weimarschen hatten nicht nur in Schlesien, sondern auch auf ihrem Rück-

zuge durch die Neumark reiche Beute gemacht. Die ergrimnte Bevölkerung bedurfte daher garnicht der Ermahnung durch die Landesregierung, „die Flüchtigen an allen Orten zu verfolgen und ihnen keine Versammlung hinfüro zu gestatten.“ Den versprengten Flüchtlingen wurde „von den neumärkischen und pommerschen Bauern das Licht ausgeblasen.“

Aber daß Gott erbarm, die Kaiserlichen trieben es jetzt schlimmer wie die Weimarschen. Sie „hauseten wie die lebendigen Teufel, sonderlich die Kroaten und Kosaken.“ Torwege und Türen, Kisten und Kasten, Schränke und Spinde wurden erbrochen und die armen Bewohner rein ausgeraubt. Ihnde von Horcker auf Chursdorf behielt nicht einen Hut auf dem Kopfe. Achaz und Wilhelm Steinwehr auf Deetz konnten ihr Leben nur durch die Flucht retten. Weil Hans von Billerbeck nicht angeben wollte, wo er seine Schätze vergraben hatte, drehte man ihm einen Strick um den Kopf, so daß das Blut herausspritzte. Noch schlimmer erging es den armen Bauern. In Dieckow wurden 11 erschossen und 10 schwer verwundet.

Besonders schlimm erging es den Einwohnern der Stadt Soldin. Am 27. Juli wurde hier ein Teil der Kaiserlichen, nämlich 2000 Reiter, einquartiert. In einem Bericht des Magistrats der Stadt Soldin an die Regierung heißt es: „Und ist ihnen (den Bürgern der Stadt Soldin) über dies das Ihrige geraubet und abgenommen, Kisten und Kasten aufgehauen, ihre Kleider, Barschaft, was sie darin gefunden, öffentlich herausgenommen, und sind dazu hart geschlagen und übel traktiert worden, also, daß mancher Bürger nicht mehr, denn was er auf'm Leib hat um- und angehabt, behalten und verteigen können.“ Reiche Bürger mußten oft gegen 20 Mann mit ihren Pferden aufnehmen. Da man für die vielen Pferde nicht genug Futter in der Stadt hatte, mähten die Soldaten auf den Feldern die Gerste und den Hafer ab. Außerdem verlangten die einquartierten Soldaten von ihren Wirten Geld, gab man es nicht freiwillig, so erpreßten sie es sich mit Gewalt durch Drohungen und Schläge. Reiche Bürger mußten 20 bis 40 Taler zahlen, ärmere dagegen 5 bis 6.

Mehr als 40 Pferde wurden als gute Beute mitgenommen; als sie nach einigen Tagen die Stadt und den Kreis verließen, zogen sie über Cüstrin nach Wriezen.

Ueber diesen Vorgang besitzen wir noch zwei quellenmäßige Nachrichten, eine stammt von Stakius und die andere von Friederikus Muthreich, der damals Inspektor (Superintendent) des Soldiner Kreises war. Letzterer berichtet darüber folgendermaßen: „Den 27. Juli und mehr gegen Abend haben sich an drittheil 1000 kaiserliche Reuter des Pechmannschen und Merodischen Volks allhier zu Soldin einquartiert und die Nacht über so übel gehauset, so Kindes Kind davon wird zu sagen wissen; es wäre auch die Stadt gar ruinieret worden, wenn nicht des Morgens frühe wäre Aufbruch geschehen.“

Der Soldiner Bürgermeister Stakius, der zur Zeit des dreißigjährigen Krieges lebte, schreibt: „Donnerstag den 26. Juli haben sechs Cornel allhier den Durchgang gehabt; Freitag den 27. Juli haben 11 Cornel zu Abend allhier das Quartier bezogen, welche mit Verderben des Getreides im Felde und Abnehmung fast alles, was ein Bürger im Vorrat gehabt, über 1000 Reichstaler Schaden gebracht. Sonnabend den 28. Juli ist alles aufgebrochen und über den Paß von Cüstrin gezogen, wodurch die Neumark von den Feinden befreit worden.“

In den Städten standen viele Häuser leer. Einige hatten schon in der Pestzeit ihre Besitzer verloren. Da aber Handel und Wandel stockten und die Steuern und Abgaben groß waren, verließen viele ihre Heimat und zogen in die ruhigeren und von den Kriegsstürmen verschont gebliebenen Nachbarländer, besonders nach Polen; ja die Bewohner der Neumark wurden sogar durch öffentliche Einladungen aufgefordert, sich hier anzusiedeln. Eine große Anzahl folgte dem vielversprechenden Rufe; sie gründeten sich hier eine neue Heimat, wo sie von den Drangsalen des schrecklichen Krieges verschont blieben. Ein Teil derselben kehrte jedoch später wieder zurück. Viele Edelleute, die auch so nichts zu verlieren hatten, traten in Wallensteins Heer. Sie waren zwar gleich den Weimarschen evangelisch, aber wir sahen schon, daß der Krieg bereits den



Charakter eines Glaubenskrieges verloren hatte, und die Soldaten dort in den Dienst traten, wo ihnen gute Löhnung, große Beute und ungebundenes Leben sicher waren.

16. Konrad von Burgsdorf.

Als einer der Männer, welche zur Zeit des großen Kurfürsten und auch schon unter der Regierung seines Vorgängers hinsichtlich kriegerischer und politischer Unternehmungen oft entscheidend eingriffen, steht Konrad von Burgsdorf im Vordergrunde. Weil er ein Sohn unserer neumärkischen Heimat ist und seine wichtigsten Lebensjahre in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges fallen, weil er ferner ein Mann von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist, kann es nur selbstverständlich sein, daß wir an dieser Stelle näher auf sein Leben und seine Taten eingehen. In neuerer Zeit, wo die historische Literatur ein von der bisherigen landläufigen Anschauung abweichendes, bedeutend günstigeres Bild von dem brandenburgischen Statthalter Adam von Schwarzenberg gezeichnet hat, das ihn nicht mehr als den bösen Geist und Schädling, als den Förderer der katholischen Sache und Verräter an dem Lande und Fürsten, welchen zu dienen er berufen war, erscheinen läßt, sind auch auf die Person seines erbittertsten Gegners, des Kriegshelden Konrad von Burgsdorf, beleuchtende und klärende Lichtstrahlen gefallen.

Die Familie von Burgsdorf teilte sich zur damaligen Zeit in drei Linien, in die märkische, sächsische und schlesische. Jener ersten gehörte auch der 1620 verstorbene Gerichts- und Erbherr Alexander Magnus von Burgsdorf an. In der fruchtbarsten Gegend des Kreises Soldin, im Dorfe Hohenziethen, besaß er ein großes, in hoher Kultur stehendes Rittergut. Wahrscheinlich gehörte ihm oder einem anderen Angehörigen der Familie Burgsdorf auch das in der Nähe gelegene, nicht minder fruchtbare Gut Derzow, wenigstens treffen wir auch dort einen Besitzer gleichen Namens an. Nach seinem Tode hinterließ er drei erwachsene Söhne, von denen der älteste Konrad hieß. Einer der anderen Söhne hieß Georg Ehrenreich; er war

Oberstleutnant in dem von seinem Bruder gebildeten Regiment. Der dritte Sohn übernahm die Bewirtschaftung des väterlichen Erbtheils. Georg Ehrenreich von Burgsdorf ist von geringerer Bedeutung als sein älterer Bruder und hat in seinem späteren Leben keine große Rolle gespielt.

Konrad von Burgsdorf wurde im Jahre 1595 in Hohenziethen geboren und verlebte gleich den anderen Brüdern seine Kinderjahre im väterlichen Hause. Der Sitte der Zeit entsprechend, hielt der Vater seinen drei Söhnen einen Hofmeister, welcher ihre Erziehung und ihren Unterricht zu leiten hatte. Alexander Magnus von Burgsdorf muß bei dem Landesherrn in besonderem Ansehen gestanden haben; denn als dieser für den gleichaltrigen Kurprinzen und späteren Kurfürsten Georg Wilhelm einen Mitschüler und Gefährten suchte, fiel seine Wahl auf dessen ältesten Sohn Konrad. 1609, 14 Jahre alt, kam dieser so in das kurfürstliche Haus und erhielt eine ausgezeichnete Erziehung und einen vorzüglichen Unterricht. Sein Verhältnis zu dem kurfürstlichen Mitschüler gestaltete sich günstig, ja es bildete sich zwischen ihnen sogar eine innige Freundschaft, welche sie für ihr ganzes ferneres Leben aufs festeste verknüpft hat. In späteren Jahren hat dann auch der Kurfürst gar oft über die tollen Streiche, das selbstherrliche Gebaren und andere, weniger gute Eigenschaften seines ehemaligen Jugendfreundes hinwegsehen müssen.

Im Jahre 1612 bezog der Kurprinz die Universität Frankfurt a. D. Konrad von Burgsdorf begleitete ihn auch dahin. Als Reisebegleiter des Prinzen war es ihm ein Jahr später vergönnt, die herrlichen Rheinländer Kleve, Mark und Ravensberg zu bewundern und kennen zu lernen. 1614 trat er als Fähnrich in ein brandenburgisches Regiment zu Fuß. Im nächsten Jahre trieb ihn sein Tatendurst und das Verlangen, wirkliche Kriegsabenteuer zu bestehen und militärische Erfahrungen zu sammeln, in die Dienste des Grafen Bernhard von Witgenstein, der für Frankreich ein Regiment zu Pferde sammelte.

einem Gefecht wurde er sehr schwer verwundet und blieb hilflos unter den Toten liegen, bis ihn am nächsten Tage die Bauern, welche die Gefallenen begraben sollten, fanden und noch Lebenszeichen an ihm verspürten. Als er so weit zur Besinnung kam, daß er wieder sprechen konnte, antwortete er auf die Frage, wer er sei: „un de la marche.“ (Einer aus der Mark). Die Leute, die ihn nicht verstanden, glaubten, daß er ein Marquis sei, nahmen ihn mit nach Hause und pflegten ihn in Erwartung einer Belohnung aufs Beste. Er genas bald und wurde von seinen Angehörigen ausgelöst. Danach kehrte er in seine Heimat zurück und verlebte wieder mehrere Monate auf Hohenziethen.

Im Jahre 1618 berief ihn der Kurfürst abermals nach Berlin und machte ihn zum Kammerjunker. Gleichzeitig trat er in die kurfürstliche Leibgarde. Als Georg Wilhelm zur Regierung kam, ernannte er seinen ehemaligen Schulkameraden zum Kapitän und Rittmeister. Im Jahre 1623 treffen wir ihn schon als Oberstleutnant einer Reiterkompagnie in Landsberg a. W. an. Da 1627 die Schweden in Mecklenburg Truppen anwarben, um sie im Kriege gegen die Polen zu verwenden, sandte die Regierung den Oberstleutnant von Burgsdorf mit seinen Reitern an die mecklenburgische Grenze, um die Föhren bei Schwedt, Lunow und Freienwalde zu überwachen. Als im Jahre 1631 der Kurfürst Georg Wilhelm mit den Schweden ein Bündnis schloß, verpflichtete er sich, eine größere Streitmacht ins Feld zu schicken. Hildebrand von Kracht und Konrad von Burgsdorf erboten sich, die nötigen Truppen anzuwerben. Im August warb letzterer zu seinen 800 Soldaten noch 1200 Mann zu Fuß und 200 Dragoner. Burgsdorf wurde für seine Truppen mit 58000 Talern, 100 Wispeln Roggen und 40 Wispeln Mehl auf die Neumark angewiesen.

Konrad von Burgsdorf befehligte nun, wie wir schon sahen, 2000 Mann. An der Spitze seiner beiden Regimenter begleitete er im Jahre 1632 die Schweden auf



einem Streifzuge nach Schlesien. Als er wieder zurückkehrte, wurde er von dem Kurfürsten zum Kommandanten von Spandau ernannt. Ein Jahr darauf treffen wir ihn mit seinen Regimentern wieder in Schlesien. Diesmal stand er unter dem Oberbefehl des sächsischen Generals von Arnim, der den Auftrag erhalten hatte, von Schlesien aus dem Herzog von Wallenstein, der in Böhmen stand, in den Rücken zu fallen. In dem Gefecht bei Steinau zeichnete sich Burgsdorf dadurch rühmlich aus, daß es ihm gelang, die dortige Oderbrücke zu halten. Infolge dieser tapferen Tat glückte es einem großen Teile des verbündeten Heeres, sich zu retten. Weil es aber dem Herzog Wallenstein möglich war, seine Truppen bis in die Mark Brandenburg vorzuschieben, so verlief das Unternehmen der Verbündeten ergebnislos. Die Kaiserlichen nahmen mit leichter Mühe Crossen, Frankfurt a. O. und Landsberg.

Als 1634 Wallenstein ermordet worden war, wagten die Schweden und die mit ihnen verbündeten Brandenburger einen kräftigen Vorstoß gegen den Kaiser. Zunächst wandten sie sich gegen Landsberg. Burgsdorf mußte hierbei mit 300 Mann Stellung bei Drossen nehmen, um einen Ersatzversuch der Kaiserlichen von Frankfurt her zu verhindern.

Da die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen 1635 mit dem Kaiser den Separatfrieden zu Prag schlossen, so war es Burgsdorf nicht mehr vergönnt, sich in nächster Zeit wieder kriegerisch zu betätigen. Er war ein Gegner dieses Friedens und machte auch aus seinem Verdruß und Ärger dem Landesherrn gegenüber kein Hehl. Dadurch zog er sich besonders den Haß des allmächtigen Grafen Adam von Schwarzenberg zu. Während ihres ganzen späteren Lebens hat zwischen diesen beiden Männern der unauslöschliche und bitterste Groll geherrscht. Burgsdorf stand jedoch bei dem Kurfürsten in so hoher Gunst, daß ihm alle Feindschaft des Statthalters nichts schaden konnte.



Als im August 1638 der bisherige Kommandant von Cüstrin, Hildebrand von Kracht, starb, da ersuchte die neumärkische Regierung den Kurfürsten um baldige Wiederbesetzung des wichtigen Postens. Hildebrand von Kracht hatte bei dem Statthalter in hohem Ansehen gestanden. Er war auch ein Kriegsmann ohne Furcht und Tadel und „der einzige höhere Offizier, der in der trüben Zeit des Dreißigjährigen Krieges nicht unlautere Geldgeschäfte bei den Werbungen gemacht, der seinen Ehrenschild rein erhalten hatte.“ Die Bitte der Neumärker wurde erst im November erfüllt. Schwarzenberg sollte es nicht verhindern können, daß Konrad von Burgsdorf zum Nachfolger Krachts ernannt wurde.

Kracht hatte gegen die bedrängten Bewohner oft Milde und Rücksicht gezeigt, Burgsdorf zeigte gegen die Dörfer und Städte weniger Entgegenkommen. Der Krieg war für ihn ein Geschäft, das ihn möglichst bald reich machen sollte. Er hat stets mit großer Strenge seine Forderungen in der Neumark eingetrieben und „der Herde, die ihm zur Schur überliefert war, alle Wolle genommen.“ Es war aber gut für diese wichtige Festung, daß sie einen so tüchtigen Kriegsmann, wie Konrad von Burgsdorf es ohne Zweifel war, als Kommandanten erhielt. Kracht, der „nach lang ausgestandener Leibeschwachheit“ das Zeitliche gesegnet hatte, war auch seines hohen Alters wegen nicht mehr imstande gewesen, sich genügend um die Festung zu kümmern. „Die Mauern und Gewölbe der Festungswälle waren baufällig, die Batterien versault und verstockt; nur die Außenwerke waren in Ordnung. Die Holzteile an den Kanonen waren wurmstichig. Zur Bedienung der 72 Geschütze standen nur 15 Konstabler zur Verfügung. Kugeln waren in genügender Anzahl da, aber es mangelte an Pulver und Lunten. Ansehnliche Mengen von Roggen, Mehl und Salz lagen aufgestapelt; auch 20 Handmühlen waren vorhanden, aber keine in ordentlichem Zustande. Die Besatzung zählte nur 500 Mann, während nach Burgsdorfs Meinung wenigstens 2000 erforderlich waren.“



Burgsdorf verheiratete sich damals mit der Tochter des Geheimen Rates und Kanzlers Johann von Loeben und gelangte dadurch zu bedeutendem Vermögen. Am wohlsten fühlte er sich jedoch nicht im Kreise seiner Familie, sondern unter seinen Soldaten und Offizieren. Hier herrschte ein sehr freier Ton, ja oft sogar ein wüstes Treiben. Trinkgelage waren an der Tagesordnung. Trotz seiner großen Habsucht war er im Trinken oft unmäßig und es tat's ihm hier keiner zuvor; es wurde Burgsdorf sogar nachgerühmt, daß er bei einer Mahlzeit 18 Maß Wein hätte vertragen können.

Das Verhältnis zwischen Schwarzenberg und Burgsdorf wurde mit der Zeit immer trüber. Ersterer benutzte jede passende Gelegenheit, um sich über Burgsdorf zu beklagen. Da er auch in militärischen Angelegenheiten der Vorgesetzte Burgsdorfs war, so ließ er ihm so leicht keine Unregelmäßigkeiten durchgehen. Schwarzenberg brachte es mit seinen fortwährenden Klagen beim Kurfürsten endlich dahin, daß dieser drohte, wenn Burgsdorf sich nicht ändere, so würde er ihm „nicht allein die in Cüstrin, sondern auch alle anderen Chargen nehmen“. „Im September 1639 beklagte sich Burgsdorf bitter darüber, daß alle seine Vorschläge von Schwarzenberg abgewiesen würden, weil dieser Rachgier, Haß, Neid und Ungnade gegen ihn hegte; er erwarte als Kommandant und nicht als Hundejunge behandelt zu werden; er habe seine Kinderschuhe zerrissen und wisse schwarz und weiß zu unterscheiden. „Mir macht man Fleigen zu Kamele,“ so schloß er, „und andern Kamele zu Fleigen.“ Da beendete Schwarzenberg mit folgenden prachtvollen Schlußworten die Auseinandersetzungen: „Aber wenn zwei reden und disputieren oder zusammen beten, so muß doch einer das letzte Wort haben. Nun bin ich katholisch und halte die Meß vor die heiligste Rede oder vor das allerheiligste Gebet und befinde, daß der Priester dem Küster das letzte Wort läßt. Denn wenn der Priester spricht: Ite, missa est, dann antwortet der Küster: Deo gratias, und damit ist es getan. Wollte der Priester wiederum etwas sagen



und dann der Küster auch was einwenden, wann sollte da die Meß endigen. Also will ich Euch das letzte Wort lassen und damit die Meß beschließen und will euch in des Allerhöchsten Schutz befehlen!" — Darauf bat Burgsdorf den Statthalter ziemlich kläglich, doch seine Ungnade von ihm zu nehmen. Hätte Schwarzenberg schon am liebsten diesen Mann aus dem Heere entfernt, so war es ihm doppelt unlieb, daß ihm die wichtige Stelle des Cüstriner Kommandanten anvertraut wurde. Allein Burgsdorf saß bei Hofe zu fest im Sattel; Schwarzenberg zersplitterte vergeblich seine Lanzen, um den Begner herauszuheben."

Als der große Kurfürst zur Regierung kam, fiel Schwarzenberg in völlige Ungnade. Burgsdorf dagegen stieg in der Gunst des jungen Kurfürsten immer höher. Als Friedrich Wilhelm nach dem Tode seines Vaters nach Brandenburg zurückkehrte, suchte er in Cüstrin zunächst Konrad von Burgsdorf auf und besprach sich mit ihm über die traurige Lage seines Landes. Der junge Kurfürst erhielt von dem treuen Diener seines Vaters bereitwillig Auskunft und Rat. Burgsdorf sagte nach seiner derben Art zu dem Kurfürsten: „Der Karren steckt so tief im Kot, daß man ihn sobald nicht wird herausziehen können.“ Friedrich Wilhelm war zunächst bemüht, sich eine tüchtige, nur ihm allein gehorchende Kriegsmacht zu verschaffen. Burgsdorf sollte ihm dabei die wichtigsten Dienste leisten! Der neue Herr verlangte von den Kommandanten, daß sie nur ihm allein den Treueid leisten sollten. Rochow in Spandau, Boldacker in Peitz und Kracht in Berlin weigerten sich und meinten, sie hätten vor allen Dingen dem Kaiser zu gehorchen und leisteten lebhaftesten Widerstand. Konrad von Burgsdorf in Cüstrin allein zeigte sofort willigen Gehorsam. Es war Eigennutz, der die drei oben genannten Kommandanten zum Ungehorsam verleitete und die Furcht, daß der Kurfürst ihnen ihr freies Schalten und Walten nicht mehr gestatten würde. Rochow wurde unter dem Vorwande einer Einladung zur Jagd nach Berlin gelockt und gefangen genommen. Konrad von Burgsdorf reiste darauf

nach Spandau, ließ die Tore verschließen und die Zugbrücken aufziehen. Darauf versammelte er das Rochow'sche Regiment und teilte ihm die Absetzung seines Kommandanten mit. In augenblicklicher Bestürzung verpflichteten sich die Offiziere durch Handschlag für den Kurfürsten. Durch diese energische Handlungsweise verschaffte so Konrad von Burgsdorf dem jungen Landesherrn „die erste, wenn auch noch so kleine, brandenburgische Kriegsmacht.“ Kracht und Goldacker wurden ebenfalls gefangen genommen. Nach beendigter Untersuchung ließ man sie jedoch alle drei zum Kaiser ziehen. Auf Bitten des Kaisers überließ man sogar Goldacker noch diejenigen Offiziere und Soldaten, die sich auch fernerhin weigerten, dem Kurfürsten allein den Eid der Treue zu schwören.

Burgsdorf wurde nun Kommandant aller Festungen in der Mark. Er hatte dem Landesherrn 2000 Mann zu Fuß und 200 Reiter gerettet, die er durch eifrige Werbungen bald auf 3000 Mann erhöhte. Er bildete daraus 2 Regimenter zu Fuß und ein Reiterregiment. Allerdings war es ein kleines Heer; da es aber dem Kurfürsten allein gehorchte, hatte es für ihn einen höheren Wert als eine zehnfach so große Macht. In diesem kleinen Kern können wir mit Recht die erste Grundlage der späterhin so großen, mächtigen und tüchtigen preußischen Armee erblicken. Wegen seiner großen Dienste, die Konrad von Burgsdorf bei der Erneuerung des brandenburgischen Kriegswesens leistete, hat man ihn nicht mit Unrecht den „ersten preußischen Kriegsminister“ genannt.

Der Kurfürst Friedrich Wilhelm erkannte sehr wohl die hohe Bedeutung Konrad von Burgsdorfs und ernannte ihn rasch nacheinander zum Geheimen Rat, Oberkammerherrn und Domprobst zu Halberstadt und Brandenburg. In seiner neuen amtlichen Stellung war es ihm vergönnt, bei allen wichtigen Beratungen und Beschließungen des kurfürstlichen Geh. Rates zugegen zu sein. Ueberall wußte er sich zurechtzufinden und seiner selbständigen Meinung auch dem Kurfürsten gegenüber Geltung zu verschaffen. Er war der Ueberzeugung, daß kein



Stand und keine Religionspartei vorgezogen werden dürfe sondern er sagte: „Adel, Bürger und Bauern müssen in dieser schweren Zeit alle an einem Joche ziehen.“

Der Kurfürst gebrauchte Burgsdorf des öfteren zu wichtigen Staatsmissionen. Er sandte ihn in den letzten Jahren des Dreißigjährigen Krieges in das von dem Kriegsunglück unbeeinflusst gebliebene Herzogtum Preußen, um hier eine freiwillige Hufensteuer zum Besten der brandenburgischen Länder einzuziehen. Es gelang ihm auch, über 50000 Gulden herbeizuschaffen.

Als der Kurfürst mit der Absicht umging, sich mit der Königin Christine von Schweden zu vermählen, wurde Burgsdorf ausersehen, die betreffenden Verhandlungen zu leiten. Als sich dieser Heiratsplan zum Glück für unser Vaterland zerschlug, faßte der Kurfürst den Plan, die oranische Prinzessin Luise Henriette als seine Gemahlin heimzuführen. Um die offiziellen Werbungen zu überbringen, reiste Burgsdorf nach Holland. Er hatte anfänglich in Haag nicht geringe Hindernisse zu überwinden. Schließlich gelang es ihm jedoch, die Verbindung zu vermitteln; im Dezember 1646 fand im Schlosse Nordend in Haag die Trauung statt.

Wir kommen jetzt noch zur kurzen Betrachtung der letzten Lebensjahre Burgsdorfs. Gustav Freitag sagt in seiner Lutherbiographie: „Immer ist der letzte Teil eines großen Lebens erfüllt mit einer heimlichen Resignation, mit Bitterkeit und stillem Leiden.“ So auch bei Konrad von Burgsdorf. Seine letzten Lebensjahre waren mit Kummernissen und Sorgen erfüllt. Seit der Zeit, da die Kurfürstin Luise Henriette in Berlin eingezogen war, begann der Stern des Oberkammerherrn von Burgsdorf zu erbleichen. Die klevischen Stände, die ihn haßten, weil er die unbequemen militärischen und finanziellen Reformen auch in ihrem Lande zur Durchführung gebracht hatte, und die oranische Partei am kurfürstlichen Hofe waren aufs eifrigste bemüht, den so einflußreichen Höfling zu stürzen. Nur der Umstand, daß

der junge Kurfürst dem treuen Beamten wirklich viel zu verdanken hatte, konnte es ihm gestatten, sich noch über 10 Jahre in der Gunst seines Fürsten zu erhalten. Fontane sagt von ihm: „Er wollte nicht neben dem Throne stehen, er wollte herrschen, er wollte auch dann noch herrschen, als der Kurfürst Friedrich Wilhelm schon der große Kurfürst genannt wurde.“ Hierin haben wir die Ursache seines Falles zu erblicken.

Da man im Staatsarchiv Aktenstücke fand, die ihn sehr bloß stellten, und ihm auch die finanziellen Mißstände, die im Jahre 1651 zu Tage traten, in erster Reihe zur Last legte, wurde er angeklagt; doch ging er aus dem Verhör fleckenlos hervor. Trotzdem verlor er alle seine Aemter. In einem Schreiben Burgsdorfs an den Kurfürsten heißt es: „Ich kann ohne üppigen Ruhm mit meinem Gewissen bezeugen, daß ich die Zeit meines Lebens nach nichts so sehr, als nur dahin gestrebet, wie ich E. Ch. D. sambt dero Höchgeehrtesten Gemahlin nach allem meinem Vermögen und Kräften treulichst und untertänigst zu dienen vermöchte.“

Diese Worte sind keine eitle Ueberhebung. Konrad von Burgsdorf ist allezeit ein treuer Diener des Hohenzollernhauses und seines Vaterlandes gewesen. In Anerkennung dieser Tatsache hat unser Kaiser gestattet, daß die Büste dieses bedeutenden Staatsmannes gleich der seines unversöhnlichen Gegners, des Grafen Schwarzenberg, der auch nach seiner Weise treu und ehrlich seinem Fürsten gedient hat, an dem neuen Denkmal Georg Wilhelms in der Siegesallee unserer Reichshauptstadt, zur Aufstellung gelangte. Die Einwohner des Kreises Soldin und der Neumark können stolz auf ihren Landsmann sein und brauchen sich seiner nicht zu schämen. „Manches an ihm erscheint fremd und unhold, so lange man ihn aus der Ferne betrachtet, aber dieses Menschenbild hat die merkwürdige Eigenschaft, immer größer und bedeutungsvoller zu werden, je näher man es betrachtet.“



17. Feuersbrünste und Feuerlöschordnungen in früheren Jahrhunderten.

Nicht nur die Ställe und Scheunen, sondern auch die Häuser waren zur Zeit des Mittelalters und auch noch weit darüber hinaus in Fachwerk ausgeführt und zum großen Teil, selbst in den Städten, noch mit Stroh gedeckt. Die Schornsteine, wo überhaupt schon welche vorhanden waren, bestanden aus Holz. Das obere Stockwerk war in der Regel nicht bewohnt, sondern diente als Vorratskammer, wo auch Flachs, Holz, Stroh und Heu und andere leicht brennbare Vorräte lagerten.

Unter diesen Umständen konnte es nicht ausbleiben, daß eine Feuersbrunst reichliche Nahrung fand und oft ganze Städte vernichtete. So wurde 1535 fast ganz Soldin ein Raub der Flammen, und der Kurfürst Joachim sah sich veranlaßt, den abgebrannten Bürgern auf 6 Jahre ihre Abgaben zu erlassen, „damit sie durch göttliche Hilfe desto eher ihr Rathaus und alle ihre Brandstätten bauen und zur Besserung ihrer Nahrung kommen möchten.“ 1540 brannte Arnswalde über die Hälfte und Bärwalde vollständig nieder. 1558 wurde letztere Stadt schon wieder durch eine furchtbare Feuersbrunst heimgesucht. Am 7. September brannte Berlinchen halb ab, und am 25. Februar 1577 wurde die andere Hälfte eingäschert. Am 19. März wurde unsere Nachbarstadt Pyritz bis auf das Rathaus und wenige Gebäude ein Raub der Flammen.

1616 wurde auch die Stadt Lippehne durch ein großes Brandunglück heimgesucht. Darüber ist uns folgende Nachricht erhalten: „Den 24. April 1616 traf die Stadt das harte Schicksal, daß sie durch Brandunglück völlig in einen Aschenhaufen verwandelt wurde, und nichts als ihre Mauern stehen blieben. Sämtliche frühere Nachrichten, Kirchenbücher und Akten gingen in dem allgemeinen Unglück der Stadt unter. Man nimmt allgemein an, daß böswilliger Weise durch Anlegung der Brand entstand.“

Ueber dieses große Schadensfeuer ist noch der folgende Be-



richt des Magistrats von Lippelne, den derselbe im Jahre 1660 gleich den anderen Städten der Neumark in Folge einer Aufforderung des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm eingeschickt hatte, vorhanden und von besonderem Interesse: „Denn da in anno 1616 dieses ganze Städtchen im Brande ganz und gar aufgegangen, haben die Einwohner nicht ihren Bau, wie es sich wohl geeignet und gebühret hätte, anfertigen können, sondern haben sich in sträucher Hüttchen enthalten müssen, welches denn verursacht, daß bei so gestalten Dingen das Feuer nachdem fünfmal, was hinwieder angebauet, weggenommen und uns arme Leute unter den Himmel gesetzt. Ungeachtet diesem allen ist uns in onere contribyendi (in den Sachen der Kreiskontribution) nicht ein Heller erlassen, daß wir auch zur Abführung der Schwedischen Kontribution unsere Stadtseen verkaufen und von solchem Gelde dieselbe bezahlen müssen. Bei solchen vielfältig entstandenen Feuersbrünsten und großer pestilentialischen Infektion sind alle Archive und Nachrichten abhanden gekommen.“

Am 10. Mai 1623 hatte die Stadt schon wieder unter einer gewaltigen Feuersbrunst zu leiden. Es wird berichtet, daß hier durch Gottes Zorn — also wahrscheinlich durch ein Gewitter — ein gewaltiges Feuer entstand, welches die Kirche und von der Stadt alles verzehrte, was seit dem letzten Brande (1616!) wieder aufgebaut war.

Bei solchen häufig wiederkehrenden Brandunglücken ist es dann nicht verwunderlich, daß besonders ausführliche Bestimmungen über die „Bewahrung der Feuerstätten“ erlassen wurden und hohe Bestrafungen auf die Uebertretungen der diesbezüglichen Polizeiverordnungen gesetzt werden mußten.

In der „Kurfürstlichen Stadtordnung für Soldin“, vermutlich vom 14. Oktober 1511, heißt es daher auch: „Zum Sechzehnten, daß der Rat der Stadt Soldin nach ihrer Gelegenheit gute Ordnung machen, des Feuers halben, daß ein jeglicher Bürger seine Feuerstätte (Platz, wo die Glut zum Anmachen des Feuers für den folgenden Tag aufbewahrt



wurde) in guter Verwahrung und Hut hatte und nicht ver-
säumlisch (saumfelig oder nachlässig) damit umgehe, auch sein
Gesinde ernstlich bestelle, damit unserm gnädigen Herrn, ihm
selbst und seinen Nachbarn deshalb kein Schaden entstehe.
Auch soll darauf wohl geachtet sein, daß ein jeglicher Bürger
in seinem Hause eine Leiter und ein oder zwei lederne Eimer
habe. Ferner soll der Rat einen Feuerhaken auf dem Rat-
hause bestellen, damit, so Feuer in der Stadt entsteht, man
zum Löschen und Ketten geschickt sei. So bei jemand aus
Versehen oder sonst Feuer aufkommt, der soll von Stund an
ein Geschrei machen, damit man zeitlich zu dem Löschen
kommen kann."

Um Zucht und Ordnung in seinem Lande zu erhalten
und den Wohlstand seiner Untertanen zu fördern, erließ der
Markgraf Johann von Cüstrin im Jahre 1540 für die
ganze Neumark eine Polizei-Ordnung, in der auch das „Ver-
wehren der Feuerstätten“ und andere Maßregeln zur Ver-
hütung des Feuers enthalten waren. Danach hatte ein Aus-
schuß, bestehend aus Mitgliedern des Rates und den Ältesten
der Gewerke, alle Vierteljahre die Feuerstätten der Stadt zu
besichtigen und hinsichtlich ihrer Feuergefährlichkeit zu prüfen.

Wurde eine Stätte „unsicher oder gefährlich“ gefunden,
so mußte der Herd so zugerichtet werden, wie es der Rat
vorschrieb. Bei diesem Umgang hatten die „Feuerherren“,
wie die Mitglieder jener „Kommission“ genannt wurden,
„jedem Wirte mit Ernst zu gebieten, sein Feuer Tag und
Nacht in guter Ordnung zu halten, keinem Gesinde zu ge-
statten, in die Ställe, auf Böden oder über die Straße mit
Licht ohne Laterne oder mit brennendem Rien zu gehen.“

Auch hatten die „Feuerherren“ darauf zu achten, daß
jeder Eigentümer eine Leiter, Handspritze, Feuerhaken und
zwei lederne Eimer in seinem Hause verwahrte. Bäcker und
Brauer mußten, da ihr Gewerbe besonders feuergefährlich
war, zu allen Zeiten Fässer mit Wasser in ihren Gehöften
bereit halten.

„Geschehe es aber dennoch, daß über solchem menschlichen



vorgeschriebenen Fleiß mit Gottes Verhängnis oder Unvorsichtigkeit der Menschen ein Feuer anginge, so soll es jeder Wirt oder sein Gesinde von Stund an ausschreien, damit in der Zeit dem Schaden möchte zuvorgekommen und bald mit den Glocken Sturm geschlagen werden.“ „Zur Rettung eines Feuers soll ein jeder Wirt zulaufen, auch sein Gesinde anhalten, mit Eimern und Kannen Wasser zu bringen. Wäre es aber, daß der Rat einer Stadt die Verordnung nicht beachtet, die nachlässigen Bürger auch nicht bestraft, so soll er jedesmal dem Markgrafen mit 100 Gulden verfallen sein.

18. Aus der Innungslade einer neumärktischen Kleinstadt.

Es ist eine eigentümliche aber feststehende Tatsache, daß auf denjenigen Gebieten der Geschichtsforschung, wo noch am meisten zu tun ist, am wenigsten gearbeitet wird. Die Wahl des Stoffes folgt fast immer dem Zuge der Gemeinsamkeit, so daß oft gewisse Zeitabschnitte und Gebiete aus der politischen und kulturgeschichtlichen Forschung ganz unbeachtet bleiben. So steht fest, daß besonders die Entwicklung und das Leben der Kleinstädte in den beiden letzten Jahrhunderten recht stiefmütterlich behandelt ist; andere Epochen und Vorgänge aber immer wieder von dieser oder jener Seite „beleuchtet“ werden, ohne daß es wirklich möglich wäre, „neue Ergebnisse“ zu konstatieren. Wohl muß zugegeben werden, daß diesem Zuge der Gemeinsamkeit eine gewisse Berechtigung zugestanden werden muß, da es ja nur im Interesse der Sache selbst liegt, ein einmal in Angriff genommenes Stoffgebiet auch vollständig zu durchforschen. Ist dieses Feld jedoch nicht mehr frucht- und gewinnbringend zu beackern, so muß ein neues Terrain der Bebauung erschlossen werden.

Die meisten Urkunden und Aktenstücke der Kleinstädte, so weit sie noch in den Stadtarchiven und Rathhäusern vorhanden waren, sind wohl fast durchweg von den Behörden eingefordert und gesammelt worden. Wichtige Nachrichten, Schriftstücke und Urkunden befanden und befinden sich noch heute vielfach



in den sogenannten „Laden“ der Innungen und Gewerke der kleinen Städte. Leider ist hier schon viel wertvolles Material verloren gegangen und droht noch verloren zu gehen. Es herrscht bei den meisten Innungen, die noch in dem Besitz solch wertvoller Akten und Urkunden sind, eine recht bedauerliche Gleichgültigkeit dagegen; allerdings gibt es auch hier lobenswerte Ausnahmen, die alten Laden wandern von Geschlecht zu Geschlecht und werden mit großer Sorgfalt aufbewahrt.

Vor mir steht solch treu bewachter Schatz: es ist die Bäckerlade der Stadt Lippehne. Sie enthält in ihren Schriften eine Reihe von Verordnungen, Regeln und Vorschriften über die Annahme der Lehrlinge und Gesellen, über das Recht der Niederlassung als Meister, über die Art und Weise ihres Handwerksbetriebes und über die Beschaffenheit und Güte der zu erzeugenden und auf dem Markt zu verkaufenden Waren, kurz über alle inneren Angelegenheiten ihres Berufs. Auch über ihr sonstiges Wohlverhalten zu ihren Gildenbrüdern, sowie als Bürger der Stadt überhaupt, sind genau geregelte, im Laufe der Jahrhunderte entstandene Gewohnheiten und Rechte vorgeschrieben und aufgezeichnet.

An der Hand der noch vorhandenen Urkunden und Nachrichten soll hier der Versuch gemacht werden, über das Lehrlings- und Gesellenwesen, sowie über die Rechte und Pflichten, Sitten und Gebräuche des Handwerkerstandes ein kurzes Bild zu entwerfen. Wir werden das Leben eines „ehrbaren Handwerkers“ vor 200 Jahren „von der Wiege bis zum Grabe“ betrachten können.

In den Vorschriften über die Ausbildung der Lehrlinge heißt es in einem Privilegium und Gölde-Brief des Bäcker-gewerks in Lippehne: „Wenn ein Knabe bei einem Meister, um dieses Handwerk zu erlernen, sich angibt, so soll er allen Meistern des Gewerks vorgestellt werden und dabei ein Attestatum seiner ehrlichen und ehelichen Geburt vorzeigen.“ Ein solcher Geburtsbrief aus dem Jahre 1709 befindet sich noch in der hiesigen „Bäckerlade“, er lautet also:



„Wir, Bürgermeister und Rat der Königlichen Preussischen Neumärkischen Immediat-Stadt Lippeshu fügen hiermit Männiglich Kund Zuwissen, wie daß vor uns erschienen Michael Stelter, Einwohner und Tagelöhner allhier, und uns zu erkennen gegeben, wie daß er willens wäre, seinen jüngsten Sohn Friederichen ein ehrlich Handwerk erlernen zu lassen, und zu dem ende wegen seiner Ehe- und ehrlichen Geburt eines schriftlichen Zeugnisses benötigt wäre, mit Bitte, ihm solches zu erteilen.

Wann uns dann zum Teil wohl wissend, es auch der Auszug aus hiesigem Kirchenbuche vom Herrn Oberpfarrer Thesendorffen mit mehreren angezeuget, das gedachter Friedrich von Michael Stelter, Einwohner und Tagelöhner allhier und Marie Böltingers seine beiderseits rechte, natürliche und leibliche Eltern auf einem keuschen Ehebette recht, echt, Ehe- und ehrlich, freier deutscher und untadelhafter Nation gezeuget, den 12ten Januarii Anno 1691 auf diese Welt geboren; den 15. ejusdem zur heiligen Taufe befördert, und Meister Friedrich Müllern, Königlicher Malz-Müller, Meister Christian Kunzen, Bürger und Zimmermeister und Martin Persiggen, Einwohner und Ackermann, allerseits allhier wohnhaft, zu Taufzeugen gehabt.

Der Großvater vom Vater ist gewesen George Stelter, Rostäthe in Dieckow und die Großmutter Maria Franziska Zabazken, Einwohnerin daselbst Eheleibliche Tochter. Der Großvater von der Mutter ist Joachim Böltinger, Bürger und Tuchmacher allhier und die Großmutter seiner Mutter ist Anna Weinings, Martin Weinings Bürgers und Ackermanns allhier Eheleibliche Tochter gewesen.

Es haben sich die Eltern sowohl als Großeltern jederzeit so aufgeführt, daß von ihnen nichts als was der Ehre gemäß ist, gesagt werden kann. Derwegen wir zur Steuer der Wahrheit gedachten Friedrich Stelterm diesen Geburtsbrief zu erteilen, keinerlei Bedenken getragen.

Erlanget demnach an alle und jeden so hiermit angetreten werden möchte, nach Standesgebühr unsere dienstehrliche Güte,



man wolle obenerzähltes nicht nur völligen Glauben zumessen, sondern auch oft erwähnten Friedrich Steltern seiner Ehe- und ehrlichen Geburt halber in ehrliche Zünfte, Innungen und Bürgerschaft auf- und annehmen, damit er diese unsere Kundschaft fruchtbarlich genießen möge. Solches sind wir umb einen jeden hinwieder zu verschulden willig und erbötig. Wir haben zu mehrer Beglaubigung unser der Stadt Insiegel hierunter gedruket und mit gewöhnlicher Unterschrift corroborieret.

Geschehen zu Lippehn den 8ten Juli Anno 1709.

Bürgermeister und Rat

Christian Schmidt, Consul."

Wahrlich, an Gründlichkeit und Ausführlichkeit läßt dieses Attestatum der Ehe- und ehrlichen Geburt nichts zu wünschen übrig!

War ein Lehrling zu arm, daß er das Lehrgeld nicht zahlen konnte, so sollte der Meister die Lehrjahre verlängern. Wurden aus Waisenhäusern Kinder zum Gewerk gebracht, so sollte „jeder Meister nach der Reihe schuldig sein, solchem Knaben das Handwerk umsonst zu lehren, wie es denn wegen eines verarmten oder verstorbenen Mitmeisters Sohn ebenmäßig so zu halten ist.“

Es soll der Meister seinen Lehrknaben gewissenhaft und mit allem Fleiß gründlich unterrichten und mit ihm christlich und vernünftig umgehen, nicht aber mit unverdienten oder gar übermäßigen Schlägen demselben zusetzen. Zu übermäßigen Handarbeiten soll der Meister und sein Eheweib den Jungen nicht benutzen, weil das einer tüchtigen Erlernung des Handwerks hinderlich ist.

Der Knabe soll nicht eher angenommen werden, bis er schreiben, lesen und wenigstens die fünf Hauptstücke aus dem Catechismo kann, es wäre denn, daß der Meister sich verpflichte, ihn während der Lehrjahre wöchentlich vier Stunden „so lange bis der Junge es gelernt, zur Schule schicke“. Der Ratsbeisitzer des Gewerks soll sich bei der Lossprechung des Jungen (Gesellenprüfung) jedesmal genau danach erkundigen,



und der Junge soll in seiner Gegenwart einen Spruch aus der Bibel aufschreiben und ein ganzes Hauptstück aus dem Catechismo hersagen.

Die Lehrknaben sollen sich allezeit treu, ehrlich, fromm und gehorsam zeigen.

Unser Friedrich Stelter hielt „solchergestalt“ seine drei Lehrjahre bei dem löblichen Meister Johann Matthias in unserer Nachbarstadt Pyritz aus. Als er nun „losgesprochen“ werden sollte, versammelte sich das ganze Gewerk, Meister und Gesellen. Nach altem Brauch wurde ihm vorgehalten, wie er sich in seinen Lehrjahren gehalten und worin er gefehlet. Dann ermahnten ihn die Altersleute, daß er Gott fürchten und vor Augen haben und in seinem Gesellenstande sich allezeit christlich und ehrbar aufführen, vor liederlicher Gesellschaft, Spiel, Saufen, Stehlen und andern Lastern sich hüten und seinen künftigen Meistern treu, fleißig und kräftig dienen und denselben den gebührenden Respekt erweisen solle. Auch wurde ihm angedeutet, „daß er nunmehr drei Jahre an vornehme Dertex, in und außer Landes, wandern müsse“.

Nun hatte der Junggeselle Stelter dem Altmeister Petermann die Hand darauf zu geben, worauf er, wie es strenge landesgesetzliche Vorschrift war, ohne Ceremonien und Possen losgesprochen und ins Protokoll als Geselle eingeschrieben, ihm auch ein Lehrbrief mit angehängtem Capsul ausgegeben.

Der Lehrbrief unseres „oftgenannten Friedrich Stelter“ ist nun merkwürdigerweise ebenfalls noch in der hiesigen Bäckerlade vorhanden und lautet also:

„Wir, Johann Matthias und Friedrich Petermann als verordnete Altersleute, wie auch sämtliche Meister des löblichen Werks der Loosbäcker*) und Kuchenbäcker in der Königlichen Immediatstadt Pyritz in Pommern urkunden und bekennen hiermit für Jedermänniglich, insonderheit unseren Löblichen

*) Unter Loosbäcker verstand man solche Bäcker, die tote oder feine Ware herzustellen vermochten, während die sogenannten „Festbäcker“ nur gewöhnliche Brote backen durften.



Handwerksgenossen, daß vor uns erschienen Vorweiser dieses, Friedrich Stelter, von Lippehn gebürtig, und gebührend vortragen, wie uns wohl wissend seien würde, daß er Anno 1709 den 2ten July von unserm Mitmeister Johann Matthias zur Erlernung unseres löblichen Handwerks bei versammeltem Amte (Zunmungs-Vorstand) gewöhnlicher Maßen angesaget. Nachgehends aber, da dieser seine Lehrzeit und also Drey ganzer Jahre völlig ausgestanden, des Handwerks erlernt, auch nach solcher Zeit, wie Handwerks Gewohnheit erfordert, vor offener Lade wieder losgesprochen worden und sich während der Zeit gegen seinen Lehrmeister, auch gegen dem ganzen Ampte, auch sonstem treu, fromm und also verhalten, daß ihm nichts als alle Ehre und Gutes nachgesaget werden könne, mit inständiger Bitte, wir geruheten, ihm einen beglaubigten Lehrbrief mitzuteilen.

Weil uns nun nicht allein wohl bewußt, sondern auch unser Amptsbuch beweiset, daß erwähnter Friedrich Stelter zur Erlernung unseres löblichen Handwerks beim Ampte Anno 1712 den 27ten May nach Handwerksgebrauch wieder losgesaget worden, er sich auch bei uns fromm, treu- und ehrlich verhalten hat, so haben wir seinem billigen Suchen nicht widerstehen mögen: Erlanget demnach an Jedermänniglich, Standes Gebühr gemäß, insonderheit unseres Löblichen Handwerks zugetanen, unser Dienst und freundlich Bitten, diesem allen nicht allein völlig Glauben beizulegen, sondern auch mehr gemeldeten Friedrich Stelter seiner wohlausgestandenen Lehrjahre und seines treuen Wohlverhaltens halber, allen geneigten Willen und günstige Beförderung zu erweisen und ihm also dieser unserer Zeugenschaft und Fürbitte fruchtbarlich genießen zu lassen. Welches in dergleichen und andern Fällen hinwiederumb zu Verschulden wir jederzeit geßissen sein wollen.

Urkundlich haben wir diesen Lehrbrief mit unserem Ampt Insiegel bekräftiget.

Gegeben Pyritz den 12ten Junius Anno 1713."

Es schien damals häufig vorzukommen, daß ~~Lippehner~~



Bürgeröhne ihr Handwerk in dem benachbarten Pyritz erlernten und zwar insonderheit bei dem Meister Matthias. Nicht weniger als vier Lehrbriefe, die noch in der hiesigen Bäckerlade vorhanden sind, beweisen dies.

Zuweilen kam es auch vor, daß ältere Leute aus irgend einem Grunde sich noch entschlossen, das ehrbare Handwerk zu erlernen. Aus folgendem Geburtsbriefe ist dies zu ersehen:

„Ich, Karl Ehrendreich von Burgsdorff, Erbherr auf Derß und Butno: Und ich, Heinrich Bucht, Pastor der Gemeinden zu Derß und Hohenziethen, tun hiermit öffentlich kund und bekennen, daß vor uns erschienen der ehrbare und wohlgeachtete Martin Lindemann, Bürger und Einwohner in der Stadt Lippehne, wie er, nachdem er eines Bäckermeisters Tochter daselbst geheyrathet, sich resolvirt, das löbliche Bäckehandwerk bey Meister Bäcker Breitenfeld, Bürgern und Bäckern in Lippehn, zu erlernen.“

Beide, Patron und Pastor, „attestieren sodann, daß obgedachter Martin Lindemann den 23. Oktober 1679 von christlichen und ehrlichen Eltern geboren und sofort getauft worden ist.“ Dieser Geburtsbrief gleicht in der Form im wesentlichen dem vorhin mitgetheilten Geburtszeugnisse des Rats der Stadt Lippehne. Zu erwähnen ist noch, daß auch hier bezeugt wird, daß der Antragsteller seinerzeit zur Schule und zum Gottesdienst gehalten wurde. Es geht daraus also hervor, daß es auch schon vor Einführung des allgemeinen Schulzwanges in den Dörfern Schulen gab. Selbst das Handwerk war schon in dem Dorfe Derß vertreten, denn als einer der drei Gevattern des Martin Lindemann wird ein Garnweber namens Littgerken genannt.

Auch für die Gesellen gab es genau vorgeschriebene Verordnungen. Es wird ihnen verboten „Complots und Aufstand zu machen, aus der Arbeit zu treten, sich zusammen zu rottieren und völlig abgeschaffte närrische Handwerksgebräuche zu begehen.“ In ihren Herbergen sollen sie „zu ihrer Ergößlichkeit“ mäßig trinken, keine „gute Montage feiern“ und sich zur rechten Zeit wieder in dem Hause ihres



Meisters einfinden. „Inmaßen muß ein Geselle um 10 Uhr nach Hause kommen, sonst muß er 2 Groschen Strafe zahlen, wenn er aber die ganze Nacht wegbleibet, soll er zu 6 Groschen Strafe verdammet werden.“

Wollte ein Geselle weiter wandern, so mußte er es dem Meister acht Tage vorher ankündigen. Aber auch der Meister hatte seinerseits dieselbe Kündigungsfrist innezuhalten.

Kam ein Geselle aus einem andern Lande, so mußte er vor dem Magistrat „eidlich erhärten“, daß er wegen keines Verbrechens und üblen Verhaltens von da weggegangen sei.

Daß die Handwerksgefallen zu jener Zeit oft weite Reisen machten und andere Länder aufsuchten, kam ziemlich häufig vor. So befindet sich in der hiesigen Bäckerlade ein Zeugnis des George Thümmler, aus Franken gebürtig, der zuletzt als Feldbäcker in Reichenberg in Böhmen (Böhmen) tätig gewesen war und 1763, nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges „seine Demission untertänigst nachgesuchet, um sein Glück weiter zu suchen.“ Es wird ihm von „seinem wirklich verordneten Feld-Proviant-Offizier“ das Zeugnis ausgestellt, daß er „56 Monate als gemeiner Proviant-Bäcker gedient und seine Schuldigkeit zu sonderlichem Vergnügen seiner Vorgesetzten jedesmahlen mit allem Euffer beobachtet habe.“

Auch sein Lehrbrief ist noch vorhanden; danach heißt er eigentlich Georges Dionisius Dümmler. Er war eines Bäckermeisters Sohn aus der „Würzburgischen Landstadt Ettmann“ und hatte bei seinem Vater das Handwerk erlernt. 1733 war er Geselle geworden, er muß also, als er in Böhmen „seine Demission nachgesuchet“, schon annähernd 60 Jahre gewesen sein. Ob er, fern von seiner Heimat, in Lippehne ein Ruheplätzchen gefunden? Wer kann es wissen!

In dem Privilegium des Bäckergewerks in Lippehne vom 25. Maji 1735 heißt es, daß derjenige, welcher Meister bei dem Gewerk der Bäcker allhier werden will, sich bei dem Magistrat zu melden hat, wenn er als Witmeister angenommen werden will. Der Bewerber hatte alsdann seine Papiere



vorzuzeigen und nachzuweisen, daß er wenigstens drei Jahre auf das Handwerk gewandert sei. Wer kein „Zeugnis seines Wohlverhaltens“ aufzeigen konnte, mußte erst „vorher noch ein halbes Jahr als Geselle in der Stadt arbeiten, damit man seiner ehrlichen Aufführung halber einigermaßen versichert seyn könne.“

„Der Geselle, der Meister zu werden angehalten hatte,“ mußte aus einem Scheffel Roggen- und einem Scheffel Weizenmehl allerhand Brot, Brezeln und Kringeln backen, wie es hiesigen Ortes gebräuchlich.“ Ein Mitglied des Magistrats mußte stets bei der Meisterprüfung zugegen sein. An Gebühren waren 3 Reichstaler in die Meisterlade zu zahlen.

Die Meister hatten in jener „guten alten Zeit“ durchaus keinen leichten Stand, sie mußten sich ihr Brot sauer verdienen und hatten mancherlei Verdrießlichkeiten zu ertragen. Zwar war es damals verboten, auf den Dörfern das Handwerk auszuüben, aber es kam, wie doch schon vorhin zu ersehen war, trotzdem oft genug vor. In dem schon genannten Privilegium von 1735 heißt es daher: „Auf dem platten Lande wollen wir Niemandem das Backen zum Verkauf gestatten, und daseru Jemand, er sey wes Standes und Kondition er wolle, betroffen würde, daß er Brot zum Verkauf backte, der soll dafür nachdrücklich gestrafet werden.“ Diese Verordnung wurde jedoch immer wieder übertreten und war die Ursache vieler Beschwerden der Stadtbäcker bei der landesherrlichen Regierung.

Auch in anderer Hinsicht waren die Bäcker oft ungünstiger gestellt wie heutzutage. Heißt es doch in ihrem Privilegium: „Des Einkaufs von Roggen und Weizen, so zur Stadt zum feilen Verkauf gebracht wird, müssen sie sich vor der gesetzten Stunde und bevor die Fahne oder ein anderes Markt-Zeichen eingezogen, nicht unterfangen, sondern den Einwohnern bis dahin das Recht des Einkaufs allein lassen.“ Es war ihnen jedoch gestattet, aufs Land zu fahren und daselbst Getreide „zu ihrer Hantierung, nicht aber zum Wiederverkauf“ einzuhandeln.



Der Magistrat hatte darüber zu wachen, ob auch die Backware die vorgeschriebene Größe besaß. Alle Monate einmal mußte der Marktmeister, sowie ein Deputierter der Garnison und ein Magistratsmitglied die Semmel und das Brot sowohl in den Scharren (Verkaufsständen auf dem Markte) als auch in den Häusern der Bäcker unversehens revidieren, auch an den Jahrmärkten sollte es geschehen, „Maßen die Bäcker in dem Wahn leben, als ob ihnen den Landmann zu betriegen erlaubt wäre.“

„Den gewissenlosen Bäckern, die eigentlich von selbst aus Ueberzeugung ihres Gewissens wissen müssen, daß sie sich an ihrem Nächsten gar sehr versündigen, wenn sie das Brot zu leichte backen, oder beim Haus-Backen von dem Teig mehr nehmen, als ihnen für den Sauerteig gebühret,“ wird in aller Ernsthaftigkeit anbefohlen, „daß sie bey dem festgesetzten Gewichte verharren sollen“. Finden die Revisoren Brot, welches „plantschicht“ (d. h. nicht ausgebacken) ist, so sollen sie es ihnen wegnehmen und aufs Rathaus bringen.

Die hier mitgetheilten Vorschriften über die Rechte und Pflichten der Meister sind nur ein kurzer Auszug aus dem „Gülden-Privilegium der Bäcker in Lippehne“, außerdem gab es noch eine große Zahl beengender und lästiger Anordnungen, die dem Meister von dazumal nicht immer zur Freude gedient haben werden.

So wollen wir nun den vielgeplagten Meister jener Zeit auch noch zur Ruhe begleiten.

„Wenn ein Meister stirbt und das Gewerke stark genug ist, sollen die jüngsten Meister, so viel deren nötig, schuldig und dienstlich seyn, die Leiche zu Grabe zu tragen, und soll sich bei 8 Groschen Strafe ohne erhebliche Ursachen keiner, dem es vom Altmeister angesagt worden, dessen entziehen. Für sothanes Leichentragen soll den Trägern 1 Reichstaler und 8 Groschen aus der Meisterlade gegeben werden. Die übrigen Meister sind schuldig, der Leiche zu folgen und so ihren verstorbenen Mitmeister mit Ehren unter die Erde zu bringen.“



19. Friedrich Wilhelms I. Schulrevision in Giesenbrügge.

Es ist gewiß für jeden Einwohner der Neumark von großem Interesse, aus der Geschichte seiner Heimat zu erfahren, wie die Hohenzollernfürsten bestrebt waren, die Volksbildung zu heben und zu fördern. Es ist der vielverkannte Friedrich Wilhelm I., der hier mit weitausschauendem Blicke für das Wohl seiner Landeskinder sorgt.

In der Königlichen National-Gallerie in Berlin finden wir das prächtige Bild Menzels: „Schulbesuch Friedrich Wilhelms I. von Preußen“. Wir sind in der Lage, den Verlauf einer solchen Schulrevision des gefürchteten und strengen Preußenkönigs zu schildern.

Solch ein Vorgang, wie ihn das betreffende Bild darstellt, hat sich tatsächlich vor 170 Jahren in dem Dorfe Giesenbrügge in der nördlichen Neumark im Kreise Soldin zugetragen. Der König hatte der Gemeinde das Material zum Baue eines Schulhauses geschenkt und einem tüchtigen Lehrer Namens Wendroth die Stelle übertragen. Wohl waren anfangs Abneigung und Widerwillen in der Gemeinde gegen die neue Einrichtung groß, da man aber bald einsah, daß die Kinder im Rechnen, Lesen und Schreiben gute Fortschritte machten und diese Kenntnisse ihnen nützlich und förderlich seien, gewann auch Wendroth die widerstrebenden Elemente für sich und seine Sache.

Friedrich Wilhelm I. hatte die für manche Leute recht unangenehme Gewohnheit, sich um alle Sachen selbst zu kümmern. Besonders lagen ihm natürlich seine neuen Einrichtungen am Herzen. Unangemeldet erschien er sodann, um nachzusehen, ob auch alles in Ordnung sei, und seinem scharfen Auge entging so leicht kein Fehler.

Es war im vollen Brand der Juliglut im Jahre 1730. Die schwüle, drückende Hitze und der unbewölkte Himmel schienen ein Gewitter ankündigen zu wollen. Obwohl es viele erwartet und erwünscht hatten, trat es nicht ein. Aber



ein anderes Gewitter zog herauf, das diesmal allerdings gnädig ablief: Friedrich Wilhelm I. erschien unerwartet zur Schulrevision.

Der König hatte sich einige Tage in Frankfurt a. D. aufgehalten. In Begleitung zweier Offiziere, von Pannewitz und von Blesow, begab er sich von hier nach Cüstrin zur Besichtigung der Festung. Von dort aus fuhr der König mit seiner Begleitung nach Soldin. Hier wollte er die Domänenkammer revidieren. Es war zur Mittagszeit. Der Kammer- und Domänenrat, ein sehr zuverlässiger Beamter, wollte sich eben zu Tische setzen. Ohne Umstände bat sich der König zu Gaste und ließ es sich wohlschmecken. Scherzend sagte er: „Wenn seine Bücher ebenso gut in Ordnung sind wie sein Mittagstisch, so bin wohl zufrieden mit ihm“.

Der König sah die Kassenbücher durch und ließ sich die Kassenbestände vorzeigen. Nachdem er alles verglichen hatte, sprach er: „Alles gut, alles in Ordnung. So habe ich es auch erwartet. Jetzt muß ich weiter. Abends besuche ich ihn noch einmal, dann bitte ich mir Schinken und Eier aus. Gott befohlen!“

Nun ging die Fahrt nach Giesenbrügge. Der Lehrer Wendroth war gerade im Garten beschäftigt, als seine Frau mit der Botschaft herbeistürmte: „Der König ist im Dorfe, er will die Schule revidieren!“ Wendroth konnte es anfänglich gar nicht begreifen. Eiligst stürmte er durch den Garten in das Haus. Als er die Tür öffnete, stand er plötzlich dem gefürchteten Landesherrn gegenüber. „Das ist mir lieb, daß ich ihn hier im Hause treffe,“ redete Friedrich Wilhelm I. den erschrockenen und sprachlosen Lehrer an. „Ich will mir einmal seine Schule ansehen, hoffentlich finde ich alles in bester Ordnung.“ „Majestät“, stotterte Wendroth, „eine solche Revision hätte ich mir nimmer vermutet; ich bin ganz außer Fassung.“ „Ja, ja, fasse er sich nur, es geraten oft ganz andere Leute in Schrecken! Er soll mir eine Lektion mit den Jungens halten.“ — „Wie Majestät be-



fehlen," sprach Wendroth. Im Schulzimmer besichtigte der König alle Lehrmittel, Schulbücher, Tische und Bänke.

Die Nachricht von dem seltenen und hohen Besuche hatte sich sehr schnell in dem kleinen Dorfe verbreitet. Die Schulkinder hatten sich ohne Ahnung der sie erwartenden Musterung vor dem Schulhause versammelt. Auf Anordnung des Lehrers holten sie in kürzester Zeit ihre Schulbücher herbei. Einige in Hemdsärmeln und Schürzen, wenige mit Jacken gekleidet, so waren sie eingetreten.

"Was lehrt er denn eigentlich die Kinder?" fragte plötzlich der König den Lehrer. "Schreiben, Rechnen und Lesen, den Katechismus und einige andere nützliche Kenntnisse," antwortete Wendroth. "Nun, lege er mal los," sprach Friedrich Wilhelm I. Hinter dem Könige standen von Pannewitz und von Blesow. Der König saß auf einem Stuhle und betrachtete scharf das Verhalten der Schüler. Wendroth ließ die Kinder lesen und schreiben, sodann prüfte er sie in Religion. Es ging alles gut. Die Kinder waren ordentlich auf dem Posten.

"Jetzt kommt das Wichtigste," sprach der König; "wenn ihr auch hier etwas Gutes leistet, so soll es mich freuen." Der Revisor stellte dann selbst einige Aufgaben im Rechnen. Die Augen der Knaben waren aufmerksam auf den König gerichtet. "Wenn ein Mensch", begann Friedrich Wilhelm I., "315 Tage lang, jeden Tag 4 Groschen verdient, wieviel macht das zusammen?" — "Durch welche Species wollt ihr das finden?" "Durch die Multiplikation," rief eine helle Stimme aus dem Hintergrunde des Zimmers. "Gut," sprach der König, "das ist meine liebste Species. — Von der ausgerechneten Summe zieht alsdann 345 Groschen ab, dann sollt ihr mir sagen, was bleibt".

Es herrschte eine große Stille im Schulzimmer. Obwohl die Aufgabe leicht war, wollten die Kinder nicht recht zum Ziele kommen; denn sie waren durch die kurze und ungewohnte Rede des Königs eingeschüchtert worden. Da rief eine helle Stimme: "Ich bin fertig!" "Na, was hast du für ein



Resultat?" „915 Groschen," antwortete der Knabe. „So stimmt es. — Wie bist du dazu gekommen?" Kochen Weber, so hieß der kleine Bursche, rechnete nun seine Aufgabe vor. Der König folgte aufmerksam den kurzen Ausführungen des Knaben. Er war hocheifrig und sprach zu ihm: „Du hast deine Sache gut gemacht und bist ein kluger Junge."

Der Lehrer war hinzugekommen und lobte ebenfalls den Knaben: „Es ist mein bester Schüler, Majestät, und dazu armer Leute Kind; auch ist er überaus fleißig und folgsam." Der König gab dem Knaben zwei blanke Dukaten und sprach dabei: „Hier, Kochen, und immer gut rechnen." — Nachmals ist der Kochen Weber ein tüchtiger Soldat geworden und hat als Korporal Friedrichs des Großen viel von sich hören lassen.

Die seltene Schulprüfung war vorbei. Der strenge Landesvater war zufrieden. Lehrer und Schüler folgten fröhlichen Sinnes dem Könige bis zu seinem Wagen. Hier umringten ihn alle Bewohner des Dorfes und riefen, als er abfuhr, ein donnerndes „Wivat!"

Es war spät geworden, als der König wieder in Soldin anlangte. Der Tisch war schon lange mit Brot, Schinken und Eiern, dem Lieblingsessen Friedrich Wilhelms I., gedeckt. Bei der Abendtafel sprach der König zu dem Domänenrat: „So habe ich denn heute meine Arbeit vollbracht. Erst die Soldaten, dann die Kassen und dann die Schulen. Ich weiß wohl, da draußen im Reiche und in den andern Staaten Europas nennen sie mich einen Unteroffizier und Barbar. Man sagt, ich hätte keine andere Bildung als die der Kaserne. Aber laß sie nur! Es darf das Volk nicht in seiner Dummheit erhalten bleiben. Es wird die Zeit kommen, wo Geld und tüchtige preußische Soldaten, sowie offene Köpfe dem Lande notwendig sind. Es soll mein geliebtes Preußenland immer mehr wachsen und gedeihen. Kein fremdes Volk darf über uns herrschen. Allen Landeskindern will ich Degen und Pistolen in ihre Wiege legen. Wenn aber mein Volk in Zukunft stark und kriegsbereit sein soll, so bedarf ich dazu



auch des Geldes. Meine Untertanen sollen mir helfen sparen und zusammenhalten.

Ich bin heute zufrieden gewesen, ihr habt alle brav gewirtschaftet!"

Das war eine Tagesfahrt Friedrich Wilhelms I.

20. Friedrich der Große als Kronprinz in Cüstrin.

Die traurigen Jugendjahre Friedrichs des Großen, die so arm an Sonnenschein und Liebe waren, sind uns allen wohlbekannt. Als er älter wurde, verschärfte sich das gespannte Verhältnis zwischen ihm und seinem Vater mehr und mehr. Als ihn der Vater sogar mißhandelte, beschloß der Kronprinz, zu entfliehen; aber der Plan mißlang, und er hatte den törichtesten Jugendstreich schwer zu büßen. In strenger Haft mußte er in der Festung Cüstrin eine harte Schule des Lebens durchmachen. In brauner, einfacher Gefängnisbekleidung verlebte er ohne jegliche Bequemlichkeit und Erleichterung hier viele Wochen in strenger Einzelhaft. Der König selbst erließ die genauesten Vorschriften darüber, wie mit dem Prinzen zu verfahren sei. Die Türen mußten Tag und Nacht verschlossen bleiben. „Die Schlüssel soll der General von Lepell in Verwahrung haben. Des Tages dreimal soll das Gefängnis aufgeschlossen werden, aber nicht länger als vier Minuten ausbleiben. Wenn man ihm das Essen hineingetragen, soll die Tür sogleich wieder zugeschlossen werden. Die beiden Offiziere, die auf- und zuschließen lassen, sollen bei größter Ungnade mit dem Gefangenen nicht sprechen. Wenn er was fraget, sollen sie ihm nicht antworten, und dieses ist meine strikte Anordnung, da sie mit ihren Köpfen dafür verantwortlich sein.“

Dadurch aber wurde der Sinn des Kronprinzen nur noch verschlossener. In den von der Untersuchungskommission angestellten Verhören verweigerte er jede Antwort. Durch die Hinrichtung seines treuen Freundes Ratte wurde er jedoch völlig erschüttert und zu einer gänzlichen Sinnesänderung getrieben. Zuweilen bricht allerdings noch der alte Troß und



Hochmut durch, und er erklärt: „Nach langem Nachdenken hat mir mein Gewissen nicht das mindeste gezeigt, worin ich mir etwas vorzuwerfen hätte,“ als er aber merken mußte, daß er damit sein unerträgliches Los nur noch verschlechtert, demüthigt er sich unter die starke Hand seines Vaters. Er wird eifrig bestrebt, den wohlgemeinten Anordnungen des Königs nachzukommen und ihm durch Fleiß und Arbeitsamkeit zu beweisen, daß es ihm ernst sei, sich mit ihm völlig auszuföhnen.

Da befohl der König, den Kronprinzen bei der neu-märkischen Kriegs-Domänenkammer in Cüstrin anzustellen. Vom 21. November 1730 bis zum 18. Februar 1732 hat er hier täglich treu und fleißig an allen Geschäften den regsten Anteil genommen. Der Chef des Kollegiums, Kammer-Präsident von Münchow, war angewiesen, ihn wie ein gewöhnliches Mitglied anzusehen und zu beschäftigen. Der Kammer-Direktor Hille erteilte Unterricht in Finanz-, Handels-, Manufaktur- und Polizeisachen, der Kriegsrat Hünicke in der Landwirtschaft und Domänen-Verwaltung.

Am Tage nach der Einführung in die Kriegs- und Domänen-Kammer, wo er an einem untenan gestellten Tische Platz nahm, überreichte der Minister von Grumbkow dem Könige zwei vom Kronprinzen ganz eigenhändig geschriebene Kammer-Relationen, sowie eine dritte nur unterschriebene und fragte an: Ob dies ferner so gehalten werden solle? Der König erwiderte: „Frei soll nicht bloß unterschreiben. Er soll selbst arbeiten.“ Der Kronprinz besleißigte sich denn auch allen Ernstes, die Domänen-Verwaltung, das Finanz- und Polizeiwesen kennen zu lernen.

Aus einer Anweisung des Königs Friedrich Wilhelm für die Behandlung des Kronprinzen in Cüstrin entnehmen wir noch folgende Stellen, die besonders zeigen, wie der zukünftige Herrscher des damals fast rein agrarischen Staates die landwirtschaftlichen Verhältnisse studieren mußte:

„Der Kronprinz soll sich bemühen, die Wirtschaft praktisch zu erlernen. Zu dem Zwecke muß ihm gesagt



werden, wie die Wirtschaft geführt wird, wie gepflegt, gemist, gesät und der Acker zubereitet und bestellt werden muß. Dabei muß zugleich der Unterschied von der guten und schlechten Wirtschaft und Bestellung gezeigt werden und er solches selbst kennen und beurteilen lernen, wie ihm denn auch von der Viehzucht und dem Brauwesen aller nötige Unterricht zu geben ist. Es soll auf solche Weise bei Bereisung der Aemter fleißig mit ihm von allem verständig geredet und ihm gezeigt werden, warum dieses oder jenes geschehen, auch ob es nicht könne anders und besser gemacht werden; wie die Pächter es machen, daß sie können die Pachtgelder bezahlen; wie sie alles können zu Gelde machen. Man soll den Kronprinzen dahin anführen, daß er von selbst nach allen Sachen fragt und sich selbst von allem gründlich überzeugt; es soll aber streng befohlen werden, daß keine Schmausereien bei solcher Gelegenheit auf den Aemtern vorgenommen werden.“

Ueber die allmähliche Annäherung und Versöhnung des Vaters und Sohnes erfahren wir aus dem Briefwechsel, der zwischen ihnen stattfand, interessante Einzelheiten. Er zeigt uns, wie schwer es beiden ward, das richtige Verhältnis zu einander zu finden, aber auch, wie der Kronprinz später ehrlich bemüht ist, durch Fleiß und jede Art von Aufmerksamkeit des Vaters Zuneigung zu erlangen.

In der ersten Zeit seiner Gefangenschaft schreibt der Kronprinz folgenden Brief an seinen Vater:

Ich habe lange nicht unternehmen mögen, zu meinem lieben Papa zu kommen, teils weil es mir abgeraten, vornehmlich aber, weil ich noch einen schlechtern Empfang als den gewöhnlichen sollte vermuten, und aus Furcht, meinen lieben Papa mehr mit meiner gegenwärtigen Bitte zu verdrießen, habe ich es lieber schriftlich tun wollen. Ich bitte also meinen lieben Papa, mir gnädig zu sein und kann hierbei versichern, daß nach langem Nachdenken mein Gewissen mir nicht das mindeste gezeigt hat, worin ich mir etwas vorzuwerfen hätte. Hätte ich aber wider mein Wissen und Willen getan, das meinen lieben Papa verdrossen habe, so



bitte ich hiermit untertänigst um Vergebung und hoffe, daß mein lieber Papa den grausamen Haß, den ich aus allem seinem Tun genug habe wahrnehmen können, werde fahren lassen. Ich könnte mich sonst garnicht darein schicken, da ich sonst immer gedacht habe, einen gnädigen Vater zu haben und ich nun ganz das Gegenteil sehen sollte. Ich fasse dann das beste Vertrauen und hoffe, daß mein lieber Papa dieses alles nachdenken und mir gnädig sein wird; indessen versichere ich ihm, daß ich doch meine Tage nicht mit Willen fehlen werde und ungeachtet seiner Anguade mit untertänigstem und kindlichstem Respekt bin

meines lieben Papa
gehorsamster und getreuester Diener und Sohn
Friedrich.

Die Antwort des Königs auf dieses Schreiben lautete: Sein eigensinniger, böser Kopf, der nicht seinen Vater liebet; denn wenn man nun alles tut, absonderlich seinen Vater liebet, so tut man, was er haben will, nicht wenn er dabei steht, sondern wenn er nicht alles sieht. Zum andern weiß er wohl, daß ich keinen verweichelichten Kerl leiden kann, der keine menschlichen Neigungen hat, der sich nicht schämt, daß er nicht reiten, noch schießen kann und dabei unsauber an seinem Leibe ist, seine Haare wie ein Narr sich ordnet und nicht verschneidet. Ich habe alles dieses tausendmal getadelt; aber es ist alles umsonst und keine Besserung. Zum andern ist er hoffärtig, recht bauernstolz, spricht mit keinem Menschen als mit gewissen, und ist nicht leutselig, macht mit dem Gesichte Grimassen, als wenn er ein Narr wäre, und tut in nichts meinen Willen, als mit Gewalt angehalten, nichts aus Liebe, und er hat zu allem nicht Lust, als seinem eigenen Kopfe folgen; sonst alles nichts nütze ist. Dieses ist die Antwort.

Friedrich Wilhelm.

Als dann später der Kronprinz, durch die ernstesten und warmen Vorstellungen des Feldpredigers Müller veranlaßt, sich entschloß, allen Ungehorsam und Trotz zu lassen und den



Vater in einem demüthigen Briefe um Verzeihung zu bitten, kann auch der König sein Herz nicht länger verschließen und er antwortet seinem reumüthigen Sohne in einem Schreiben vom 3. Mai 1731 folgendermaßen:

„Ich habe euren Brief wohl erhalten, darin ihr mir danket wegen der geistlichen Bücher, die ich euch geschickt habe. Wollte Gott, ihr hättet meinem väterlichen Rat und Willen von Jugend auf gefolgt, so wäret ihr nicht in solch Unglück gefallen; denn die verfluchten Leute, welche euch beredet haben, durch die weltlichen Bücher klug und weise zu werden, haben euch die Probe gemacht, daß alle eure Weisheit und Klugheit ist zu nichts und zu Quark geworden. Hättet ihr des Vaters treuen Vermahnungen euch wollen untergeben, wäre es euch gewiß gut gegangen. Gott gebe, daß euer falsches Herz möge durch euren Arrest vollkommen gebessert werden!“

Die strenge Haft des Kronprinzen wurde nun etwas gemildert. An den Nachmittagen durfte er zuweilen auf dem Wasser fahren, Enten schießen und „sich solche Lust machen, die erlaubt ist.“ Auch zum Reiten und Fahren schickte später „der liebe Papa seinem getreuesten Diener und Sohn Pferde und Wagen.“ Erst im August 1731 besuchte der König auf einer Reise nach Königsberg die Stadt Cüstrin, und zum ersten Male sahen sich Vater und Sohn nach jenen traurigen Vorgängen wieder. Der König redete den Sohn zuerst mit harten Worten an und hielt ihm noch einmal sein Unrecht vor. Als er ihn fragte, wie er hätte seinen Vater so betrüben können, da konnte sich der Kronprinz nicht länger halten. Er brach in Tränen aus und warf sich dem Könige reumüthig zu Füßen.

Mehr denn je war der Kronprinz fortan bemüht, dem Vater Aufmerksamkeit und Liebe zu erweisen. Im September 1731 unternahm der Kronprinz eine Inspektionsreise nach dem Amte Karzig im Soldiner Kreise. Hierüber besitzen wir folgenden Bericht:

Vorigen Dienstag bin ich nach dem Amte Karzig gewesen und unterwegs haben wir beim Markgraf Carol zu



Soldin gegessen, nach dem Essen sind wir nach dem Amt gefahren. Dieses Amt ist lange nicht von solchem guten Lande als beim Wollup, es ist vieler Sand und an einigen Orten kaltgründig. Dichte bei ist ein Ort, welcher der Brandt genannt wird, woselbst vor einigen Zeiten der Wald abgebrannt; der Amtmann meint, daß es daselbst eine gute Gelegenheit wäre, ein Borwerk anzulegen, und ich glaube selber, daß er recht hat. Denn die Ursachen, so die Forstbedienten einwenden, seiend, daß das Holz daselbst wieder anschlagen solle. Hier gehört viel Zeit dazu und gehen wohl 20 bis 30 Jahre hin, daß dieser wüste Platz nichts bringet, da er doch, wenn ein Borwerk angeleget würde, einige hundert Taler einbringen würde; im übrigen habe die Schäferei und andere Ställe ebenfalls besehen, und läßet es, als wenn der Amtmann ein recht guter Wirt sei. Uebrigens empfehle ich mich in meines allergnädigsten Vaters beständige Gnade, und bitte ihn, versichert zu sein, daß ich jederzeit mit allem empressement werde geflissen sein, sowohl seine Befehle zu erfüllen, als auch was mit meinen Kräften zu Seinen Dienst befördern kann, zu treiben, und werde hierinnen verharren mit untertänigstem Respect und kindlicher Submission als

Meines Allergnädigsten Königs und Vaters
treu gehorsamster Diener und Sohn
Friedrich.

Cüstrin, den 8. September 1731.

Der König antwortete erfreut über den gemachten Vorschlag und gab noch nähere Verhaltungsmaßregeln in der nachfolgenden Ordre vom 11. September:

Mein lieber Sohn. Ich habe aus Eurem Schreiben vom 8. d. Mts. ersehen, daß Ihr seid in dem Amte Karzig gewesen, und wie Ihr in Vorschlag bringet, daß in diesem Amte an dem Orte, wo vor einigen Jahren die Haide abgebrannt, ein Borwerk angelegt werden könne. Nun ist mir lieb, daß Ihr auf dergleichen Vorschläge kommet, und suchet, wo einige Verbesserungen zu machen; es wird aber vor allen



Dingen nötig sein, zu examinieren, ob daselbst Wiesenwachs vorhanden, oder ob dergleichen durch Rodung noch zu machen, dannachero wird nötig sein, daß Ihr selbst nochmal dahin gehet, und in Augenschein nehmet, auch zugleich untersuchet, ob daselbst schon Acker, so zu diesem neuen Borwerk gelegt werden könne, oder ob derselbe erstlich von Neuem gemachet und ausgerissen werden müsse, und wie viel Acker und Wiesenwachs zu diesem Borwerk gelegt werden könne; Ihr müisset auch zugleich einen Landmesser mitnehmen und solches überschlagen lassen, Euch auch genau erkundigen, wie das Land beschaffen, ob es nur Roggen tragen kann, oder ob es auch Gerstenland ist und müisset Ihr Alles aus Eurem Kopfe tun und es selbst überlegen, jedoch könnt Ihr wohl mit andern Leuten davon raisonnieren. An Hutung wird es daselbst nicht fehlen. Wann nur Wiesenwachs zu machen, und steht daselbst noch etwas zu roden und zu räumen, müisset Ihr ferner überlegen, ob nicht noch vor Winters noch etwas daran vorgenommen, auch das Holz zu den Gebäuden in Zeiten angeschafft werden könne, weil Ich dieses Borwerk, wenn Ihr es vor gut und nützlich findet, gern anlegen lassen will, und wird Mir jederzeit besonders angenehm sein, wenn Ihr Euch dergestalt applicieren wollet, und werde Ich sodann bei aller Gelegenheit zeigen, daß Ich bin Euer getreuer Vater bis in den Tod x.

Wusterhausen, den 11. September 1731.

Der Direktor Hille ward gleichzeitig angewiesen, „den Sohn noch mehr zu animieren, daß er diese Sache selbst recht untersuche.“

Auch dieser letzte Wunsch des königlichen Vaters wurde dadurch erfüllt, daß der Kronprinz zwei Kostenschläge für ein anzulegendes Borwerk, so wie für ein Wirtschaftsgebäude zu Karzig selbst anfertigte und dieselben mit dem folgenden Bericht am 29. September 1831 überreichte:

Allergnädigster König und Vater!

Ich nehme mir die Freiheit, in aller Untertänigkeit meinem Allergnädigsten Vater hierbei den Plan, Anschlag



und Kontrakt des neuen Vorwerks zu Karzig zu übersenden, woraus Sie allergnädigst ersehen werden, daß hierbei nichts als Roggen und Gerste kann gewonnen werden, die Wiesen, so hiebei zu machen, sind recht gut und verinteressieret sich das Kapital, so dahineingestochen wird, auf 10 p. C. Vergangenen Mittwoch bin ich dahingereiset und habe das Alles auf das Exacteste gesehen und den Anschlag durchsehen lassen, welcher richtig ist. Ich wünsche nur, daß ich mit meinem Fleiß ein mehreres zu meines allergnädigsten Vaters Diensten tun könnte, so werde ich mein Leib und Leben und alles darzu anwenden, und hoffe in dieser Ermangelung, daß Sie an dieses einen Gefallen haben mögen. Gestern bin ich von Karzig zurückgekommen und habe unterwegs bei dem Major Sonnsfeld gegessen, vorigen Montag bin ich etwas spazieren geritten gewesen und vorigen Dienstag habe ich bei dem Präsident Winchow gegessen und Nachmittag nach Quarischen gewesen, aber Abends wieder zurückgekommen; ich empfehle mich übrigens in meines allergnädigsten Vaters beständige Gnade und ersterbe im gehorsamsten und kindlichen Respekt und blinden Gehorsam

Meines allergnädigsten Königs und Vaters
treuehormsamster Diener und Sohn
Friedrich.

Cüstrin, den 29. September 1731.

Ein zweiter Bericht vom 23. Oktober 1731 lautet wie folgt:

Allergnädigster König und Vater!

Hierbei übersende in aller Untertänigkeit den Karziger Bau-Kontrakt und den Plan des Vorwerks und ersterbe übrigens mit untertänigstem Respekt und Submission

Meines allergnädigsten Königs und Vaters
gänzlich treu gehorsamster Diener und Sohn
Friedrich.

Cüstrin, den 23. Oktober 1731.

Der König bezeugte seine Zufriedenheit durch die folgende, einige Abänderungen bestimmende Orde



Mein lieber Sohn!

Ich habe den von Euch eingeschickten Plan wegen des Vorwerks zu Karzig wohl erhalten und approbiere Ich denselben wie auch den mit eingesandten Kontrakt wegen des Baues. Nur finde Ich nötig und gut, daß die Stallungen auf beiden Seiten etwas näher an die Scheunen gerückt werden, wie Ich in der Zeichnung mit einem Kreuze gezeichnet habe, und Ich bin jederzeit

Euer getreuer Vater bis in den Tod &c.

den 27. Oktober 1731.

Im November 1731 fand die Vermählung der Prinzessin Wilhelmine mit dem Erbprinzen Friedrich von Baireuth statt. Am vierten Tage nach der Hochzeit erschien der Kronprinz in Berlin, den der König heimlich aus Cüstrin hatte holen lassen. Die Freude bei seiner Mutter und Schwester, die ihn so innig liebten, war unbeschreiblich. Einige Tage darauf erschien unter der Führung des Fürsten Leopold von Dessau eine Abordnung aller Offiziere, die den König hat, den Kronprinzen wieder in die Armee aufzunehmen. Friedrich Wilhelm erklärte sich bereit dazu und erteilte seinem Sohne wieder den Rang eines Obristlieutnants. Noch einmal mußte er jedoch zurück nach Cüstrin, um hier seine Studien zu vollenden. Welchen reichen Segen ihm diese Jahre gebracht, wissen wir alle. Als er später der mächtige Hauswirt seines Staates geworden, konnte er das Kleinste wie das Größte mit scharfem Blick erkennen. Hier in Cüstrin hat er den Grund dazu gelegt, daß ihm die Nachwelt nicht nur als Kriegsmann sondern auch als Landesvater und Friedensfürsten den Beinamen „Der Große“ zuerkannte.

21. Nachrichten über die Schlacht bei Zorndorf.

(25. August 1758.)

„Ein Schlachten war's und keine Schlacht!“

Trotz der glänzenden Siege bei Kossbach und Leuthen war die Lage Friedrichs des Großen sehr bedenklich. Der Kern seiner Truppen lag auf den Schlachtfeldern, und der



Verlust an kriegserfahrenen Offizieren war unerseßlich. Auch die Kassen des Landes waren gänzlich erschöpft, und die andern Hilfsquellen versagten bei längerer Dauer des Krieges mehr und mehr. Da hätte wohl mancher verzagt, aber Friedrich schrieb damals an seinen Freund Voltaire: „In der Gefahr zu scheitern, dem Sturm trotzend, zu denken, leben und sterben wie ein König, ist mein fester Entschluß.“ Wahrlich, solch ein Vorsatz war nötig; denn trotz der erlittenen Demütigungen und Niederlagen dachte man in Wien nicht daran, das Ringen „um den schönsten Edelstein in der Krone der Kaiserin Theresia“ aufzugeben. Mit allen Kräften wurde an der Erneuerung der österreichischen Armee gearbeitet. Vor allen Dingen aber suchte man die bisher ziemlich lässigen Russen zu erhöhter Tätigkeit anzuspornen.

Der russische Feldmarschall Graf Fermor, der an der Stelle des Feldherrn Apraxin die Leitung übernahm, drang in Ostpreußen ein und nahm diese Provinz, ohne nennenswerten Widerstand zu finden, in Besitz. Um sich die Gunst und Zuneigung der Bewohner zu erwerben, behandelte man diese durchaus schonend. Ganz anders erging es der Neumark, als Fermor, durch unablässiges Drängen des Wiener Hofes genötigt, in diesen Teil der preussischen Monarchie eindrang. Alle Greuel der Verwüstung wurden in ihre gesegneten Fluren getragen. Unermeßliches Elend und grenzenlose Not suchten die armen Bewohner wie zu den Zeiten des Dreißigjährigen Krieges heim. Ohne die polnische Neutralität zu achten, rückten die Russen in den südlichen Teil des ohnmächtigen Reiches ein und besetzten die Stadt Posen, schon damals die feste Absicht bekundend, in diesem Lande einst festen Fuß zu fassen.

Am 13. August überschritt Fermor die Warthe und fiel in die Neumark ein. Am 15. August wurde die Festung Gießtriu von ihm vollständig eingeschlossen und sogleich heftig bombardiert. Durch diese Beschießung wurde zwar der größte Teil der Altstadt zerstört und in Asche gelegt, indessen die Festungswerke wenig beschädigt.



Ueber diesen Vorgang besitzen wir einige Aufzeichnungen des Pfarrers Christian Abraham Seidel von Grüneberg bei Zehden a. d. Oder. Er schreibt darüber: „Am 15. August früh um 8 Uhr begann der Feind, ohne eine formale oder anderweit geschehene Aufforderung, eine so gewaltige Menge von Bomben und Feuerkugeln in die arme Stadt zu werfen, daß selbige schon um 9 Uhr an drei Stellen in Brand stand, welcher wegen Enge des Raumes und der dicht aneinander gebauten Häuser unmöglich gelöscht werden konnte. Dieser gewaltige Feuerregen zwang die bestürzten Einwohner, nur bloß an die Rettung des Lebens zu denken. Viele hatten kaum soviel Zeit übrig, ein Kleid anzuziehen, als ihnen die Bomben schon über dem Kopfe zerplatzten. Frauen und Kinder mußten bedacht sein, so wie sie aus dem Bette aufgestanden waren, mit Mann und Vater davon zu eilen und alles das Ihrige zu hinterlassen. Alles, was nur kriechen kund, eilte, wie es ging und stund, zum Tore hinaus. Alle Güter wurden verloren, und jedermann dankte Gott doch noch herzlich, daß er nur sein Leben und die Seinigen gerettet wußte.“

Trotz der Drohung der Russen, die Festung zu stürmen und die Besatzung niederzumachen, weigerte sich der tapfere Kommandant, Schack von Wuthenow, die Stadt den Feinden zu übergeben.

Unterdessen eilte Friedrich in Gewaltmärschen mit seinen geringen Streitkräften heran. Er vereinigte seine Truppen mit dem etwa 14000 Mann starken Korps des Grafen Dohna, welcher die Aufgabe hatte, mit diesem Heere Pommern und die Mark gegen feindliche Einfälle zu decken. Es waren jetzt 32000 Mann mit 76 leichten und 117 schweren Geschützen, die der König gegen das dreimal so starke Heer der Russen zur Verfügung hatte. Abraham Seidel schreibt darüber:

„Da nun die Gefahr immer größer ward, konnten wir merken, daß Gott auf unsere Rettung gedacht hatte. Denn unser allerliebster König Friedrich war am 20. August mit



einigen Völkern zu Frankfurt a. d. Oder eingetroffen. Jedermann erstaunte über die so ganz plötzliche Ankunft."

Als der König durch Grüneberg kam, ließ er die Truppen in Reih und Glied an sich vorbeimarschieren. „Während der Zeit konnte man jeden Schuß der Feinde auf Cüstrin hören. Man bemerkte auch deutlich, daß der König bei jedem Schuß eine Prise Tabak nahm, und konnte mitten in der seltenen Standhaftigkeit, welche die Welt nebst so vielen andern erhabenen Eigenschaften schon längst an diesem Helden bewundert hat, auch die Empfindung des Mitleids über das Schicksal der Stadt und den Eifer, ihr zu helfen, an S. Majestät beobachten."

Nachdem Fermor den Uebergang der preussischen Truppen über das rechte Oderufer erfahren, hob er die Belagerung Cüstrins auf und bezog ein Lager zwischen Quartzchen und Zicher, kaum $\frac{1}{2}$ Meile von Friedrichs Heer entfernt, und von diesem nur durch die Miegel getrennt.

Um jedoch im Falle eines Unglücks mit seinen Truppen sich nach Cüstrin zurückziehen zu können, wechselte Friedrich noch kurz vor der Schlacht seine Stellung. Er zog in einem großen Bogen durch die Massiner Heide über Baglow und Wilkersdorf, um den linken Flügel der Russen anzugreifen.

Ueber die blutige Schlacht bei Zorndorf hat ein anderer Augen- und Ohrenzeuge, der Neudammer Oberpfarrer, folgende Aufzeichnungen hinterlassen:

„Bis um 9 Uhr an diesem so merkwürdigen Tage war alles still: dann fing das Treffen wirklich an. Um 11 Uhr fing das kleine Gewehr an, sich mit einzumischen. Unsere Einwohner sangen in ihren Häusern Bußlieder, sie riefen den Herrn an um Sieg und Errettung.“ Um 12 Uhr wurde der Flügel des Grafen Dohna in die Flucht geschlagen. Als das der König sah, eilte er sofort hierher und trieb die weichenden Truppen wieder mit Gewalt gegen den Feind. „Darauf dauerte das ganze entsetzliche Feuer bis abends 7 Uhr. Das Schlachtfeld war nur 1 Meile in die Länge und



in die Breite. Von Damm (Dorf bei Neudamm) bis Zorndorf und von Zicher bis Quartschen. 18000 Russen liegen gewiß auf diesem engen Raam. Dies ist die lautere Wahrheit; denn die Russen lagen gliederweise gestreckt, so wie sie gestanden." Von den Einwohnern der nächsten Umgebung wurden jeden Tag gegen 50 Mann beordert, die die Toten zu beerdigen hatten, vier volle Wochen dauerte die schreckliche Arbeit. „Es hat sie jeder doch mit Vergnügen, wegen der dabei vorgefallenen guten Beute, verrichtet.“

„Aus den abgebrannten Dörfern hat man von solchen Elenden am Leib und Gemüte zu 30 bis 100 aus dem Schutt, wie auch aus den Gehölzern zusammengebracht. Auf den Feldern, im Getreide, im Flachs, hinter den Bäumen lagen um uns herum eine große Menge Tote, Halbangesessene und Verfaulte. Die noch Lebenden kamen in die Stadt und die Dörfer und baten um Aliba (Brot); die aber in den Heiden nicht fortkommen können, hatten an den Bäumen die Rinde, Blätter und Wurzeln soweit abgenagt, als sie reichen können; und also hatten sie bis in die vierte Woche gelebt. Welche erstaunend harte Natur!“

Nach zwölfstündiger harter Blutarbeit war zwar die russische Armeegeschlagen; aber auch Friedrichs Heer war so ermattet, daß es die Verfolgung des besiegten Feindes nicht aufnehmen konnte. Ruhig mußte es daher zugeben, daß sich die Russen in der Nacht und am folgenden Tage wieder sammelten und ein besestigtes Lager bezogen.

Daß sich Graf Fermor den Sieg zuschrieb, kümmerte den König sehr wenig. Die Russen zogen nunmehr durch die nordöstliche Neumark und Hinterpommern, um Kolberg zu belagern. Das arme Land hatte dabei unsäglich viel zu leiden. In dem Dorfe Zicher mißhandelten sie den dortigen Pfarrer Moritz in unmenschlicher Weise. Mit ihren Kanttschuen hatten sie ihm den Rock auf dem Leibe derart heruntergeschlagen, daß nur noch Fesseln zu sehen waren. Er lief damit in das russische Lager, um seine Peiniger anzuklagen. Die Uebelthäter wurden nackt ausgezogen; zwei Unteroffiziere schlugen



mit Prügeln auf ihren Rücken, bis er müde war, „dann wurden die armen Schelme umgedreht und ebenso die Brust durchgeprügelt. Sie schrien entsetzlich dabei. Jedoch als diese barbarische Strafe vorbei war, liefen sie davon und schüttelten sie gleich den Hunden wieder ab“.

Umherschweifende russische Banden suchten überhaupt die evangelischen Geistlichen mit Vorliebe zu plündern und hatten eine besondere Freude daran, sie zu quälen und zu mißhandeln. Die Erlebnisse des Pfarrers Johann Christoph Behmann in Clausdorf bei Berlinchen geben uns ein deutliches Bild davon. Da sie äußerst interessant sind, mögen sie hier kurz berichtet werden. Er schreibt darüber:

„Sobald wir die Russen nach Bernstein ziehen sahen und wegen der streifenden Parteien in Sorge standen, so faßten wir den Entschluß, die Frauensleute und Kinder in die Kirche zu verschließen. Die übrigen Einwohner standen nebst mir auf der Straße. Gegen 8 Uhr kam eine Räuberbande von 18 Kosaken herangeritten; sechs stiegen sogleich von den Pferden und gingen auf mich los, während die andern mit ihren Speißen und Peitschen die Leute auseinander jagten, bis der sich hier, der andere sich dort versteckte. In einem Augenblick sah ich mich von allen Menschen verlassen und von diesen Unmenschen umringt. Ich reichte ihnen auf ihr Geschrei: ‚Gib Geld!‘ einen Dukaten, den ich bei mir hatte. Aber der wurde als nicht hinreichend auf die Erde geworfen. Sogleich griffen sie alle sechs zu, faßten meine Arme, zerrten mich hin und her, entblößten mir den Kopf, schlugen auf mich los und warfen mir die Schlinge eines Pferdehaarstrickes über den Kopf, zogen mir den Hals zu und warfen mich zu Boden unter den allergrausamsten Schlägen und Stößen. Mein entblößter Kopf wurde von einem Pistolenschlage und vielen Kantschuhieben mit Blut und Beulen bedeckt. Mein ganzer Rücken wurde eben dadurch und durch die entblößten Säbel, womit man mir alle Augenblicke den Kopf zu zerspalten drohte, jämmerlich zugerichtet, und mein Leib mit Blutstrieimen gefärbt. Mit dem Stricke wurde ich einmal



über das andre dergestalt gewirkt, daß mir Sinne und Gedanken vergingen.

Auf den so fürchterlichen Anfang führte man mich am Stricke in mein Haus. Ich gab noch meine ganze übrige Barschaft, nämlich 1 Taler und 8 Groschen, die ich im Hause aber versteckt hatte, hin. Das wurde angenommen, aber noch mehr gefordert. Als ich meine Armut und schon früher erlittene Blünderung vorstellte, wurde ich wieder zu Boden geworfen. Die Kleider wurden mir aufgerissen, über den Kopf gezogen und mein Leib auf dem bloßen Hemde von allen Seiten zerpeitscht. Ich schrie auf ihre Sprache: „Gospodi pomi lui!“ Ein Seufzer, den die Russen beständig im Munde führen und auf unsre Sprache: „Herr, erbarme dich mein!“ lautet. Hierüber wurden sie zwar zuerst still und stutzig, aber es währte nicht lange, so fuhren sie mit spöttischer Wiederholung dieser Worte in ihrer Grausamkeit fort. Dann trat einer mit dem Fuße auf den Strick, zog mir wieder den Hals zu und ließ mich einige Minuten, ohne Atem zu holen, zappeln. Nachdem mir wieder Luft gemacht war, und ich noch auf der Erde lag, so ging das Schlagen mit dem Rantschu von neuem los.

Einer stieß mich mit dem Fuße auf die Brust, der andre schleppte mich, auf dem Rücken liegend, am Stricke bis an die Stubentür, und ich würde sogleich erwürgt worden sein, wenn ich nicht den Strick nach der Brust herabgezogen hätte, worüber auch meine Hände jämmerlich zerschlagen wurden. Aber hier wickelte sich der Unmensch den Strick um die rechte Hand, trat mit dem linken Fuß darauf, zog so fest an, daß mir sogleich Atem und Empfindung verschwanden.

In dieser Positur wurden mir die Stiefeln mit solcher Gewalt abgezogen, daß die Bänder um die Knie zerrissen. Ich war wie tot und weiß nicht, wie ich wieder zu mir selber gekommen bin. Da ich mich aber erholt, sahe ich, was mit mir vorgegangen. Nachdem mir die Freiheit gegeben wurde, mich aufzurichten, fiel mir ein, daß ich meine Taschenuhr versteckt hatte. Die gab ich hin, sie wurde zwar



mit Lachen angenommen, aber die Raubgier dadurch nur desto mehr gelockt. Nun sollten die Dukaten und Rubel heraus. Ich flehte auf den Knien um Verschonen, aber vergebens. Nun hieß es, Feuer! In meinem Hause war kein Feuer. Sie führten mich nun am Stricke in des Verwalters Haus. Beim Eintritt betäubte mich der eine Unhold mit einem so harten Schläge, daß ich zur Erde sank. Da ich mich etwas erholt, wurde eine vierfache Feuertortur mit mir vorgenommen.

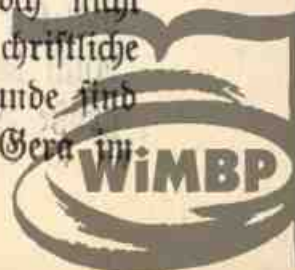
Man brachte ein Bund Stroh, nahm eine Handvoll nach der andern, zündete es an und hielt es an den bloßen Leib. Als ihnen dies zu gelinde fürkam, führten sie mich in die Stube, stießen mich in eine mit Stroh gefüllte Bettstelle und steckten es an. Da aber durch die Bewegungen meines Leibes und der Arme, wiewohl mit meiner großen Beschädigung, die Flamme gedämpft wurde, so nahmen sie das halbe Bund Stroh und zündeten es an. Darauf faßten zwei die Füße und zwei den Kopf und ließen mich mitten in der Flamme schweben, bis das Stroh unter mir ausgebrannt war, was ihnen meines jämmerlichen Schreiens ungeachtet noch nicht hart genug deuchte. Weil noch keine Dukaten und Rubel zum Vorschein kamen, wurde das übrige Stroh angesteckt und ich halbnackend in die Flammen geworfen und an dem Strick festgehalten; indessen wurden meine entblößte Brust und mein Unterleib mit dem Rantschu bearbeitet. Hierauf führten sie mich, der ich vor Mattigkeit kaum stehen konnte, in des Schulzen Haus, wo die andern Raubgesellen waren. Weil nichts übrig blieb als der Tod, so wurde mir solcher angedroht. Sie entblößten ihre Säbel mit furchtbarem Geschrei. Der eine riß mir den Kopf an den Haaren herunter, und ich vermutete nun den letzten Streich, da ich mich auch, wie bisher, in Gottes Vaterhände befahl. Doch die gedrohten tödlichen Hiebe verkehrten sich in grimmige Schläge mit der Fläche und dem Rücken ihrer Säbellinge auf meinen verbrannten und angeschwollenen Rücken.

Nunmehr folgt ein neuer Auftritt in dieser traurigen



Tragödie; denn nun sollte es auf die Kirche losgehen. Sie führten mich also dahin. Nachdem sie aber an der verschlossenen Türe vergeblich Gewalt gebraucht, so brachen sie durch ein Fenster ein. Hier erhob sich ein jämmerlich Geschrei, als vier von den Kosaken eingedrungen und mit grimmigen Schlägen und mit Abreißung aller Kleider unter den armen Leuten wüteten. Der größte Teil derselben rettete sich durch eine Thür am Giebel. Für mich war es der betrübendste Anblick, als ich meine liebe Frau unter den Händen dieser Mörder sahe, welche sie zur Erde stießen und sie eines Theils ihrer Kleider beraubten. Ein Kosak führte mich am Strick mit bloßem Haupt und Füßen im Hemde mit Blut bedeckt zu ihr, über welchen Anblick sie auch schmerzlich gerührt wurde. Meine armen Kinder liefen unter dem Haufen mit kläglichem Geschrei herum, kamen aber alle glücklich davon, außer das die Mittelste meiner fünf Töchter, ein Mädchen von 9 Jahren, unbarmherzig braun und blan gepeitscht wurde.

Gott aber half mir, daß ich mitten in diesen Mordtaten doch am Leben blieb. Einige dieser Barbaren wurden wahrhaftig gerührt und erweicht, durch deren Betrieb endlich der Grausamste unter allen, ein grün gekleideter Kosak, vom Stricke frei ließ und mich mit einem grimmigen Kantschuhiebe über den Kopf entließ. Welch eine unaussprechliche Gnade, daß der allmächtige Gott meine Schmerzen nicht allein gelindert, sondern auch ganz und gar von mir genommen und mir, der ich in jedermanns Augen tot war, in kurzer Zeit Kräfte und Gesundheit wieder geschenkt und die am 9. Tage darauf erfolgte Lähmung auch völlig gehoben hat. Da ich einige Wochen später auch durch den Verlust meiner Pferde, welche mir auch von umherstreifenden Russen geraubt wurden, in die kümmerlichsten Umstände versetzt worden, hat doch der Herr dabei gezeiget, daß seine Hand zu helfen noch nicht verkürzt sei. Er hat mir in der Nähe und Ferne christliche Herzen erweckt. Durch die Bemühungen edler Freunde sind mir reiche Kollekten aus Stargard, Stettin, Soldin, Gera im



Boigtlande, der Graffschaft Wernigerode usw. zugeflossen und dadurch mein Glend versüßt worden."

Die fernern Schicksale des Pfarrers Lehmann, die er uns selbst berichtet, zeigen, daß auch die Städte durch die umherstreifenden Räuberbanden viel zu leiden hatten. In einer Nacht wurden alle Scheunen der Stadt Berlinchen abgebrannt. Wer die Chroniken der neumärkischen Städte kennt, ersieht daraus, daß sie oft unermessliche Summen als Kriegsgelder zu zahlen hatten. Die Einwohnerzahl der Neumark sank um 52 000. Es dauerte fast 20 Jahre, bis die Spuren des Krieges verschwanden. Friedrich der Große unterstützte die armen Untertanen, soweit es nur in seinen Kräften stand. Ganze Häuserreihen hat er z. B. in Soldin mit seinem Gelde neu aufgebaut.

Wie glücklich können wir uns schätzen, daß uns Kriegsleiden fast nur noch der Sage nach im eignen Lande bekannt sind!

Gottlob, daß im Bild wir erfahren allein,
Was der Verfasser schauernd erlebte,
Der in jeglicher Stunde, bei Tag und bei Nacht,
Für die Seinigen bangte und bebte!
Gottlob, der uns Männer und Helden erweckt,
Die ein Reich, ein neues geschaffen
Und ein einiges Volk, das die Grenzen bewacht,
Ein Volk in Wehr und in Waffen!

22. Landsberg zur Franzosenzeit.

In den für unser Vaterland unglücklichen Schlachten bei Jena und Auerstädt war die preußische Monarchie zusammengebrochen. Große Massen übermütiger feindlicher Truppen wälzten sich durch die Dörfer und Städte der Neumark. Auch in Landsberg hielten sich oft kürzere oder längere Zeit große französische Heeresmassen auf. Dr. Joseph Emil



Mürnbergers*), der zur Zeit des Zusammenbruches und der Erhebung in Landsberg an der Warthe lebte, hat uns in seinen Novellen und Skizzen interessante Schilderungen jener ersten Zeit hinterlassen, welche hier einen Platz finden mögen.

1806.

Wie ein Donnerschlag wirkte die Nachricht von der Schlacht bei Jena. Viele, die noch unter dem alten Fries gelebt, hatten anders gehofft. Mit Riesenschritten drangen die Franzosen nach Berlin; Bestürzung und Angst wuchsen mit jeder Stunde. Die Straße hier durch nach Preußen war mit Flüchtenden besät; die Posten wurden auf den Cours zurückgewiesen, und der Estafettenwechsel dauerte Tag und Nacht ununterbrochen fort. Mit Entsetzen erinnere ich mich an die damalige Erschöpfung. Auf einen Befehl der derzeitigen Kriegs- und Domainen-Kammer zu Cüstrin mußten für den König, der dort verweilte, auf jeder Poststation 100 Pferde in steter Bereitschaft gehalten werden. Bald (26. Oktober) ging auch Er mit der Königin hier durch nach Schneidemühl. Ich werde den Morgen nie vergessen: das königliche Paar frühstückte auf der Straße, ohne den Wagen zu verlassen; die Königin schien heiter und gütig; der König sah trüb auf eine Abteilung Ratte'scher Dragoner, welche ein Lieutenant v. Falkenheim an dem Wagen vorbeiführte. Wir erfuhren, daß der König die bestimmtesten Befehle erteilt hatte, Cüstrin so lange zu halten, als möglich; sie bleiben unbefolgt: ein

*) Dr. Joseph Emil Nürnberger wurde 1779 zu Magdeburg geboren. Sein Vater war hier Kriegs- und Domänenrat. Er wurde Postbeamter und lebte als solcher in Magdeburg, Zerbst, Bernburg, Landsberg a. W., Leipzig und Halle. 1829 kehrte er nach Landsberg zurück und widmete sich hier, befreit von allen Amtspflichten, wissenschaftlichen und literarischen Studien und Arbeiten. Durch seinen philosophischen Roman „Stilleben“ und durch sein „astronomisches Handwörterbuch“ ist er weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus bekannt geworden. Später ward er zum Geheimen Hofrat und Oberpostdirektor ernannt. 1848 starb er in Landsberg.



von Schneidemühl aus expedierter königlicher Feldjäger, Hermann, erfuhr schon zu Balz, daß sich die Festung, der die Franzosen nachher den Beinamen forteresse imprenable beileigten, einer schwachen Abteilung französischer Kavallerie ergeben hatte. Der brave Mann erzählte mir mit Tränen in den Augen, daß er seine Depeschen auf dem Balz verbrannt habe, um sie den schon in der Nähe schwärmenden Franzosen zu entziehen. Der Postenlauf stockte nun gänzlich, und wie soll ich die Empfindungen beschreiben, mit denen ich nun stündlich das Einrücken der Franzosen erwartete?

Einen oder einige Tage später traf in der Frühe der preußische Major von Rauch mit Couriersperden und französischen Pässen ein, dem Könige mit Depeschen, die sich auf Friedensunterhandlungen bezogen, nachteilend: er kündigte uns das unverzügliche Einrücken der Franzosen an, und in der Tat erschien gegen Abend (1. November) ein schwaches Chasseur-Regiment unter dem Obersten Guyon. Ich war auch gegenwärtig, und da ich Französisch sprach, wendete sich der Obrist mit den lakonischen Worten an mich: „Autrefois les Prussiens se bâtoient bien.“ — Bald folgten mehrere Truppen vom Corps des Marschalls Angerau; der Courierwechsel nahm seinen Anfang, und in der Stadt etablierten sich ein Oberst Maucune als Kommandant und ein Kriegs-Commissarius Ballongue. Den Unordnungen aller Art ward aber dadurch kein Ziel gesetzt; vielmehr ward auf dem platten Lande überall geplündert; namentlich hatten Nachzügler Balz hart mitgenommen, die Pferde geraubt und den Posthalter zur Flucht gezwungen. Sollte die Kommunikation nicht ganz gehemmt werden, so war schleunige Hülfe nötig. Ein französischer Hospital-Beamter, ein menschenfreundlicher Mann, stellte sich mit mir ans Stadttor, und wenn ein Traineur ein Pferd einbrachte, ohne sich ausweisen zu können, so ward es ihm abgenommen. So brachten wir bald elf Pferde zusammen und mit diesen und einer Sauve-garde, die der Obrist Maucune bewilligt hatte, und einem Bürgersohn aus der Stadt, der die Geschäfte einstweilen versehen sollte, eilte ich



nach Balz, um nur die Postexpedition wieder in Gang zu bringen, weil sonst die Pferde der hiesigen Posthalterei bis Cüstrin gehen mußten. — Welche Greuel! Die ganze Straße mit Nachzügeln, beladen mit Raube, bedeckt: sie hatten die Betten aufgeschnitten, die Federn ausgeschüttet und die Einlette übergestürzt; auf den Bajonetten waren Gänse, Hühner u. aufgespießt. Die eintönige Frage dieser Bestien an den Carabinier, den wir als Sauve-garde bei uns hatten, war immer: „Où est le régiment?“ und seine eintönige Antwort: „il marche toujours“; — das war, was sie haben wollten. — In Balz sah es schrecklich aus: Fenster und Türen der Gebäude waren zerschlagen; in den Zimmern lagen die ausgeschütteten Federn verghoch umher, untermischt mit Scherben zerschlagenen Geschirres und dem ekelhaftesten Unflat; kein Mensch war zu sehen, und mit der größten Mühe schaffte ich so viel Brot herbei, um meine Begleiter auf den ersten Tag einzurichten.

Als ich mich Landsberg wieder näherte, bestieg der Kommandant Maucune, der mit einigen Mann eine Patrouille gemacht hatte, meinen Wagen; bei jedem neuen Wachtfeuer, das am Horizont aufloderte, schrie er wie außer sich: „C'est une étoile heureuse qui guide notre empereur!“ und seine Leute jauchzten vor Freude. — Bald nachher verließ Napoleon Berlin, um sich zuerst nach Posen zu begeben, und ich lebte nun in banger Erwartung, welche der beiden Straßen von Cüstrin ab, wo das Nachtlager bestellt war, er wählen würde, die über Sonnenburg, oder über Landsberg; denn auf allen Routen, selbst auf der doppelten über hier nach Meseritz und über Driesen, waren die Pferde bestellt, um Jedermann über den wahren Reiseplan des Kaisers irre zu leiten, eine Vorsicht, die bei der derzeitigen, an Dumpfheit grenzenden Stimmung vollkommen überflüssig war. So blieben wir in Ungewißheit bis Mitternacht vor Napoleons Ankunft, als ein „Inspekteur aux relais de Sa Majesté“ eintraf, dessen Instruktionen keinen weitem Zweifel übrig ließen. Next galt's, die ungeheure Anzahl von Pferden, die auf einmal



verlangt wurden, zu beschaffen. Da ich der einzige Postbeamte war, der das Französische geläufig sprach, so lag ziemlich die ganze Last auf mir, und Gott weiß, was ich an diesem unglücklichen Tage von den nun ununterbrochen eintreffenden Couriers, Inspektoren &c. herumgeholt worden bin. Napoleon selbst kam erst gegen zehn Uhr morgens. Er war in einen grauen Ueberrock gekleidet und saß mit Berthier in einem Wagen. Mehr habe ich von ihm nicht gesehen; erstens schloß das Militär während der Umspannung, die auf dem Markte erfolgte, einen engen Kreis um den Wagen, und zweitens ließen mich die Paar Couriere mit dem Geschrei: „mon bidet, où est mon bidet?“ gar nicht los. Wie dankte ich Gott, als der Wagen pfeilschnell über die Brücke fuhr! Die Arbeit war aber damit noch nicht getan. Gegen Mittag traf unvermutet Duroc ein, der bekanntlich die Unterhandlungen mit unserm König leitete. Nach der derzeitigen Verfassung waren Luxuspferde von der Requisition ausgeschlossen; der Kaiser war demnach mit ziemlich unansehnlichen Post- und Hülfspferden befördert worden. Als aber Duroc nun auch noch kam, mußte zu den Luxuspferden gegriffen werden, und er bekam einen prächtigen Zug. Abends ward ich vor den Kommandanten gefordert, Rechenschaft zu geben, warum der Französische Kaiser schlecht aussehende, und der mit dem Preussischen König unterhandelnde Duroc so prächtige Pferde erhalten habe? Nur mit großer Mühe entging ich der mir schon angedrohten Gefängnisstrafe. Gleich nach der Durchreise des Kaisers langten auch zwei Gensdarmen im Posthause an, „pour assurer la correspondance,“ wie sie sich ausdrückten, eine Maßregel, die samt dem kaiserlichen Befehl, die Postpferde prompt zu bezahlen, allerdings nicht wenig zur Erhaltung des Postwesens, sowie zur schnellen Beförderung der Depeschen, worauf es abgesehen war, beitrug.

Kurze Zeit nachher kam auch Murat, designierter König von Polen, dem Kaiser nachteilend, hier durch. Groß, schön gewachsen, in ein reiches Kleid von blauem Sammet nach polnischem Schnitt gekleidet, und bis zum Uebermaß verbünd-



lich in Worten und Wesen, hatte er den Frauenzimmern im Posthause, wo er abstieg und speiste, sehr gefallen. Obwohl der Obrist Maucune die Thür des Zimmers wie ein Argus bewachte, und unaufhörlich rief: „on n'entre pas ici sans ma permission,“ gelang es mir doch, ihn zu sprechen.

So verstrich unter Erwartungen und Bekümmernissen der Rest des Jahres 6, so die Zeit bis zum Frieden zu Tilsit, welcher, weit entfernt, unsere Leiden zu mildern, denselben die Schmach einer schimpflichen Zweideutigkeit hinzufügte. Not und Verzweiflung, und der bitterste Haß gegen die Urheber derselben, wuchsen mit jedem Jahre.

1812.

Gottes Strafgericht in Rußland hatte wider den stolzen Korsen entschieden. Seit geraumer Zeit waren wir ohne alle Nachrichten, und unsere Erwartung war durch diesen Umstand und den auch in hiesiger Gegend mit großer Strenge eingetretenen Winter, von dem jedermann die Aufreibung der Franzosen erwartete, aufs Höchste gespannt, als endlich eines Mittags Montesquiou, der nach dem gräßlichen Uebergange über die Beresina als Courier abgefertigt worden war, in dem erbärmlichsten Aufzuge auf einem schlechten Postschlitten hier eintraf. Der stolze Mann, der schon öfter durch Landsberg gegangen war, fast ohne mich eines Blickes zu würdigen, ließ mich diesmal gleich in das ihm angewiesene Zimmer rufen, erzählte mir mit großer Redseligkeit von dem entscheidenden Siege, den die Französische Armee an der Beresina erfochten habe, und fragte mich schließlich: „Voulez vous que je vous donne cela par écrit?“ — Worte, die, da ich den wahren Zusammenhang gleich ahnte, noch heute wie Musit in meinen Ohren klingen. Auf meine inständige Bitte darum setzte er mir mit großer Geläufigkeit ein großsprecherisches Bulletin auf, darin von 20,000 russischen Gefangenen, 40 Kanonen u. die Rede war; mit der Weisung, dies ans Stadttor heften zu lassen. Indeß ward niemand mehr getäuscht, und unsere Vermutung, daß die Sache sich gerade umgekehrt



verhalte, fand sich bald gegründet. Wenige Tage nachher eintreffender Courier brachte uns die sichere Nachricht von der Vernichtung des französischen Heeres. Von nun an drängten sich die Ereignisse, und fast jedes derselben lieferte den Beweis, daß sich die Vorsehung selbst für die gute Sache interessiere. — (Später:) Stadt und Land waren noch mit französischen Truppen erfüllt, da erschien eines Tages ein Extrapost-Reisender in einer offenen Kalesche, die ganz mit Papieren erfüllt war. Es hatte geregnet, und er packte die Papiere unter den Ofen der Passagierstube, um sie zu trocknen. Bei der Abreise blieben einige Pakete, von mir unbemerkt, liegen: Ein Postschreiber aber wird sie gewahr, untersucht sie und findet mehrere Hundert Exemplare einer auf ein Quartblatt gedruckten Aufforderung an das preußische Volk, sich gegen die Feinde des Vaterlandes zu erheben. In der Meinung, etwas recht Gutes auszurichten, läuft er auf den Markt und teilt sie aus, erst unentgeltlich, dann, als die Begierde danach wächst und sich Landvolk einfindet, zu 2, 4 gr. und so fort, bis nach einigen Stunden kein Exemplar mehr übrig ist. Kein Exemplar geriet in die Hände der feindlichen Truppen.

Ein russisches Corps unter Czernitschef hatte sich bereits Kanitz genähert, und sandte von dort eine Kosaken-Patrouille vor, deren Stärke etwa 40 Mann betrug, die wir aber viel stärker hielten. Die Kosaken bivouakierten an dem nämlichen Tage etwa zwei Meilen von hier in der Nähe von Zanzthal, als der Marschall Davoust, von Posen über Schwerin kommend, mit geringer Besatzung hier durch nach Cüstrin ging. Hätte sich unser Hof damals schon erklärt gehabt, so wäre der Marschall nicht lebendig aus der Stadt gekommen. Am andern Tage sandte er von Cüstrin eine Estafette hierher an den Obristen du Hamel, der mit einem sehr kleinen Trupp Infanterie, die keine Hähne auf den Flinten und den Tod im Leibe hatten, hier zurückgeblieben war, den Befehl, auf geradem Wege sogleich nach Cüstrin aufzubrechen, haltend. Diese Depesche kam im nämlichen Augenblick in meine Hände, als jene Kosaken in die Stadt rückten, und ich



hatte nichts Eiligeres zu tun, als sie dem Führer derselben, Lieutenant Iwanof, zu überliefern. Die erste Folge war, daß diese Abtheilung Fußvolk, die sich unterdeß auf Seitenwegen zurückgezogen hatte, gänzlich zerstreut wurde; die zweite Folge blieb aber auch nicht aus. Schon am andern Tage, als die paar Kosaken, beladen mit Beute, auf der Straße nach Berlin vorgegangen waren, wurde Landsberg wieder von einem starken Corps badenscher Truppen besetzt, und zugleich erschien ein Kommissarius des Marschalls Davoust, um die Art und Weise des Verlustes seiner Depesche zu untersuchen. Indesß ging es noch glücklich vorüber.

In dieser Zeit des Versagens von oben kam eine Macht von unten empor und machte sich überall in unserm Vaterlande durch selbständiges, nationales und tatkräftiges Handeln bemerkbar. Die Zeit der schmachvollen Unterwürfigkeit und grenzenlosen Furcht vor dem scheinbar unüberwindlichen französischen Heere war nun für immer vorbei. Das zeigen uns deutlich folgende Vorfälle, die sich in Landsberg zu dieser Stunde abspielten. Ein Bürger der Stadt beklagte sich bei dem französischen Truppenführer, daß ihn einer seiner Soldaten ungebührlich behandelt und tötlich beleidigt hätte und verlangte Genugthuung. Der Befehlshaber ließ seine Truppen auf dem Markte aufmarschieren. Die Landsberger Bürger fanden den Schuldigen heraus und verlangten seine Bestrafung. Ein kleines Kommando des preussischen Schützencorps, welches gerade die Wache hatte, wollte den Franzosen arretieren. Voller Mut aber stürzten sich die Franzosen auf den Führer und bedrohten sein Leben. Durch Mitglieder der Bürgergarde wurde er nun gewaltsam befreit. Da gab der französische Führer seinen Soldaten den Befehl, sich sofort vollständig zu bewaffnen.

Da zogen die Landsberger die Sturmglocke, und von allen Seiten stürzten nun die bewaffneten Bürger herbei, und die preussischen Soldaten stellten sich den Franzosen kampfbereit gegenüber. Da lenkte der friedliche Truppenführer gütlich ein und zog unbelästigt aus der Stadt.



Ein ähnlicher Vorfall ereignete sich, als Davoust mit den Ueberresten seiner Division, 1500 Mann, in Landsberg einrückte. Auf dem Reisewagen hinten angebunden befand sich ein Preuße, der in Cüstrin erschossen werden sollte. Man erkundigte sich bei ihm, warum er gefesselt sei und erschossen werden sollte. Als man erfuhr, daß er nur dem General Davoust freimütig widersprochen, weil dieser verlangt hatte, daß er seinen schweren Reisewagen mit zu geringen Pferdekräften fortschaffen sollte, da entstand großer Unwille gegen die Franzosen. Die Bürger rotteten sich zusammen, und ein Bürger namens Krüger befreite ihn unter den jubelnden Zurufen der Bevölkerung. Die Bürger waren so erregt und zornig, daß Davoust sich glücklich schätzte, als man ihn ohne Gewalttätigkeit passieren ließ. Beide Vorgänge waren Vorzeichen einer neuen Zeit.

23. Aus dem Revolutionsjahre 1848.

In seinem größeren Werke „Ein Reis vom alten Stamm*)“ schildert Heros von Borke die Zustände und Vorgänge in der Neumark während des Revolutionsjahres 1848. Seine Schilderung dieses Zeitabschnittes zeigt uns, daß in unserer Heimat in diesem Jahre auch auf dem Lande oft recht unsichere Zustände herrschten.

Ganz Deutschland war im Mai 1848 in einer zerütteten Lage. Ueberall in den deutschen Großstaaten gährte es, während in den kleineren Staaten Mittel- und Süddeutschlands sich republikanische Elemente breit machten.

In Berlin verfügten rührige Agitatoren über die Volksmassen, die Regierung fühlte sich dem Demagogentum gegenüber infolge unzulänglicher Mittel völlig machtlos; Straßentumulte waren noch immer — bis in den Juni hinein — an der Tagesordnung.

Aber auch wir in der Neumark sollten die Rebellen und mit ihnen die unruhigen Zeiten, wenn auch nur kurz vorübergehend, kennen lernen. Die Leute auf dem Lande

*) Verlag von Paul Kittel-Berlin.



blieben wohl treue Patrioten, jedoch in dem nahen Städtchen fanden unruhige Geister und Hitzköpfe so manchen Gleichgesinnten, der zur Umsturzpartei gehörte. So konnte es nicht fehlen, daß arbeitslose und arbeitscheue Kreaturen sich zusammentaten und, von Ort zu Ort ziehend, der hergebrachten Ordnung Trotz bieten wollten. Diese Horden beunruhigten mit Vorliebe die königstreuen Dörfer und versuchten, wo sie hinkamen, Erpressungen und Plünderungen. Eines Tages erhielten wir in Giesenbrügge ebenfalls einen solchen Besuch. Mein Vater war gerade ausgefahren. Plötzlich erschien zur Mittagszeit eine Bande von etwa vierzig Kerlen in geschlossenem Trupp lärmend und tobend unter dem Vorwande, daß sie Arbeit suchen wollten, auf dem Gutshofe. Ich, der die rohen Gesellen ankommen sah, verschloß schnell die Thür zum Herrenhaus und stellte mit Hilfe unseres Dieners die in damaliger Zeit stets geladenen Gewehre meines Vaters für etwaigen Gebrauch bereit.

Glücklicherweise waren unsere eigenen Leute alle schnell zur Stelle. Ich sah zu meiner Beruhigung und vollen Genugthuung, wie sie mit Forken, Mistgabeln und ähnlichen, in aller Eile aufgerasteten Verteidigungswaffen sich für einen etwaigen Kampf bereit machten. Auch von der Straße her hörte ich eine starke Abteilung Dorfbewohner laut sprechend angerückt kommen. Am meisten freute es mich, als mein Vater, dem man glücklicherweise unterwegs von dem Anzuge dieser fragwürdigen Gestalten Mitteilung gemacht hatte, schon im Galopp angefahren kam, unmittelbar hinterher noch Gensdarmen, die mit verhängten Zügeln auf den Hof sprenghen.

Den Eindringlingen wurde es, wie sie die unerwartete Verstärkung bemerkten, unheimlich zu Mute. Mein Vater stieg schnell aus dem Wagen und schritt sofort auf sie zu, während unsere zahlreichen Leute sie im Kreise umringten, des Befehles zum Einhauen harrend. Auf seine Frage, was sie wollten, meinten sie kleinlaut, sie hätten gar kein Begehren und bäten nur um Gnade. Zum großen Aerger unserer streitbaren



Mannschaft, und nicht minder dem meinen, wurde ihnen freier Abzug gewährt mit der dringenden Mahnung, sich nicht wieder hier sehen zu lassen; sie würden das nächste Mal sicher blutige Köpfe davontragen.

Wenige Tage darauf kam das Gerücht nach Giesenbrügge, die Polen seien in die Mark eingefallen und wären nur noch wenige Meilen vom Dorfe entfernt. Sie durchzögen sengend, brennend und mordend das Land; selbst Frauen und Kinder würden von ihnen nicht verschont. Mein Vater hatte inzwischen die waffenfähige Mannschaft des Gutes und Dorfes so gut als möglich organisiert und durchweg mit langen Piken bewaffnet. Mit schwerem Herzen sah ich ihn eines Tages mit seinem „Adjutanten“ zu Pferde an der Spitze dieser Truppe von dannen ziehen den vermeintlichen Polen entgegen, während ich zu meinem größten Kummer zu Hause bleiben mußte. Glücklicherweise kehrten sie alle wohlbehalten, wenn auch durch einen Marsch von einigen Meilen sehr ermüdet, zurück. Sie hatten keinen einzigen Polen zu Gesicht bekommen, die ausgerückten Verteidiger der vielen anderen alarmierten Ortschaften auch nicht. Es war eben nichts wie ein leeres Gerücht, das eine gewaltige Aufregung vom Warthestrand bis tief nach Pommern hinein verursacht und so viele Tausende von bewaffneten Männern auf die Beine gebracht hatte. Noch heute ist es unaufgeklärt, wem und welcher Veranlassung dieses große Stanpedo seine Entstehung verdankte. — —

24. Neumärktische Zaubersprüche.

Zum Schlusse sei hier noch ein kurzer Beitrag zur Geschichte des Aberglaubens im 20. Jahrhundert dargeboten. Die hier mitgeteilten Zaubersprüche sind aus dem Dorfe Staffelde im Kreise Soldin. Die Kunst des Besprechens wird noch heute in den Dörfern und Städten unserer Heimat in einem größeren Maße geübt, wie wir gewöhnlich annehmen geneigt sind. Wenn auch der Wortlaut der hier mitgeteilten Sprüche und Verse in den verschiedenen Gegenden



unserer Heimat nicht überall gleich ist, so stimmen sie doch dem Inhalte nach fast alle überein.

1. Wenn einer vor's Gericht geht.

„Ich gehe heut aus mit Gottes Macht,
 Ich gehe heut aus mit Gottes Kraft,
 Ich gehe heut aus mit dem Mann,
 Der Himmel und Erde schaffen kann.
 Wer stärker ist als dieser Mann,
 Der komme heut und greif mich an.
 Im Namen Gottes des Vaters,
 Der mich geschaffen hat!
 Im Namen Gottes des Sohnes,
 Der mich erlöstet hat!
 Im Namen des lieben heiligen Geistes,
 Der mich geheiligt hat!“

2. Gegen Zahnschmerzen.

Gehe vor dem Aufgang der Sonne zu einem fließenden Wasser — drei Freitage hintereinander — und bete in Gedanken also: Petrus stand unter einem Eichenbusch. Da kam unser Herr Jesus Christus und sprach zu Petrus: „Warum bist du denn so traurig?“ Petrus antwortete: „Warum sollte ich nicht traurig sein; denn meine Zähne verfaulen mir in meinem Munde.“ Da sprach Jesus abermals;

„Nimm Wasser in den Mund,
 Und spei' es wieder in den Grund.
 An dem Tage, wo ich erlitt die größte Pein,
 Sollen deine Schmerzen gebrochen sein.“

Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! X X X

3. Wenn sich das Vieh versangen.

Tier, du bist versangen!
 Jesus Christus ist gehangen.
 Jesus Christus ist gebrochen los,
 Ich spreche dich für das Versangen los.

4. Die Rose lossprechen.

Du Rose, so rosenrot,
 Du magst reißen oder stechen.
 Du sollst weichen und nicht wieder kommen,
 Wie der Heiland der Welt vom Kreuze genommen.

oder: Es gingen drei Frauen übers Feld,
 Die hatten drei Rosen in ihrer Hand,
 Die eine verblüht,
 Die zweite verschwand,



Die dritte fiel in den Sand.
Da kam die Mutter Maria und sagte:
„Die Rose darf nie wieder kimmern!“

5. Das Bluten stillen.

Es gingen drei Brüder wohl in das Land,
Sie führten drei Stäbe in ihrer Hand.
Der eine sprach: „Blut geh!“
Der andere sprach: „Blut steh' still!“
Der dritte sprach: „Gehorche unserm Will'!“

6. Von Wehtagen lossprechen.

Die Schmerzen deiner Wunden,
Die sich so häufig funden,
Die sollen jeztund weichen,
Wie Christus ist am Kreuz erblichen!

7. Sichere Blutstillung.

Sobald als du dich geschnitten oder auch gehauen, so sprich:
Glückselige Wunde,
Glückselige Stunde,
Glückselig ist der Tag,
Da Jesus Christus geboren ward.

Zum Schlusse sollen noch die Sonntagsreiter, deren
Pferde unruhig sind, ein Mittel erfahren, sie „still und
sanft zu machen“.

„Nimm einen Zettel und schreibe darauf diese Worte: *Frim,
nagulo, magulo eum Stotot*, und stecke ihn dem Pferd ins rechte
Ohr, so steht es so still wie ein Lamm.“

Wünschen wir, daß diese Art des Aberglaubens immer
mehr schwinden möge! Ist er doch ungleich gefährlicher wie
jener, der noch heute von vielen Leuten im Berufe oder bei
der Arbeit täglich geübt wird. Wie oft ist es nicht schon
vorgekommen, daß man erst dann zum Arzte schickte, wenn
die Zauberworte der „klugen Frau“ oder des „klugen Mannes“
nicht mehr helfen wollten. Freilich gibt es Fälle, wo auch,
nach dem Zeugnis sonst „ungläubiger“ Leute, das Versprechen
geholfen haben soll; aber wir können wohl ruhig behaupten,
daß es andere Kräfte waren, welche da die Heilung bewirkten.





GORZÓW WLKP.



GORZÓW WLKP.



GORZÓW WLKP.

